H
1362
vol. 5

von Halder
N. 3538.

Georg Chriſtoph Lichtenberg's
vermiſchte Schriften

nach deſſen Tode
geſammelt und herausgegeben
von

Ludwig Chriſtian Lichtenberg
Sächſ. Goth. Legationsrathe

und

Friedrich Kries
Profeſſor am Gothaiſchen Gymnaſium.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Fünfter Band.

Göttingen,
bey Heinrich Dieterich.
1803.

Vorbericht.

Dießmahl haben wir ſo wenig vorher zu erinnern, daß es kaum eines beſondern Vorberichts bedarf. Schon aus dem Schmutz-Titel iſt zu erſehen, daß der ganze Band lauter Aufſätze aus dem Göttingiſchen Taſchenbuche enthält. Der vorige Band enthielt dergleichen aus den Jahrgängen 1778 bis 1790; dieſe ſind aus den übrigen Jahrgängen, deren Herausgabe Lichtenberg beſorgt hat, nähmlich aus den Jahrgängen 1791 bis 1799, genommen.

Wegen der Echtheit des erſten Artikels: Amintors Morgen-Andacht könnte bey manchem ein Zweifel entſtehen, da es in dem Taſchenbuche, woraus er entlehnt iſt (vom Jahr 1791),

in einer Anmerkung heißt: Dieſer Artikel wäre dem Herausgeber von einem Ungenannten eingeſandt worden. Allein der ganze Aufſatz trägt zu deutlich das Gepräge des lichtenbergiſchen Geiſtes, als daß man jene Anmerkung nicht für eine bloße Maske halten ſollte, dergleichen der Verſtorbene in ſeinem ſchriftſtelleriſchen Leben mehrmahls gebraucht hat. So nennt er ſich auch in den Anmerkungen zu den Aufſätzen, die hier S. 237 ff. und S. 271 ff. ſtehen, den Herausgeber, obgleich Herausgeber und Verfaſſer nur eins waren.

Gotha, im Auguſt, 1802.

Die Herausgeber.

Inhalt.

1. Amintors Morgen-Andacht. Seite 3
2. Ueber einige wichtige Pflichten gegen die Augen. 14
3. Wohlfeiles Mittel, ſich kühles Getränk zu verſchaffen. 61
4. Bedlam für Meinungen und Erfindungen. 69
5. Von der Aeolus-Harfe. 81
6. Warum hat Deutſchland noch kein großes öffentliches Seebad. 93
7. Troſtgründe für die Unglücklichen, die am 29. Februar geboren ſind. 116
8. Die vierzehn Schweſtern. 130
9. Wie man zum Citoyen du pays plat gemacht wird. 134
10. Nachricht von einer Wallrath-Fabrik. 146
11. Einige Betrachtungen über vorſtehenden Aufſatz, nebſt einem Traum. 158
12. Auch ein paar Worte von Polen. 173
13. Das Luftbad. 181
14. Ueber Gewitterfurcht und Blitzableitung. 197
15. Ueber das Eſelslehn und die ehemahlige Weiberpolizey in Darmſtadt. 221
16. Von den Kriegs- und Faſt-Schulen der Schineſen. 237
17. Ein neuer Damen-Anzug, vermuthlich in Indien. 271
18. Streit über einen Sitz in der Kirche; keinen biſchöflichen. 288
19. Ueber Ernährung, Kochen und Koſt-Sparkunſt; nebſt einem Anhange a) vom Feuer; b) über ökonomiſche Behandlung der Waſſerdämpfe. 295
20. Das war mir einmahl eine Wurſt. 331
21. Eine kleine Aufgabe für die Ueberſetzer des Ovid in Deutſchland. 345

22. Verzeichniß einer Sammlung von Geräthſchaften, welche in dem Hauſe des Sir H. S. künftige Woche öffentlich verauctionirt werden ſollen. Seite 353
23 Rede der Ziffer 8. 373
24. Daß du auf dem Blocksberge wäreſt — ein Traum. 411
25. Miſcellaneen. 451
1) Leuchtende Kartoffeln. —
2) Lieutenant Riou. 455
3) Wie weit manche Vögel zählen können. 461
4) Von einer in dieſer Kaffehzeit ſeltenen weiblichen Erſcheinung. 465
5) Hypazoli und Cornaro. 472
6) Vom Würfel. 481
7) Von Makulatur-Bleichen. 485
8) Urnen und Aſchenkrüge von einer neuen Art. 488
9) Ein Wort über das Alter der Guillotine. 492
10) Neuer Gebrauch der Hunde. 503
11) Wie die Schineſen ihr großes Papier verfertigen. 508
12) Ueber Bücher-Formate. 511
13) Zero. 520
14) Vom bibliopoliſchen Jahre. 521
15) Troſt bey trauriger politiſcher Ausſicht. 525
16) Etwas Stoff zu Montags-Andachten. 526
17) Kohlengruben unter der See und Etwas von negativen Brücken. 532
18) Jüdiſche Induſtrie neben holländiſcher Frugalität. 540

Aufſätze

aus dem

Göttingiſchen Taſchenbuch

zum

Nutzen und Vergnügen.

I.

Amintors Morgen-Andacht.

1.

Amintors Morgen-Andacht.

Wie wenn einmahl die Sonne nicht wieder käme, dachte Amintor oft, wenn er in einer dunkeln Nacht erwachte, und freuete ſich, wenn er endlich den Tag wieder anbrechen ſah. Die tiefe Stille des frühen Morgens, die Freundinn der Ueberlegung, verbunden mit dem Gefühl geſtärkter Kräfte und wieder erneuerten Geſundheit, erweckte in ihm alsdann ein ſo mächtiges Vertrauen auf die Ordnung der Natur und den Geiſt, der ſie lenkt, daß er ſich in dem Tumult des Lebens ſo

ſicher glaubte, als ſtånde ſein Verhång=niß in ſeiner eigenen Hand. Dieſe Em=pfindung, dachte er alsdann, die du dir nicht erzwingſt und nicht vorheuchelſt, und die dir dieſes unbeſchreibliche Wohl=behagen gewåhrt, iſt gewiß das Werk eben jenes Geiſtes, und ſagt dir laut, daß du jetzt wenigſtens richtig denkſt. Auch war dieſes innere Anerkennen von Ordnung, nichts anders, als wieder eben dieſe Ordnung ſelbſt, nur auf ihn, der ſie bemerkte, fortgeſetzt, und daher immer für ihn der hôchſte Genuß ſeines Geiſtes. O ich weiß, rief er alsdann aus, dieſes mein ſtilles Dankgebeth, das Dir alle Creatur darbringt, jedes mit ſeinem Ge=fühl und in ſeiner Sprache, nach ſeiner Art, wie ich in der meinigen, wird gewiß von Dir gehôrt, der du den Himmel lenkſt; gewiß wird es Dir von allen Creaturen,

zu Tauſenden, dargebracht, aber mit doppeltem Genuß, von mir, dem du Kraft verlieheſt zu erkennen, daß ich durch dieſes Dankgefühl und in dieſem Dankgefühl bin, was ich ſeyn ſoll. O ſtöre nicht, ſprach er dann zu ſich ſelbſt, dieſen himmliſchen Frieden in dir heute durch Schuld! Wie würde dir der morgende Tag anbrechen, wenn ihn dieſe reine Spiegelhelle deines Weſens nicht mehr in dein Inneres zurück würfe? Es wäre beſſer er erſchiene nie wieder, oder wenigſtens für dich Unglücklichen nicht mehr. — Dieſe Art in ſeinem Gott zu leben, wie er es nannte, die ihm von Bethbrüdern, die lieber glaubten, als dachten, weil ſie es ſo bequemer fanden, für Spinozismus ausgelegt wurde, hatte er ſich ſo ſehr eigen gemacht, daß ſie für ihn unzerſtörbare Beruhigung über die Zukunft, und ein

nicht zu überwältigender Troſt in Todes=gefahr wurde. Eines Tages als er ſich nach einer ſeiner Morgenandachten ſelbſt befragte, woher ihm dieſes freudige Er=geben in die Führung der Welt, und die=ſes große Sicherheitsgefühl bey jedem Ge=danken an die Zukunft komme (denn es war ihm zu feſt um bloß dichteriſches Aufwallen zu ſeyn): ſo war es ihm ent=zückende Freude zu finden, daß er es allein dem Grad von Erkenntniß der Na=tur zu danken habe, den er ſich erworben hatte, einem Grade, von dem er behaup=tete, daß er jedem Menſchen von den ge=wöhnlichſten Anlagen erreichbar wäre. Nur müſſe, wie er ſagt, das Studium anhal=tend, ohne Zank und Neuerungsſucht und ohne alle Speculationen des Inventurien=ten getrieben werden. Man wird ihm leicht glauben, daß es eine entzückende

Betrachtung ſeyn muß, ſich ſagen zu kön-
nen: meine Ruhe iſt das Werk meiner
eigenen Vernunft; es hat ſie mir keine
Exegeſe gegeben und keine Exegeſe wird
ſie mir rauben. — O, nichts, nichts
wird ſie mir rauben können, als was
mir meine Vernunft raubt. Daß die
Betrachtung der Natur dieſen Troſt ge-
währen kann, davon iſt er gewiß, denn
er lebt in ihm; ob er es für alle ſey,
ließ er wenigſtens unentſchieden, und hier-
bey hinge, wie er ſagte, vieles von der
Art ab, wie die Wiſſenſchaft getrieben
und angewandt würde, eine Sache, die,
wie vielleicht auch Spinozismus, wenn
er unſchädlich ſeyn ſoll, nicht gelehrt,
ſondern ſelbſt gefunden ſeyn wolle; es ſey
nichts weniger als jene phyſico-theologi-
ſche Betrachtung von Sonnen, deren uns
deutlich ſichtbares Heer nach einer Art

von Zählung auf 75 Millionen geſchätzt würde. Er nannte dieſe erhabenen Betrachtungen bloße Muſik der Sphären, die anfangs den Geiſt wie mit einem Sturm von Entzücken faſt zur Betäubung hinreiße, deren er aber endlich gewohnt werde; allein das was davon immer bliebe, unſtreitig das beſte, fände ſich überall und vorzüglich in dem mit in die Reihe gehörigen Geiſt, der dieſer Betrachtungen fähig ſey. Es ſey vielmehr eine zu anhaltendem Studio der Natur ſich unvermerkt geſellende Freude über eigenes Daſeyn, verbunden mit nicht ängſtlicher, ſondern froher Neugierde (wenn dieſes das rechte Wort iſt), die, ſo weit über ſo genannte Cüriosite' erhaben ſey, als hohes Gefühl für Ehre über Bauernſtolz, zu erfahren, mit dieſen Sinnen oder mit analogen, oder Verhältniſſen

anderer Art, die ſich von jeder Art des Daſeyns hoffen laſſen, was nun dieſes alles ſey und werden wolle. Er fürchte zwar ſehr, daß ſeine Freunde immer nur die Worte der Lehre und nicht die Lehre hören würden, hoffe aber alles, wenn er dereinſt darüber ſprechen würde, von eigenem Verſuch. Er denke nun ſeit der Zeit, daß das Vergnügen, das die Betrachtung der Natur dem Kinde und dem Wilden, ſo wie dem Manne von aller Art von Bildung gewährt, auch den großen Zweck mit zur Abſicht habe, und in jedem Leben und in jeder Welt haben müſſe, in welchem Zuſammenhang ſey: völlige Beruhigung in Abſicht der Zukunft und frohes Ergeben in die Leitung der Welt; man gebe nun dieſer einen Nahmen, welchen man wolle. Er zähle es unter die wichtigſte Begeben-

heit ſeines Lebens, wenigſtens für ſich gefunden zu haben, daß, ſo wie wir natürlich leiden, wir auch natürliche von aller Tradition unabhängige Mittel haben, dieſe Leiden mit einer Art von Freude zu erdulden. Dieſe Philoſophie hebe freylich den vorüber gehenden Unmuth nicht auf, ſo wenig als den Schmerz, weil eine ſolche Philoſophie, wenn ſie möglich wäre, auch alles Vergnügen aufheben würde. Er pflegte dieſes öfters ſeine Verſöhnung mit Gott zu nennen, gegen den die Vernunft, ſelbſt mit Hoffnung auf Vergebung, vielleicht murren könnte, wenn nicht im Gange der Dinge auch der Faden eingewebt wäre, der zu jener Beruhigung ohne weitere Hülfe leiſten könnte. Ueberhaupt kamen bey ſeinem Vortrage viele Ausdrücke vor, deren ſich die Bibel bedient; er ſagte dabey: es

ſey nicht wohl möglich, dieſelbe Geſchichte des menſchlichen Geiſtes zu erzählen, ohne zuweilen auf dieſelben Ausdrücke zu gerathen, und glaubte, man werde die Bibel noch beſſer verſtehen, als man ſie verſteht, wenn man ſich ſelbſt mehr ſtudiere; und um mit ihren erhabenen Lehren immer zuſammen zu treffen, ſey der kürzeſte Weg, die Erreichung ihres Zwecks einmahl auf einem andern, von ihr unabhängigen zu verſuchen, und Zeit und Umſtände dabey in Rechnung zu bringen; Spinoza ſelbſt, glaube er, habe es nicht ſo übel gemeint, als die vielen Menſchen, die jetzt ſtatt ſeiner meinen. — Es ſey für Millionen Menſchen bequemer und verſtändlicher vom Himmel herab zu hören: Du ſollſt nicht ſtehlen, und kein falſch Zeugniß reden, als im Himmel ſelbſt die Stelle zu ſuchen, wo dieſe

Worte wirklich mit Flammenſchrift ge=ſchrieben ſtehen, wo ſie von vielen geleſen worden ſey. Uebrigens glaube er, ſey es für die Ferngläſer und die Brillen unbedeutend, ob das Licht wirklich von der Sonne herabſtröme, oder ob die Sonne nur ein Medium zittern mache, und es bloß ließe, als strömte es herab; aber die Ferngläſer und zumahl die Brillen ſeyen deßwegen nichts weniger als unbedeutend, und bey der Brille pflegte ihm öfters einzufallen, daß der Menſch zwar nicht die Macht hätte die Welt zu modeln wie er wolle, aber dafür die Macht Brillen zu ſchleifen, wodurch er ſie ſchier erſcheinen machen könne wie er wolle; und ſolcher Betrachtungen mehr, wodurch er ſeine Freunde nicht ſo wohl auf ſeinen Weg hinleiten, als ihnen vielmehr Winke geben wollte, den ſelbſt zu finden, der ihnen

der ſicherſte und bequemſte wäre. Wie es denn wirklich an dem iſt, daß Philoſophie, wenn ſie für den Menſchen etwas mehr ſeyn ſoll, als eine Sammlung von Materien zum Diſputiren, nur indirecte gelehrt werden kann.

2.

Ueber einige wichtige Pflichten gegen die Augen.

Wie wenn einmahl die Sonne nicht wieder káme, fragte Amintor. Und wie wenn ſie wieder káme und ich ſähe ſie nicht mehr; fühlte noch ihre Wärme, hörte noch den Lobgeſang, womit ſie der Wald begrüßt, und ſähe ſie nicht mehr? Ach! dieſes iſt das Los von Tauſenden! Gerechter Gott! Vom Sehenden zum Blinden, welche Veränderung! Der, der noch kaum, gleich einem Gott, den Himmel mit ſeinem Blick umfaßte; der Sonnen aufzählte zu Tauſenden, die Quellen des Lichts und des Lebens für Geſchöpfe ohne Zahl; der in einem Nu die Früh=

lingslandſchaft mit ihren Blüthen und Heerden, oder die Pracht der Städte, oder die Wogen des ſtürmenden Meeres, oder den Aetna und Veſuv, oder Aegyptens Pyramiden überſah; der die Figur der Reiche, ja der Erde ſelbſt maß und zeichnete — — da kriecht er nun, und ertaſtet ſich mit Mühe in Monathen den kümmerlichen Plan ſeiner Schlafkammer; die roheſte Nachformung von einer Dorfkirche würde ihm Jahre koſten, wenn ſie ihm nicht den Hals koſtete, und mit einer vom Aetna nur ſo genau, als das Bild, das im Winkel einer Landkarte Feuer ſpeyt, würde er Jahrhunderte zubringen, wenn ſie nicht ganz ſeine Kräfte überſtiege; der, der durch das Medium der Gebehrden den Menſchen im Innerſten des Herzens las, hört jetzt bloßes Zungenſpiel; der die Wahrheit der Worte

wiegen konnte, fühlt jetzt bloß ihre Glätte, und elender, abhängiger Glaube führt die Haushaltung für Selbſtüberzeugung in ewiger, ewiger Nacht! — —

Dieſes iſt das Los von Tauſenden, und wer das Spinnengebäude des Organs kennt, auf welches hier alles ankommt, die Menge der Feinde die ihm von außen und innen drohen, der wird erſtaunen müſſen, daß es nicht das Los der Hälfte des menſchlichen Geſchlechts iſt. Bey weiten der größte Theil derer, die dieſes Unglück erleiden, die dieſen Halbtod, möchte ich ſagen, ſterben, ſterben ihn freylich unverſchuldet durch Zufälle; allein keine geringe Anzahl und zwar gerade unter einer Claſſe von Menſchen, von denen man es am wenigſten erwarten ſollte, ich meine der ſo genannten gebildeten höheren Claſſe, erleiden ihn öfters durch Schuld,

wo nicht wiſſentlich durch muthwilligen Leichtſinn, doch gewiß ſehr oft aus einer Unwiſſenheit, die leicht zu überwinden geweſen wäre. Für die noch Geſunden dieſer Claſſe enthält nachſtehender Aufſatz Warnung und einigen Unterricht, für die bereits Kränkelnden Unterricht und Troſt, wo er möglich iſt; für die ganz Erſtorbenen findet ſich hier nichts; ihre Wiedererweckung, wenn ſie möglich iſt, gehört für den Arzt. Wie froh würde ich ſeyn, wenn ich durch dieſe wenigen Blätter nur einem einzigen Leidenden Troſt verſchaffen, oder nur einen einzigen Leichtſinnigen zur Ueberlegung bringen könnte, oder jemanden, der nie an den Verluſt ſeiner Augen gedacht hat, dahin, daß er wenigſtens daran zu denken anfängt, und ſich den Genuß des Lebens nicht vergällt. O man braucht nicht völlig zu erblinden, und kann den=

noch von dieſer Seite ſehr unglücklich ſeyn. Wer je einen Fehler an ſeinen Augen bemerkt hat, wird wiſſen, in was für eine Verfaſſung ihn dieſe Entdeckung ſetzte, und was für Zeit die Augenproben wegnahmen. Der Gedanke: in einem Jahre biſt du vielleicht blind, miſcht ſich in alles ein, er iſt der erſte beym Erwachen und der letzte beym Schlafengehen; keine Gegend und keine Geſellſchaft reitzt mehr; Nachrichten von neuen Entdeckungen und von neuen Büchern werden mit Unmuth geleſen; ſelbſt in Träumen ſieht man ſich nicht ſelten im Spiegel durch Augen entſtellt, die ſich ſelbſt in keinem Spiegel der Welt ſo ſehen könnten. Trifft ein ſolches Schickſal eine ohnehin hypochondriſche Seele, ſo geht alles viel ſchlimmer; der vermeintliche Candidat der Blindheit wird nun wirklich krank,

und die reelle Krankheit verſchlimmert die halb eingebildete; das Probiren der Augen bey jeder Gelegenheit nimmt zu, und die Proben fallen immer elender aus, ſo geht es immer creſcendo fort bis zur Verzweiflung oder dem Tod. Wer ſich alſo früh einer Augendconomie befleißigt, erſpart ſich ein großes Leiden, das, wenn es dennoch kömmt, gewiß ſchon dadurch, zumahl bey empfindlichen Seelen, vieles von ſeiner Bitterkeit verliert, daß es unverſchuldet kömmt. — Den guten Rath und die Lehren, welche nachfolgende Blätter enthalten, habe ich zum Theil aus einem Aufſatz des Hrn. Prof. Büſch *) gezo-

*) S. Erfahrungen von J. G. Büſch Profeſſor in Hamburg. Hamburg 1790. 2 Bände in 8; im 2ten Bande Seite 261: Guter Rath bey verſchiedenen Fehlern der Augen; ein Aufſatz, der ſich nicht allein, wie alles was von dieſem vortrefflichen Manne kömmt, durch tiefe Einſichten in die Sache überhaupt,

gen, theils aus einer neuern Schrift des engliſchen Optikus Adams *), und theils aus eigener Erfahrung.

Vor allen Dingen lerne man auch bey dem beſten Geſicht ſich nie für ganz ſicher zu halten, und ja bey geſunden Augen zuweilen an kranke zu gedenken, und durch behuthſamen Gebrauch wenigſtens Kraft für ſie aufzuſparen, wenn ſie dereinſt alt werden. Man bemühe ſich daher, ſo viel als möglich, bey allen Verrichtungen ein gleichförmiges Licht zu erhalten, da wenigſtens, wo es leicht angeht, und wir von uns abhängen. Eine Vernachläſſigung

ſondern über das, welches hier von großem Werth iſt, durch Erfahrung und Beobachtungen an ſich ſelbſt, empfiehlt.

*) An Eſſay on Viſion etc. intended for the ſervice of thoſe whoſe Eyes are weak or impaired by G. *Adams*. London 1789. gr. 8. (Von dieſem Buch iſt eine deutſche Ueberſetzung zu Gotha erſchienen. Zweyte Aufl. 1800.)

in dieſem Artikel, iſt die ſchleichende Urſache unzähliger Augenkrankheiten, ja nicht ſelten der völligen Blindheit. Adams erzählt bey dieſer Gelegenheit folgende Geſchichte. Ein Rechtsgelehrter in London wohnte ſo, daß ſeine Zimmer nach der Straße zu die volle Mittagsſonne hatten, ſeine hintern Zimmer lagen daher nicht allein gegen Mitternacht, ſondern gingen auch noch dazu in einen kleinen Hof, der mit einer hohen Mauer umgeben war, und waren alſo etwas finſter. In dieſen Zimmern arbeitete er, frühſtückte und ſpeiſete hingegen in den vordern, in welche ihn überdieß ſonſtige Verrichtungen öfters zu gehen nöthigten. Dieſes Mannes Geſicht nahm ab, und er hatte dabey einen immer währenden Schmerz in den Augen. Er verſuchte allerley Gläſer, conſulirte Oculiſten, aber alles vergeblich, bis er

endlich fand, daß der öftere Uebergang aus dem Dunkeln zum Hellen die Urſache ſeiner Krankheit ſey. Er veränderte alſo ſeine Wohnung, und vermied alles Schreiben bey Licht, und wurde ſehr bald wieder hergeſtellt. Weit trauriger iſt der Fall, deſſen Hr. Prof. Büſch Erwähnung thut: So manche Augenſchwäche, ſagt er *), und völlige Blindheit entſteht bloß aus Verfehlung dieſer wichtigen Regel. Als ich vor funfzehn Jahren den ſeligen Hagedorn in Dresden zum erſten Mahl beſuchte, den ich faſt ganz blind fand, nahm er meinen Beſuch in einem Zimmer an, wo mir das Licht ganz unausſtehlich war. Er wohnte in einer ziemlich ſchmalen Gaſſe. Das Sonnenlicht fiel von den Quaderſteinen der gegen über gelegenen Häuſer ſcharf zurück in das Zimmer.

*) A. a. O. S. 318.

Haben Sie, fragte ich, in dieſem Hauſe ſchon lange gelebt? — Schon über zwanzig Jahr. — — Und war dieß immer Ihr gewöhnliches Arbeitszimmer? — Das war es beſtändig. — So, ſagte ich ihm, ſehe ich mit Bedauern die Urſache Ihres Unglücks ein, denn in dieſem Lichte konnten Ihre Augen nicht geſund bleiben. — "Ich habe, fährt Hr. Prof. Büſch fort, bey mehr als einem Kinde Augenkrankheiten, die vielleicht keinen böſen Ausgang gehabt haben möchten, in einer völligen Erblindung ſich endigen ſehen, weil deren arme Aeltern keine Vorhänge vor die Fenſter und die Wiegen der Kinder hatten." Vorzubeugen iſt hierbey leicht, die Cur des eingetreteten Uebels aber oft ſchwer, ja wie Adams ſagt, und wie es auch wohl bey dem Hrn. v. Hagedorn der Fall geweſen ſeyn wird, ganz unmöglich.

Hieraus wird ſich nun leicht auch in dem Zimmer ſelbſt die Lage des Schreibtiſches, und des Katheders beſtimmen laſſen. Man ſchreibe oder leſe nie, wenn man es haben kann, in der Lage, daß ein helles Fenſter gerade gegen über ſo ſteht, daß jedesmahl das Licht in das aufgeſchlagene Fenſter fällt, ſondern laſſe das Licht von der Seite einfallen. In Fällen, wo keine ſolche Abänderung Statt findet, als bey Kanzeln, ſuche man mit Vorhängen oder ſonſt auf eine Weiſe dem Schaden vorzubeugen, und allemahl iſt es nützlich, es wenigſtens zu wiſſen. Wer weiß, ob nicht, wenn dieſe Regeln allgemeiner befolgt würden, die ſchwachen Augen unter die ſeltenen Krankheiten gezählt werden würden. Als Aufmunterung zur Befolgung dieſer Regel muß ich anführen, daß dadurch und einige andere, die unten vorkommen wer-

den, Hr. Prof. Büſch nunmehr zwey und dreyßig Jahre nach dem Zeitpunct, da er Grund hatte zu fürchten, daß aller Gebrauch ſeiner Augen aufhören und er im Mittage ſeines Lebens erblinden würde, noch immer ſieht und lieſet und ſchreibt. Auch ergibt ſich hieraus die Stellung der Betten. Das freye Tageslicht, und noch viel weniger das volle oder reflectirte Sonnenlicht ſollte nie die Augen des Schlafenden treffen können; denn ſelbſt wenn es, ihm unbewußt, während des Schlafes auf die Augenlieder fällt, ſo kann dieſes, zumahl, wenn er bereits ſchwache Augen hat, den ganzen Tag über die größten Beſchwerden verurſachen. Hierauf hat man beſonders auf Reiſen zu ſehen, und wenn man des Abends ſpät ankömmt, die Lage der Fenſter und die Beſchaffenheit der Bettvorhänge zu un=

terſuchen, damit man nicht auf eine un-
angenehme Weiſe des Morgens vom Tage
oder gar von der Sonne überfallen werde.
Im Wagen, wo die hellen Fenſter ſehr
ſtark gegen das Uebrige abſtechen, iſt ein
doppelter oder dreyfach zuſammen genäh-
ter, grüner Flor für empfindliche Augen
das beſte Hülfsmittel, denn die Läden
hemmen den Umlauf der reinen Luft, und
die feinſten Vorhänge die Ausſicht, die,
zumahl auf entfernte Gegenſtände, dem
Auge in vieler Rückſicht ſo wohlthätig iſt.
Einfache Flöre, dergleichen die Damen
tragen, um dadurch zu ſehen, und ge-
ſehen zu werden, ſind zu dünne, und
wenn ſie geblümt ſind, noch eher ſchädlich.
Aus dieſer erſten Regel überall nach gleich-
förmigem Lichte zu trachten, ergibt ſich
auch die Beſchaffenheit der Schirme. Man
gibt dem ſchwachen Auge gern einen

Schutz von oben, dieſes iſt ſehr recht gethan, ſagt Hr. Prof. Büſch, in ſo fern dadurch das helle von oben einfallende Tageslicht von dem Auge abgehalten wird. Aber man bedenkt nicht, daß dadurch die untere Hälfte des Auges, in welche das Licht von oben fällt, ganz in Schatten geſetzt, die obere Hälfte aber beſtändig durch das in dasſelbe fallende Licht gereitzt wird. Dieß iſt keinem Auge gut. Es muß ein ſehr geſundes Auge ſeyn, das dabey lange aushält. Wie aber, wenn das Uebel gar mehr im obern Theile des Auges ſeinen Sitz hat? dann iſt es gerade verkehrt gehandelt. Der geſundere Theil wird geſchützt und der ſchwächere ſoll immerfort Dienſte thun *). Ueberhaupt erfordert alle Erleichterung, die man dem Auge durch Dunkelheit ver-

*) A. a. O. S. 323.

ſchafft, viele Vorſicht. Alle am Tage ſelbſt mit grünen Vorhängen erkünſtelte Verdunkelung kann ſchädlich werden, theils weil ſie nie ſo vollſtändig erhalten werden kann, daß nicht hier und da etwas durchſchimmere, theils weil man, wenn man nicht ganz müſſig oder unfähig iſt ſich zu bewegen, unmöglich lange darin ausgehalten wird. Die natürliche Dämmerung iſt die beſte, und man ſollte den Genuß derſelben dem ermüdeten Auge nicht mißgönnen, zumahl da ſie außerdem der Ueberlegung ſo ſehr günſtig iſt. Schreiben oder leſen muß man in der Dämmerung nie. Es iſt ein Verfahren, das, den gelindeſten Ausdruck zu gebrauchen, thöricht iſt. Der ſchnöde Gewinn an Oehl und Zeit geht tauſendfach durch das Leiden und den Unmuth hin, den man ſich durch ſchwache Augen zuzieht. Ein Freund von

mir klagte mir eines Tages: er habe ſonſt ſo ſchön in der Dämmerung leſen können, jetzt könne er es nicht mehr, und fürchte, wenn es mit dieſer Abnahme ſeines Geſichts ſo fort ginge, ſo würde er vor ſeinem vierzigſten Jahre blind werden. Ich ſagte ihm, er habe freylich Recht, ich glaube auch, daß wenn es ſo fortginge, aber mit dem Leſen in der Dämmerung, ſo würde er blind werden. Er habe ſehr richtig geſchloſſen, ob er gleich die Wirkung für die Urſache genommen habe, er könne nicht deßwegen, ſagte ich, nicht mehr in der Dämmerung leſen, weil ſein Geſicht im Abnehmen ſey, ſondern es nähme ab, weil er immer noch in der Dämmerung leſen wolle. Sein Fehlſchluß, ſo ſehr er auch ſonſt Fehlſchlüſſe haſſete, machte ihm dieſes Mahl keine geringe Freude. Er unterließ das

Leſen in der Dämmerung, und ſein Geſicht nahm ſo wenig ab, daß ich dieſe Geſchichte auch mit deßwegen hierher ſetze, um ihm, der dieſe Zeilen in dieſem kleinen Druck, jetzt in ſeinem funfzigſten Jahre gewiß (vielleicht gar einmahl aus Muthwillen in der Dämmerung) leſen wird, eine Freude in der Ferne zu machen. Es iſt überhaupt ein ſehr großer, wiewohl ſehr gemeiner Irrthum, zu glauben, ein ſchwaches Licht ſey den Augen günſtig. Dem unbeſchäftigten Auge wohl, das nicht ſehen will, allein dem ſehen wollenden iſt es ſchlechtweg ſchädlich, und ein ſtarkes zuträglicher. Daß hier die Rede nicht vom unmittelbaren Sonnenlichte, oder von weißen Gegenſtänden, als z. B. von Schnee zurückgeworfenem iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſes kann freylich Entzündungen der Augen bewirken,

die nicht bloß Schwäche des Geſichts, ſondern völlige unheilbare Blindheit in kurzer Zeit zur Folge haben können. Gegen einen ſolchen Mißbrauch des Lichts warnt aber auch die Natur gemeiniglich bald durch ihr gewöhnliches Mittel, den Schmerz, und das unerträgliche, was jene Empfindung begleitet. Was man gemeiniglich ſchädliches im ſtarken Lichte zu finden glaubt, iſt nicht ſo wohl dieſes, als der Mangel an gleichförmiger Verbreitung desſelben im Auge. Man kann am Tage ohne die mindeſte Beſchwerde Stunden lang in den Mond ſehen, ſelbſt wenn er hoch über dem Horizont ſteht, bey der Nacht geht dieſes nicht an, ja man hat Beyſpiele, daß Aſtronomen, die ihn des Nachts durch Ferngläſer lange unverrückt und ohne gefärbte Gläſer betrachtet haben, um ihr Auge gekommen ſind. Dieſes rührt daher:

Am Tage leuchtet nicht bloß der Mond, ſondern auch alle Gegenſtände umher, und ſelbſt der benachbarte Himmel wirft blaues Licht zurück. Dadurch wird die Pupille gehörig verengert, überflüſſiges Licht abgehalten, und überdieß der Boden des Auges mit gleichförmigem übermahlt. Hingegen bey der Nacht wirken die Gegenſtände ſehr ungleichförmig auf das Auge, und bringen daher in einander nahe liegenden Theilen desſelben entgegengeſetzte Wirkungen, theils gleichzeitige, theils ſucceſſive hervor, welches immer eine Art von anfangs zwar vorübergehender, aber endlich mehr oder weniger anhaltender Zerrüttung iſt, derjenigen analog, die plötzlicher Uebergang von Hitze zur Kälte dem Leibe verurſacht. Man findet daher ſchon wirklich in obigem Fall einige Erleichterung, wenn man das Objectivglas erleuchtet, da doch nun gewiß noch mehr

Licht auf das Auge fällt, als vorher, da der Mond allein da war, allein es iſt nun alles gleichförmiger, der Mond ſcheint nicht mehr an einem ſchwarzen, ſondern an einem weißlichten Himmel zu ſtehen. So würde das Blatt, worauf ich ſchreibe, das mir mit ſo ſanftem Licht zu leuchten ſcheint, unerträglich zu glühen ſcheinen, wenn es dieſes erborgte Licht des Nachts in einem übrigens dunkeln Zimmer, als ſein eigenes zurückwürfe. Ich würde glauben auf weißglühendes Blech zu ſchreiben, und mit der Federſpitze einzelne Stellen abzulöſchen. — Alſo, wenn es dann doch einmahl bey Licht geleſen oder geſchrieben ſeyn ſoll, ſo iſt es immer beſſer zwey oder drey Lichter zu gebrauchen, als ein einziges, nur muß die Flamme ſelbſt mit ſo wenigem Aufwand von Schatten verdeckt werden, als es die

Umſtände verſtatten. Hr. Prof. Büſch hält zu dieſer Abſicht die kleinen Taſchenſchirme aus Taffet für die bequemſten und beſten, deren Mangel man auch ebenfalls mit einer Karte erſetzt, die man vermittelſt einer Haarnadel befeſtigt. Die Lampen mit Schirmen, die, wie die Segnerſchen und andere ähnliche, das ganze Zimmer verfinſtern, bis auf die Stelle da man lieſet, müſſen bey fortgeſetztem Gebrauch nothwendig das beſte Geſicht durch eben dieſe ungleiche Vertheilung des Lichts ſchwächen, da bey jedem Umherſehen, das Auge die Veränderung erleidet, von der wir oben geredet haben, und auch ſelbſt in dem Falle, da man nicht umherſieht, jene ungleiche Erleuchtung des Inneren des Auges bewirkt, die ſo ſchädlich iſt. Schade, daß die vortreffliche Lampe des Argand, die ſonſt in

aller andern Rückſicht eine der ſchönſten Erfindungen iſt, auch dieſen Fehler hat. Der Erfinder hat zwar einigermaßen dieſer übeln Wirkung dadurch vorzubeugen geſucht, daß er die Schirmſtürze aus dickem, weißem Papier macht, wodurch das Licht mehr durch die Stube vertheilt wird, und freylich nicht ſo ſchädlich als ein undurchſichtiger Schirm, oder als der Anblick der Flamme ſelbſt wird, aber doch noch immer zu abſtechend gegen das übrige Licht des Zimmers, weil die Lichtflamme bey dieſer Lampe ſo äußerſt lebhaft iſt. Auch hat man den Rauchfang aus gefärbtem Glas gemacht, dadurch wird aber ein Theil der Abſicht dieſer Lampe verfehlt, nähmlich die große Helle. Daß Schirme, die man über den Kopf ſtürzt, das Licht im Auge ebenfalls ungleichförmig vertheilen, iſt ſchon oben erinnert worden. —

Der zweyte Hauptrath iſt: Man muß den Augen nie mehr anmuthen, als ſie vertragen können, und die Art und die Zeit der Beſchäftigungen ſo viel möglich, nach dem Zuſtande der Augen wählen *). Man muß alſo, ſo viel als möglich, alle lange anhaltende Anſtrengung der Augen vermeiden, und in den Beſchäftigungen abwechſeln. Zum Glück werden die von Nerven herrührenden Augenſchwächen gewöhnlich ſolchen Menſchen zu Theil, die dieſes noch können, und ſeltener Leuten, die in körperlichen oder in leichtern Handarbeiten ſich anhaltend beſchäftigen. Hr. Prof. Büſch enthält ſich ſeit vielen Jahren alles anhaltenden Leſens bey Licht, und wählte dafür lieber das Schreiben, weil er dann ſeinen Augen noch durch den Gebrauch des blauen Papiers zu Hülfe kom-

*) Büſch a. a. O. S. 333.

men kann. Weil mir aber, ſetzt er hinzu, meine geſetzten Arbeiten nicht Beſchäftigung genug gegeben hätten, ſo mußte ich mich nach andern Gegenſtänden umſehen. Kurz, dieſer Umſtand inſonderheit habe ihn erſt ſpät zum Schriftſteller, und nun beynahe zum Vielſchreiber gemacht." Mancher Ausländer wegen (denn der Almanach wird überſetzt,) muß ich hinzuſetzen, — und zwar zu einem, der der Nation Ehre macht. So viel Troſt dieſe Geſchichte dem Denker gewähren wird, der aus ſich ſelbſt ſchöpfen kann, ſo wenig tröſtliches enthält ſie für den Compilator, der ſeine Bibliothek oder gar die öffentliche mit zu ſeinem Kopf rechnet, und bey welchem ſich beſinnen nachſchlagen heißt. Doch dieſe gehören mit unter die ſubtilen Handarbeiter, von denen wir ſo eben geſagt haben, daß ſie nicht ſo leicht

mit dieſer Krankheit befallen werden. Wer ſich vorleſen laſſen und dictiren kann, kann ſich freylich große Erleichterung verſchaffen, und allen anſtrengenden Gebrauch der Augen bloß auf den Tag verſparen, mit ſehr großem Gewinn für dieſelben.

Dritter Rath: Man beſchäftige ſeine Augen in freyen Stunden, ſo viel als möglich in freyer Luft und im Sehen in die Ferne *), man wähle ſeine Vergnügungen in dieſer Rückſicht. Reiten hat einen längſt erkannten Nutzen für nervenſchwache Augen, durch die heilſame Erſchütterung der Nerven. Fahren und Spazierengehen haben ihn auch in dieſer Rückſicht. Von allen aber iſt dieſes der Hauptvortheil, den ſie dem ſchwachen Auge verſchaffen, daß daſſelbe mit einer Menge von Gegenſtänden beſchäftigt wird,

*) Ebendaſelbſt S. 336.

deren keiner das Auge lange auf ſich zieht, und die in der Entfernung, worin man ſie ſieht, demſelben ein hinlänglich ſanftes Licht zuſenden.

Zum Troſt bey anhaltender Augenſchwäche dient die Bemerkung, daß ſie ſich ſelten mit völliger Blinhdeit endigt, zumahl wenn man ſich der erwähnten Vorſicht bedient, und man laſſe ſich daher nicht gleich durch Oculiſten ſchrecken. Es gibt unter ihnen ſehr ſeltſame Menſchen, die alle die prachtvolle Windigkeit des Ritter Taylor ohne ſeine Geſchicklichkeit beſitzen. Ich kann hier aus eigener Erfahrung reden, und ergreife mit Vergnügen dieſe Gelegenheit, einem Manne ein kleines Denkmahl zu ſtiften, das ich ihm ſchon längſt zugedacht habe, ohne die Gelegenheit dazu finden zu können. Dieſer Mann iſt der berühmte Oculiſt Wenzel

der Vater in London. Wer ihn noch nicht kennt, kann die kurze aber brillante Geſchichte ſeines eigenen Werthes, mit ſtehenbleibenden Schriften gedruckt in jedem engliſchen Morning paper leſen. Wenn ſchon die Gleichzeitigkeit einem Geſchichtſchreiber ſo vielen Credit gibt, ſo kann man leicht denken, was gar dieſe Geſchichte ſeyn müſſe, da er ſelbſt der Verfaſſer davon iſt. Zu dieſem wackern Landsmanne verfügte ich mich im Jahr 1775, da ſich ein Zufall an einem meiner Augen zeigte, der einigen meiner Freunde und beſonders mir ſehr bedenklich ſchien. Er wohnte in einer der erſten Straßen Londons, in Pall-Mall, da wo nachher auch Graham ſeine himmliſche Bettlade aufſchlug. Bey dem Eintritt in das Haus, wurde ich von einem Paar Bedienten oder Lehrlingen, denn ſie hatten in ihrem

Betragen etwas von beyden, mit den Augen gemeſſen und gewogen, vermuthlich zu erforſchen, ob ich ein ſolventer oder ein gratis Patient ſey, denn in meinem Anzug mochten ſie wohl auch ſo etwas von beydem entdeckt haben. So kam ich endlich vor Hrn. Wenzel, der mit jemanden in der Stube ein ſehr breites Engliſch ſprach. Ich fragte ihn auf die beſcheidenſte Weiſe von der Welt auf Engliſch, ob ich wohl Deutſch mit ihm reden könne, denn es gibt in England Deutſche die es nicht gern Wort haben wollen, daß ſie es ſind. O, ſagte er, ſprechen Sie mit mir, was für eine Sprache Sie wollen. Dieſes gab mir eine ſehr hohe Idee von den Sprachkenntniſſen dieſes Mannes; ich klagte ihm alſo mein Anliegen deutſch. Er ließ mich niederſitzen, beſah mein Auge mit ſehr bedeutendem, liebreichem Kopf-

ſchütteln, und auf die Frage: was er von dem Umſtand hielte, ſagte er: Sie werden blind. — Können Sie mir aber wohl helfen? — O ja — und was muß ich Ihnen dafür bezahlen? — Zehn Guineen, war die Antwort, ich gebe ihnen etwas in einem weiten Glaſe, da halten ſie das Auge des Tages etliche Mahl hinein u. ſ. w. Ein feiner Charlatan, war denn doch der Mann nicht. Er hätte mich bloß niederſchlagen ſollen, allein der unanſtändige deciſive Ton ſeiner Worte richtete mich mehr auf als mich ihre Bedeutung niederſchlug, und ich ſah auf einmahl wen ich vor mir hatte, bezahlte ihm eine halbe Guinee für die gemachte Freude, und ging nach der Straßenthür zu, wohin er mich mit bezahlter Höflichkeit unter vielen Bücklingen begleitete. Vollkommen tröſtlich

für mich war indeſſen dieſe Unterredung im Ganzen nicht, denn ich hörte nachher von Wenzels Talenten wenigſtens nicht immer ſchlecht ſprechen. Indeſſen nahm nun bald meine Geſchichte eine andere Wendung. Auch hier muß ich ein Paar Männer nennen, nicht um ihnen ein Denkmahl zu ſtiften, denn dieſes haben ſie, die ſehr weit über alles Lob, das ich ihnen ertheilen könnte, erhaben ſind, ſelbſt längſt gethan. Ich ſprach nähmlich von meinem Zufall an einem hohen Orte. Die Folge war, daß der Königliche Wundarzt Hawkins zu mir kam. Bey ſeinem Eintritt in die Stube war es als gingen Zutrauen und Hülfe vor ihm her, mit ſo liebreichem Ernſt nahte er ſich mir. Er ſah mir lange in das Auge, aber ohne Kopfſchütteln, gab mir alsdann die Hand, und ſagte mit unbeſchreiblich ſanftem Ton,

den ich noch immer höre: Seyn Sie ganz ohne Sorgen, Sie haben nichts zu befürchten, und verordnete mir ein ſehr leichtes Mittel, das mir ein Paar Groſchen koſtete. Als ich bald darauf nach Göttingen kam, fing ich doch wieder an zu ſorgen, denn die Augenkranken ſind gar vorſichtige Menſchen, und fragte unſern jetzigen Hrn. Leibarzt Richter. Hier erhielt ich dieſelbe herzliche Verſicherung mit denſelben Mitteln, und ſeit der Zeit hat das Uebel, das doch ſchon zu dem Grade angewachſen war, daß es die Hornhaut durch Andruck etwas verſtellte, und ich wirklich mit dieſem Auge doppelt ſah, nicht allein nicht zugenommen, ſondern iſt ſo völlig verſchwunden, daß ich noch kaum im Vergrößerungsſpiegel die Spur davon finde. Dieſes zeigt wie man die Augen-

ärzte wählen müſſe deutlich. Die Regel gilt auch bey der Wahl der Aerzte überhaupt. — Ehe ich nun zu den Hülfsmitteln ſchreite, die das Geſicht von Gläſern hoffen kann, und der dabey nöthigen Vorſicht, ſo ſchreibe ich Hrn. Adams, einem erfahrnen, vorſichtigen Manne ein äußeres Mittel nach, das allemahl ohne Schaden, und oft mit Vortheil gebraucht worden iſt, wo ſich eine Schwäche der Augen früher als man vom Alter des Patienten erwarten ſollte, einſtellt, und wovon auch ſonſt keine in die Augen fallende Urſache vorhanden iſt: Zu einem halben Quartier Branntwein thut man zwey Unzen Rosmarinblätter in eine ſchwarze Flaſche, und ſchüttelt alles drey Tage hinter einander etliche Mahl des Tages durcheinander, läßt es drey Tage ſtehen, und ſeiht es alsdann durch. Von

dem Klaren dieſes Aufguſſes miſcht man ſodann einen Theelöffel voll mit vier Theelöffeln voll warmen Waſſers, und wäſcht damit beym Schlafengehen die Augen ſo, daß man die Augenlieder jedes Mahl in eine ſolche Bewegung ſetzt, daß dabey etwas von dem Aufguß zwiſchen das Augenlied und den Augapfel kömmt. Nach und nach kann man immer weniger Waſſer nehmen, bis man endlich mit gleichen Theilen von jedem beſchließt. —

Allein aller Mühe und Vorſicht ungeachtet, wird oft das Auge ſchwächer ſo wie die Stärke der körperlichen Hülle zu ſinken anfängt, oder leidet wenigſtens Veränderungen die eine Beyhülfe nöthig machen. Doch iſt dieſes nicht immer eine nothwendige Folge des Alters, ob es gleich eine ſehr gewöhnliche iſt. Hr. Prof. Büſch redet von einer Frau, die

als er ſeinen Aufſatz ſchrieb, noch in Hamburg lebte, die in ihrem hundert und zehnten Jahre noch eines vollkommenen Geſichts genießt; und ähnliche Beyſpiele gibt es im ſiebenzigſten und achtzigſten Jahre gewiß unzählige, und würden gewiß noch häufiger ſeyn, wenn man von den Jahren des reifenden Verſtandes an eine gehörige Geſichtsöconomie bey ſich eingeführt hätte. Iſt es aber nun einmahl nicht anders, ſtellen ſich die Folgen des Alters beym Geſicht ein, ſo affectire man nicht lange eine Kraft, die einem nicht mehr natürlich iſt. Durch Affectation von Kraft in gewiſſen Jahren geht nicht ſelten auch noch der Theil derſelben verloren, den man noch hat, ohne daß man ſonſt etwas dabey gewönne. Daher ſind auch die geraden offenherzigen Leute, die nicht um ein Haar ſtärker oder

jünger oder geſunder ſeyn wollen als ſie ſind, diejenigen die am längſten aushalten. So empfängt auch hier die Tugend ihren Lohn durch ſich ſelbſt.

Man kann überzeugt ſeyn, daß dieſer Fehler der Augen eintreten werde, oder bereits eingetreten ſey, wenn man 1) genöthigt iſt, um kleine Gegenſtände deutlich zu ſehen, ſie in einer beträchtlichen Entfernung vom Auge zu halten. 2) Wenn man des Abends mehr Licht nöthig hat als ſonſt, und z. B. um deutlich zu ſehen die Kerze zwiſchen den Gegenſtand und das Auge bringen muß. Ein in aller Rückſicht äußerſt ſchädliches Verfahren, wenn damit angehalten wird. 3) Wenn ein naher Gegenſtand, den man mit Aufmerkſamkeit betrachten will, ſich zu verwirren und wie mit einem Nebel zu überziehen anfängt. 4) Wenn die Buchſtaben

beym Leſen zuweilen in einander zu fließen und doppelt und dreyfach zu ſeyn ſcheinen. 5) Wenn die Augen nach einer mäßigen Anſtrengung gleich ſo ſehr ermüden, daß man genöthigt iſt zur Erhohlung auf andere Gegenſtände zu ſehen. Bemerkt man einen oder mehrere von dieſen Umſtänden, ſo iſt es Zeit ſich nach Gläſern umzuſehen, die alsdann gut gewählt, den Augen zur mehrern Erhaltung, ja zur Heilung dienen können, die ſonſt durch unnütze Anſtrengung deutlich zu ſehen, noch mehr verdorben werden würden. In dieſem Verſtande können die Brillen wirklich Conſervirgläſer werden. Man muß aber ja nicht glauben, wie ſehr gewöhnlich geſchieht, daß es Gläſer gebe, die ein noch völlig geſundes Geſicht zu conſerviren dienen. Brillen ſind Krücken, und Conſervirkrücken für geſunde Beine

gibt es nicht und braucht man nicht. Je eher man dazu thut, deſto beſſer. Jeder Aufſchub verſchlimmert die Sache. Adams führt einen Fall an, da eine Dame aus falſcher Scham, den Gebrauch der Brillen ſo lange aufſchob, daß man ihr am Ende nur noch mit Gläſern von ſolcher Dicke und Brennweite, dergleichen man am Staar operirten Perſonen zu geben pflegt, eine leidliche Hülfe verſchaffen konnte; da hingegen Perſonen, die bey Zeiten Gläſer von großen Brennweiten gebrauchten, öfters im Stande geweſen ſind, ihre Brillen bey Seite zu legen und mit den bloßen Augen zu ſehen. Man ſey daher bey der Wahl, zumahl der erſten Brillen, ſehr auf ſeiner Huth, und wende ſich an erfahrene Leute. Man wähle keine ſtarke Vergrößerer, ſondern nur ſolche, durch welche man mit Leichtigkeit

in eben der Entfernung leſen kann, in welcher man ſonſt mit Bequemlichkeit ohne Brillen zu leſen pflegte. Wird freylich das Auge noch flacher, ſo muß man ſtärkere Vergrößerer ſuchen, aber ſich immer hüthen, nicht plötzlich zu weit zu gehen. Eine gute Probe, daß man zu weit gegangen und ſeine Brillen zu ſtark gewählt habe, iſt, wenn man das Buch näher ans Auge bringen muß, als ſonſt Perſonen von geſunden Augen zu thun pflegen, nähmlich näher als neun bis acht Zolle. Zuweilen ereignet es ſich, daß Perſonen, die am Tage gut und bequem durch die Brille leſen können, bey Licht aber nicht, wenigſtens nicht ohne beſchwerliche Anſtrengung; dieſe werden wohl thun, wenn ſie ſich eine etwas mehr vergrößernde anſchaffen, die ſie nur bey Licht gebrauchen. Man hüthe ſich vor den

ſo genannten Brillen mit Bedeckungen oder Blendungen, die die Engländer viſual ſpectacles nennen, deren Gläſer, von geringer Apertur mit ſehr breiten ſchwarzen Ringen, gewöhnlich aus Horn eingefaßt ſind. Ein unwiſſender Mann hat ihnen aus einem mißverſtandenen Principio dieſe Einrichtung gegeben, die bey Fernröhren nöthig, hier aber nicht bloß unnütz ſondern ſchädlich iſt, eben wegen dieſer ſtarken und nahen Schatten, und weil bey etwas langen Zeilen der ganze Kopf in Bewegung geſetzt werden muß. Eben ſo unnütz und ſchädlich, wiewohl nicht in ganz ſo hohem Grade, ſind die grünen Brillen. Hr Prof. Büſch ſowohl als Adams ſprechen aus Erfahrung ſtark dagegen. Das Grüne iſt allerdings eine ſanfte und angenehme Farbe, aber nicht die Farben der Gegenſtände,

die man durch grüne Brillen anſieht. Sie geben allen Farben, das Weiße und Grüne ausgenommen, ein unangenehmes und ſchmieriges Anſehen, und werden ſie abgenommen, welches der Fernſichtige bey fernen Gegenſtänden thut, ſo erhalten die Gegenſtände ein blendendes, anfangs ſogar röthliches, Anſehen, welches den Augen ſchadet. Auch in dieſer Erfindung alſo iſt mehr guter Wille als Verſtand. Die Furcht und Scham alt zu ſcheinen, denen wir den ganzen zweyten Theil der cosmetiſchen Kunſt zu danken haben, haben ebenfalls an den Krücken gekünſtelt, wodurch ſich das alternde Geſicht forthelfen muß, oder ihnen wenigſtens das Anſehen von einem Spazierſtock zu geben geſucht, den man mehr aus Laune als Noth gewählt hätte. Sie haben nähmlich das Auge zu bewaffnen geſucht ohne die Naſe

zur Waffenträgerinn zu machen, und die ſogenannten Leſegläſer erfunden, die man in der Hand hält. Die Abſicht dieſer Gläſer ſoll ſeyn, ſich bey der Fernſichtigkeit des Alters noch ein Anſehen von Jugend zu geben; dann ſoll die Würde des Geſichts nicht ſo ſehr darunter leiden, und endlich auch die Naſe nicht gemißbraucht werden, und den guten Ton nicht verlieren. Der erſte Vortheil iſt gewiß ſehr geſucht, und würde wegfallen, ſo bald man dergleichen Gläſer nur bey Alten ſähe. Was den zweyten Vortheil betrifft, ſo iſt zwar nicht zu läugnen, daß zu allen Zeiten und bey allen Völkern, die meiſten Handlungen, worin ſich die Naſe entweder von ſelbſt miſcht, oder in welche ſie mit Gewalt gezogen wird, ſo bald ſie nicht mit zu den Geruchsgeſchäften gehören, ein etwas lächerliches An=

ſehen gewinnen. Dahin gehört z. B. das Tragen großer Warzen darauf, die gar für die Naſe nicht gehören; das Umſchlagen von Blättern in Büchern, das Auffangen und Pariren von Schlägen, denen ſie nicht gewachſen iſt, oder wenn ſie ſich gar zum Zügel oder zur Handhabe gebrauchen läßt, ihren Beſitzer daran herum zu führen. Allein nichts, was die Naſe zu Unterſtützung der Augen thut, hat ſie je lächerlich gemacht, wegen der bekannten Verwandtſchaft die zwiſchen beyden Statt findet. Es iſt nähmlich bekannt, daß beyde ſchon in der früheſten Jugend gemeiniglich zugleich weinen, ja daß ſelbſt im Alter die Augen noch übergehen, wenn die Naſe gereitzt wird, und daß ſie nicht ſelten zu gleicher Zeit roth werden. Den guten Ton wird ſie ebenfalls nicht verlieren, wenn die Dienſtfertige nicht zu

ſehr geklemmt wird, und etwas Unterſtützung durch Bügel an den Schläfen erhält, und, was hier wohl bemerkt zu werden verdient, ſo hat es Leute gegeben, die dieſe im Dienſt veränderte Sprache für ſchön gehalten haben, zumahl wann ſie ſich nicht ſo wohl dem näſelnden Clarinettenton, als vielmehr der vornehmen, halb erſtickten Schnupftabaksſprache nähert, die das m faſt wie b ausſpricht. Doch genug mit dieſer Art zu widerlegen und von ſolchen Argumenten. — Die Leſegläſer ſind ſchädlich und unnütz, 1) weil ſie ihrer Natur nach nicht feſt gehalten werden können, und alſo folglich das Auge immer andere Stellungen erfordert und auch annimmt, wodurch es ermüdet und geſchwächt wird, daher ſolche Perſonen öfters ſich genöthigt ſehen zu Brillen überzugehen, wenn es faſt zu ſpät iſt.

2) Weil das von ihrer Oberfläche zurückgeworfene Licht bey mancher Gelegenheit ſtark blendet und verwirrt, und dadurch das Uebel vermehrt; und 3) weil ſie beym Schreiben und vielen andern Verrichtungen nicht zu gebrauchen ſind. Perſonen, die in ihren beſten Jahren kurzſichtig geweſen ſind, bedürfen im Alter der Brillen ſelten oder gar nicht, weil ihr Auge zu viel Convexität hatte, die ſich nun verliert, aber nicht immer zu dem Grade, daß ſie convexer Brillen bedürften. Die Menge rechnet ihnen dieſes zur Glückſeligkeit, daß ſie im ſpäten Alter ohne Brillen leſen können, das heißt, nicht nöthig haben einen halben Gulden für ein Paar Gläſer hinzugeben, dafür ſie denn die ganze übrige Lebenszeit für die Schönheit der Natur im Großen blind waren, und nie den entzückenden Anblick einer ſchönen

Gegend genoſſen haben. — Die Kurzſichtigen müſſen ſich bey der Wahl ihrer Brillen eben der Vorſicht bedienen, deren wir oben Erwähnung gethan haben, nähmlich ihre Gläſer nicht gleich allzu hohl wählen, und würden wohl thun ſich bey Zeiten der Brillen von ſolcher Concavität zu bedienen, die ihnen verſtattet das Buch acht bis zehn Zoll vom Auge zu halten, anſtatt es dem bloßen Auge immer näher zu bringen, und dadurch den Fehler immer mehr zu verſchlimmern.

Noch muß ich denjenigen zum Troſt erinnern, die von den kleinen ſchwarzen vor den Augen ſchweben zu ſcheinenden Flecken geſchreckt werden, welche die Franzoſen mouches volantes nennen, daß ſie wenig zu bedeuten haben. Ich kann hierin Hrn. Prof. Büſch's Erfahrung auch noch die meinige beyfügen.

Als ich mich im Jahr 1769 und 1770 ſehr mit mikroſcopiſchen Beobachtungen abgab, bemerkte ich ihrer mehrere, zumahl im rechten Auge, nicht als wenn ich ſie mir durch das Mikroſcop zugezogen hätte, ſondern weil die Lage des Auges, bey dem zuſammengeſetzten Mikroſcop, da bey dem abwärts Sehen die Achſe deſſelben faſt vertical zu ſtehen kommt, ihrer Beobachtung ſehr günſtig iſt. Ich wurde dadurch beängſtigt, zeichnete die Figur von einigen, um ihren Wachsthum oder Abnahme zu bemerken, fing aber endlich an mich nicht weiter mehr um ſie zu bekümmern, welches gegen viele Uebel in der Welt, wo nicht ein treffliches Mittel ſelbſt, doch gewiß eine große nothwendige Unterſtützung dabey iſt, und fand nach fünf, ſechs Jahren unvermuthet, daß die Flecken alle verſchwunden waren. —

Außer den oben erwähnten Urſachen von Augenſchwächen gibt es freylich auch noch andere, deren Hebung für den Arzt allein gehört. Aber die Schwäche entſtehe woher ſie wolle, ſo wird allemahl die oben erwähnte Oeconomie beym Geſchäfte des Sehens nöthig ſeyn, und jede Verabſäumung derſelben die Sache verſchlimmern.

3.

Wohlfeiles Mittel, ſich in Sommern, da das Eis rar iſt, kühles Getränk und Gefrornes zu verſchaffen.

Der ſehr gelinde Winter von $\frac{1789}{1790}$, da die Eiskeller leer ſtehen blieben, hat der leckerhaften Ueppigkeit noch ſelbſt die warmen Tage des Junius 1790 nicht wenig dadurch verleidet, daß er ihr die kleine Zufuhr von künſtlicher Kühlung auf dem gewöhnlichen Wege gänzlich abgeſchnitten hat. Sie hat daher in dieſer Noth auf neue denken müſſen, und ſich aus den großen und ewigen Eisniederlagen der nördlichen Gegenden auf Schiffen Eis gehohlt, ſo wie man zum entgegen geſetzten

Zweck Brennholz hohlt. Da aber dieſe Waare, zumahl an heißen Sommertagen, beym Transport leicht verdirbt, und zu Waſſer wird, ſo konnten nur See= oder nahe dabey liegende Städte dieſer Wohlthat theilhaſtig werden, indeſſen die inländiſche Armuth an Höfen und in Klöſtern ſchmachten mußte, wovon ſich die Beyſpiele faſt nicht ohne Rührung leſen laſſen. Dieſen alſo, und vielleicht auch mit unter noch manchem andern braven Manne, wird nachſtehender Unterricht erwünſcht kommen, ob er gleich leider! für dieſes Jahr wenigſtens etwas zu ſpät kömmt, da, wenn das Taſchenbüchelchen ausgegeben werden wird, das Gefrorne und die kühlen Getränke bereits auf allen Straßen, zumahl des Morgens, wieder zu haben ſeyn möchten. — Wir haben im Kalender vom vorigen Jahre angemerkt,

daß Hr. Walker, ein Apotheker in Oxford, ſogar im April das Queckſilber gefrieren gemacht habe. Dieſes Mittel aber, wodurch man alſo auch leicht jede Art von Confect würde gefrieren machen können, iſt nicht allein ſehr koſtbar, denn dieſes wäre für die Armuth an Höfen und Klöſtern eine Kleinigkeit, ſondern es werden dazu auch Dinge gebraucht, wie z. B. die rauchende Salpeterſäure und andere Säuren und Salze, die mit Recht von allem, was auf die Tafel kommen ſoll, entfernt gehalten werden müſſen, indem ſie zum Theil ſchon auf eine beträchtliche Entfernung wo nicht der Geſundheit, doch, was mehr werth iſt als alle Geſundheit, dem Wohlgeſchmack nachtheilig ſeyn können. Wohlfeiler und ganz unſchädlich iſt folgendes, von eben dieſem Hrn. Walker angegebenes Verfahren

Kälte hervor zu bringen. Man nimmt von gutem, reinen, fein pulveriſirten und höchſt trockenen Salpeter und Salmiak, etwa ein Pfund von jedem, und ſchüttet dieſes an dem kühlſten Ort im Hauſe (denn jede Kühle, die man den Ingredienzen ſowohl als der nöthigen Geräthſchaft vorläufig geben kann, iſt barer Gewinn für das Gefriermittel) in einen Eimer mit ſo vielem Waſſer als nöthig iſt, dieſe Salze beynahe völlig aufzulöſen. Durch allmähliches Hinzugießen wird dieſes am ſicherſten ausgefunden. Sobald die Maſſe anfängt dünne zu werden, oder auch ſchon vorher ſetzt man das blecherne Gefäß, worin z. B. der Creme iſt, der gefrieren ſoll, hinein, und rührt beydes das Gefriermittel und den Confect, letzteren aber nur ſanft, damit ſich die Ingredienzen nicht ſetzen, um,

und wartet das Gefrieren ruhig ab. Sollte man am Thermometer, welches hierbey nöthig iſt, finden, daß das Gefriermittel ſchon wieder wärmer zu werden anfinge, noch ehe der Confect die gehörige Conſiſtenz hat, ſo kann man mit einem Heber etwas von dem Gefriermittel abzapfen und friſches Waſſer, Salmiak und Salpeter hinzuthun u. ſ. w. In jedem Sommer läßt ſich in jeder Stunde des Tages aus einem mittelmäßig tiefen Brunnen Waſſer zu 10 oder 10½ Reaum. Graden, aus guten wohl zu 9 Graden erhalten, die es in einem guten Keller auch lange behält. Hat man nun dem Salze ſowohl, als dem Eimer, dem Confect in ſeinem Gefäße, und dem hölzernen Inſtrumente, womit man umrührt, eben dieſe Temperatur gegeben: ſo erhält man durch jene Miſchungen eine

Kälte von 9 Reaum. oder 20¼ Fahrenheitiſchen Graden unter dem Gefrierpunct des Waſſers. Wenn man mehr anwenden will, ſo wird man ſeinen Zweck ſicherer und ſchneller erreichen, wenn man den in verſchloſſenen blechernen Büchſen verwahrten Salzen, und ſelbſt dem Waſſer im Eimer, vorher durch ein gleiches Verfahren einen hohen Grad von Kälte und Kühle mittheilt, ehe man den Prozeß anfängt. Nur hat man allemahl vorzüglich darauf zu ſehen, daß die Salze vollkommen trocken, ſehr fein pulveriſirt und gut durch einander gemiſcht ſeyen; feuchte Salze taugen gar nicht, weil ſich bey ihnen der Prozeß ſchon angefangen hat, und gröblich geſtoßene ſchmelzen nicht geſchwind genug. Was dieſes Verfahren wohlfeiler macht, als alle übrige, iſt der Umſtand, daß

man die Ingredienzen immer wieder gebrau-
chen kann, man darf nur das Waſſer in den
Gefäßen wieder abrauchen laſſen, und da-
zu findet ſich ja bey der Armuth, wo das
Küchenfeuer mit veſtaliſcher Sorgfalt ge-
hüthet wird, immer Zeit und Gelegenheit,
trocknet und pulveriſirt ſie wieder, da ſie
dann von neuen gebraucht werden können.
Ich habe geſagt man ſolle den Confect in
blechernen Gefäßen bereiten, dieſe haben
nicht bloß in mediciniſcher, ſondern auch
in phyſiſcher Rückſicht einen Vorzug vor
den bleyernen, d. i., die bleyernen ſind
nicht allein der Geſundheit und dem Wohl-
geſchmack nachtheilig, zumahl wenn ve-
getabiliſche Säuren mit in den Confect
kommen ſollten, ſondern Bley leitet auch
die Wärme unter allen Metallen am
ſchlechteſten, wozu noch kommt, daß das
Bley wegen ſeiner Biegſamkeit immer

verhältnißmäßig ſehr dick genommen werden muß, welches ebenfalls den Uebergang der Wärme aus dem Confect in das Gefriermittel hindert. Ich weiß wohl daß man die bleyernen Gefäße hauptſächlich deßwegen wählt, weil ſie feſt und gut für die übrige Operation im Eimer ſtehen, allein dieſer Vortheil läßt ſich ja leicht auch bey den blechernen dadurch erhalten, daß man ihnen einen ſtarken bleyernen Boden von außen anlöthet.

4.

Bedlam
für Meinungen und Erfindungen.

Bedlam heißt bekanntlich ein anſehnliches Gebäude am nordöſtlichen Ende der Stadt London, in welchem man Menſchen eine kleine Wohnung anzuweiſen pflegt, die ſich beym Denken zwar an die in der Welt recipirten Schlußformen halten, aber in den Vorderſätzen ihrer Schlüſſe gemeiniglich Behauptungen als unumſtößlich aufſtellen, welche eine ſehr beträchtliche Majorität in allen fünf Welttheilen ſchlechterdings nicht als wahr anerkennen will und kann. Es iſt kaum zu glauben was dieſe Anſtalt der menſchlichen Geſellſchaft für Vortheil gewährt. Denn da ohnehin die Ideenfriction

ſelbſt unter jener Majorität ſchon groß genug iſt, ſo würde unſtreitig alles entweder ſtocken oder brechen müſſen, wenn man der Minorität nicht einen eigenen kleinen Tummelplatz für ihren Ideengang einräumte, wo ſie machen können was ſie wollen. Unſere Leſer werden es uns alſo nicht verargen, wenn wir künftig in unſerm Kalender unter obigem **Aushänge-Schild** eine **kleine Nebenabtheilung** anbringen, worin wir ſolche neue Meinungen und Erfindungen aufnehmen, die das Unglück haben ſich in einem ähnlichen Zuſtand mit jenen armen Gliedern der menſchlichen Geſellſchaft zu befinden. Schande kann dieſes unſerm Kalender ſo wenig machen, als jenes Gebäude der Stadt London, welches vielmehr unter die weiſeſten Anſtalten derſelben von allen denen gezählt wird, die

nicht darin ſitzen. Bey der Aufnahme haben wir uns folgende Geſetze als unverbrüchlich vorgeſchrieben, mit der Verſicherung, daß wenn uns jemand überführt, daß wir auf die entfernteſte Weiſe dawider gehandelt haben, wir im folgenden Jahre dieſe unſere ganze Idee, mit allem was dazu gehört, ſelbſt hineinſperren wollen. Dieſe Geſetze ſind folgende:

1) Kein Subject aufzunehmen, das nicht nach dem einſtimmigen Urtheil der weiſeſten unter den Menſchen für toll und thöricht anzuſehen iſt, alſo vorzüglich ſolche, die ſich z. B. gröblich gegen die ewigen Geſetze des Einmahl Eins und Euclids vergangen haben.

2) Eben ſo wie zu Bedlam, die Subjecte mit der größten Sanftmuth zu behandeln, und wo möglich die Peitſche gar nicht zu gebrauchen, ja ſogar,

wenn uns etwa, was dem Weiſeſten bey ſolchen Gelegenheiten in manchen Fällen begegnen kann, ein unwillkürliches Lächeln anwandeln ſollte, die Hand ſorgfältig vor den Mund zu halten.

3) Soll durchaus die größte Toleranz Statt finden; man wird Meinungen von allen Nationen und allen Religionsverwandten aufnehmen, ſelbſt die von Juden nicht ausgeſchloſſen.

4) Geſchieht die Aufnahme gratis, und jeder der einen Gedanken kennt, er mag ihn ſelbſt gehabt haben oder nicht, der ſich hierzu qualificirt, kann auf unſere Unterſtützung rechnen, falls nur jedes Mahl für freyen Transport nach Ort und Stelle geſorgt wird. Dabey wird aber ausdrücklich ausbedungen, daß das aufzunehmende Subject ſchlech-

terdings nicht alt, ſondern eine Geburt unſers aufgeklårten Zeitalters ſeyn muͤſſe. Folgendes iſt eine kurze Nachricht von den bereits in unſerer Anſtalt Aufgenommenen:

Es thut uns leid zu ſagen: daß gleich beym Eingang in Nro. 1. der Vorſchlag eines franzöſiſchen Abbé's, Nahmens Periſſet, ſitzt, den er im vorigen Jahr der Nationalverſammlung und zwar im Druck uͤbergeben hat. Es iſt nåhmlich bekannt, daß dieſe Verſammlung ſich auch unter andern mit Regulirung des Fußmaßes abgibt, und die Gelehrten zu Vorſchlågen dazu aufgefordert hat, und da hatte der Abbé den betruͤbten Einfall: zum Fußmaße die Diſtanz zweyer Sterne vorzuſchlagen, die genau einen Grad von einander entfernt ſtuͤnden, wodurch alſo die Franzöſ. Toiſe die

Länge eines mäßigen Kometenſchwanzes von ſechs Graden erhalten haben würde. Dieſes traurige Geſchöpf iſt uns unmittelbar aus Paris zugekommen. Gegenüber in Nro. 2. liegen zwey völlig raſende Angriffe auf das Copernicaniſche Syſtem. Der eine ein Landsmann, der andere ein Engländer. Der erſte iſt unſtreitig der tollſte, ob er ſich gleich ein ziemlich kluges Anſehen zu geben ſucht, und ſogar das Herz gehabt hat, ſich in eines unſerer beſten Journale einzuſchleichen. Er behauptet unter andern, daß die Luft die Urſache der Schwere ſey. Da nun bekanntlich die Luft ſelbſt ſchwer iſt, ja da man, um die Geſetze der Schwere zu entdecken, zuweilen die Luft ſorgfältig von den Körpern weggeſchafft hat, ſo ſieht man ſchon hieraus wes Geiſtes Kind er iſt. Den Nahmen des Vaters ver=

ſchweigen wir aus landsmannſchaftlicher Liebe noch zur Zeit. Der Engländer iſt ein Werkchen unter dem Titel: Inquiry into the Copernican Syſtem by *John Cunningham.* Ob dieſer *John Cunningham*, derſelbe ſey, der als americaniſcher Freybeuter im vorigen Kriege das engliſche Packet-Both unter dem Commando des Capt. Storey zwiſchen Helvoet und Harwich weggekapert hat, können wir nicht ſagen, ſo viel iſt aber gewiß, aus der Art zu diſputiren, die in dieſem Geiſtesproduct herrſcht iſt es uns wahrſcheinlich. Leichte Einwürfe, die er ſich macht, beantwortet er, ſo gut er kann, wenn ihm ſchwerere aufſtoßen, ſo verſichert er ſchlechtweg mit einem damn'em, es ſey kein wahres Wort daran. Nachdem er auf dieſe Weiſe das Copernicaniſche Syſtem umgeworfen, etablirt

er das ſeinige, das darauf hinausläuft: daß Erde, Sonne und Mond eine emblematiſche Darſtellung des großen Jehovah, nähmlich, Vaters, Sohn und Geiſtes und deren unüberſchwenglichen Gnade ſey.

In Nro. 3. ſitzen zwey ſeltſame Früchtchen aus des Herrn *Jacques Henri Bernardin de St. Pierre* études de la Nature. Dieſer St. Peter hat viel Luſtiges, er iſt aber nicht einmahl ein ſolcher Peter Newton, als Woolcot ein Peter Pindar. Er behauptet, die Ströme des Atlantiſchen Meeres und Ebbe und Fluth kämen von dem Eiſe an den Polen, und die Erde ſey an den Polen nicht abgeplattet, ſondern länglich. Was dieſe letztere Meinung, welcher ehedem ſehr vortreffliche Männer aber durch unrichtige Meſſungen verleitet, beypflichteten, jetzt

eigentlich hierher bringt, iſt, daß Hr. St. Pierre, nicht die Meſſungen in Zweifel zieht, ſondern eben daraus, daß man die Grade gegen die Pole zu größer gefunden habe, folgert, die Erde gleiche nicht der Orange, ſondern der Citrone. Dieſes verſtößt wider Euclid und Einmahl Eins. Das Buch hat in Frankreich drey Ausgaben erlebt. — In Nro. 4 haben wir Hrn. Carra's *Agent* eingeſperrt. Dieſes Agent iſt äußerſt gefällig, und übertrifft darin den Aether der Phyſiker bey weiten. Wir ſetzen den Charakter desſelben mit des Vaters eigenen Worten her: C'eſt un fluide élémentaire, immatériel, inſolide, indiviſible, indiſſoluble, ſans parties, ſans forme et ſans peſanteur et cependant compreſſible et élaſtique à l'extrême. Dieſes Agent erklärt alles, was man will; wenn es un-

ter einer Form widerlegt iſt, ſo zieht es ſich einen Augenblick zurück und kömmt unter einer andern wieder. Es iſt unüberwindlich, bloß weil es Alles iſt; und weil es überall iſt, ſo ſitzt es auch hier in Nro. 4 — Nro. 5 enthält einen anſehnlichen aber ſehr erbarmungswürdigen Patienten: Le Microſcope moderne, pour débrouiller la nature par le filtre d'un nouvelle alembic chymique, ou l'on voit un nouveau Méchanisme univerſel par M. *Charles Rabiqueau* Avocat au Parlement, Ingenieur-Opticien du Roi etc. Hier iſt die Sonne ein Hohlſpiegel, von der vordern Seite erleuchtet (wodurch?) und von der hintern dunkel. Die erſtere gibt den Tag, die letztere die Nacht. Die Erde iſt nicht rund, ſondern platt und ohne Gegenfüßler. Bloß der Akademie hat man ihre Run-

dung zu danken, und dieſes aus keinem andern Grunde, als weil ſie rund ſeyn muß. Daß die Sonne von ihrem Aufgange bis zum Niedergange einen Bogen beſchreibt, iſt bloß ein optiſcher Betrug, denn ſie bewegt ſich in einer geraden Linie: hieraus folgt, daß die Erde feſtſtehet, und keine Gegenfüßler Statt finden. Der Mond und die Sterne ſind keine Körper, ſondern Blaſen, (alſo wohl Geiſter wie die Seifenblaſen auch) die in dem großen Deſtillirkolben der Welt unaufhörlich aufſteigen, und ſich an dem innern Theile des Helms anhängen. Die Sonne läuft nicht um die Erde herum, ſondern ungefähr 30 lieues über ihr weg. Geboren 1781. — In Nro. 6 ſitzt wieder ein junger Carra (S. Nro. 4), der alle Wände mit einem Beweiſe beſchmiert, daß die Erde inwendig Queckſilber enthalte, und

daß der Mond in 25½ Tag um die Erde laufe, er beruft ſich auf ſeine Nouveaux principes de Phyſique T. III. à Paris chez l'auteur etc. Promenaden durch ſolche Krankenſtuben hält man nicht lange aus, alſo das weitere künftig.

5.

Von der Aeolus-Harfe.

Die Vorſtellung von einer Folge harmoniſcher Töne, die ohne beſtimmte Melodie ſanft anſchwellend, nach und nach wieder wie in der Ferne hinſterben, gleich den Bewegungen einer erquickenden Frühlingsluft, hat, ob ich gleich nie etwas von der Art gehört habe, doch immer viel reitzendes für meine Phantaſie gehabt. Ich glaube, ich habe die erſte Idee hiervon in den Jahren der Kindheit von dem ſingenden Baum in den tauſend und einer Nacht aufgefangen. Dieſer Baum, wenn ein Lüftchen ſeine Blätter bewegte, ließ entzückende Töne hören, die mit dem Winde ſich hoben und ſich mit ihm wieder

verloren. Eine Stelle in des phantaſiereichen Zauberers, Spenſer's Ruins of time, werde ich daher nicht müde zu leſen. Er ſah Orpheus Harfe nach dem Himmel ſteigen, und hörte in dieſem Fluge die Saiten von dem Winde gerührt himmliſche Töne verbreiten. Ich ſetze ſie ganz her:

I ſaw an harp ſtrung all with ſilver twine;
At length out of the river it was rear'd,
And borne about the clouds to be divined:
Whilſt all the way moſt heavenly noiſe was heard
Of the ſtrings ſtirred with the warbling wind.

Nach allem was ich von der Aeolus-Harfe gehört und geleſen habe, iſt durch

ſie meine Vorſtellung grôßtentheils rea=
liſirt, und was würde ein ſolches Inſtru=
ment in Deutſchland unter den Händen
der Hrn. Chladni und Quandt nicht
werden können? Ich theile deßwegen eine
kurze Nachricht davon aus einem beträcht=
lichen Quartanten mit, der unter einer
Menge gewagter und eccentriſcher Ideen
auf allen Seiten zeigt, daß es ſeinem
würdigen Verfaſſer zwar hier und da gar
ſehr an erworbenen gründlichen Kennt=
niſſen aber nicht an Kraft fehle. Es ſind
dieſes die Phyſiological diſquiſitions or
diſcourſes on the natural philoſophy of
the elements, des Hrn. William Jones
F. R. S., die zu London 1781 erſchienen
ſind. Er führt obige Stelle aus dem
Spenſer an, und ſelbſt eine aus dem
Talmud (Berac Fol. 6), wo geſagt wird,
daß die Harfe Davids um Mitternacht

wenn der Nordwind ſie gerührt, geklungen habe, um damit ſeinen Aufſatz über die Aeolus-Harfe einzuleiten. Für den Erfinder der Aeolus-Harfe oder des Saiteninſtrumentes, das dem Winde ausgeſetzt, für ſich zu tönen anfängt, wird gemeiniglich P. Kircher angegeben, der davon in ſ. Phonurgia S. 148 handelt. Indeſſen hat dieſes Inſtrument ſeine Wiedererweckung in England weder dem P. Kircher, noch dem Verfaſſer des Werks on the Principles and power of Harmony, der davon redet, zu verdanken, ſondern einem Dichter, der durch Harmonien einer andern Art unſterblich geworden iſt, Popen. Als dieſer nähmlich, während er den Homer überſetzte, öfters den Euſtathius nachſchlug, ſtieß er in dieſem auf eine Stelle, worin geſagt wird, daß der Wind, wenn er auf ge-

ſpannte Saiten ſtieße, harmoniſche Töne erzeuge. Dieſe Idee wurde einem Herrn Oswald, einem Schottiſchen Virtuoſen auf dem Violoncello und ſehr geſchickten Componiſten im Schottiſchen Styl, mitgetheilt; dieſer erzählte dem Hrn. Jones folgendes hierüber. Als er von Popens Entdeckung im Euſtathius gehört hatte, fing er ſogleich an Verſuche darüber anzuſtellen. Er nahm eine alte Laute, bezog ſie, und ſetzte ſie dem Winde in allen nur erſinnlichen Lagen aus, aber ohne Erfolg, und ſchon war er im Begriff, das Ganze als eine Fabel aufzugeben, als ihn ein glücklicher Zufall wieder darauf zurückbrachte. Ein Harfenſpieler, der eine Harfe in einem Both auf der Themſe bey ſich hatte, bemerkte, daß bey einem Windſtoß die Harfe plötzlich einige Töne in der Manier, die man nach eben dieſem In=

ſtrument, Harpeggio nennt, hören ließ. Der Mann erſtaunte über den Zufall, machte ebenfalls viel Verſuche eine gleiche Wirkung wieder zu erhalten, aber vergebens. Die ſchönen Töne waren dahin wie ein Traum. Indeſſen machte dieſe Erfahrung Hrn. Oswald wieder Muth mit ſeinen Verſuchen fortzufahren. Nun kam ihm in den Sinn, daß vielleicht ein mehr beſchränkter Luftſtrom nöthig wäre den Effect hervorzubringen. Er nahm alſo ſeine alte Laute und legte ſie an die Oeffnung eines nur etwas gelüfteten Aufſchiebfenſters (Saſh window). In der Nacht erhob ſich der Wind, und das Inſtrument tönte. Der Künſtler hörte es, ſprang aus dem Bette, merkte alle Umſtände auf das genaueſte an, und da er auf dieſe Weiſe den Grund entdeckt hatte, hauptſächlich, daß es auf den dünnen

aber breiten Luftſtrom ankam, ſo fehlte auch der Effect in der Folge nie, und ſo war die Aeolus-Harfe wieder erfunden.

Nach dieſer Vorſtellung iſt nun die Conſtruction einer ſolchen Harfe leicht. Es wird ein ſchmaler, etwas hoher und langer Kaſten von trocknem Tannenholze verfertigt, der unten einen Reſonanzboden hat, auf dieſem werden über zwey Stege, die nahe an den ſchmalen Enden einander gegenüber liegen, acht bis zehn Darmſaiten, alle im Einklang (uniſono), nicht allzu ſtark aufgeſpannt, eine der breiten Seiten läßt ſich aufſchieben, ſo daß man einen dünnen aber breiten Luftſtrom quer auf die Saiten leiten kann. Um dieſem den Durchgang zu verſchaffen, kann der obere ſchmale Boden wie ein Pultdeckel aufgehoben werden, der an beyden Seiten noch Flügel hat, theils um

auch bey der Oeffnung desſelben die Luft von den Seiten einzuſchränken, und theils um den Deckel bey jedem Grade von Oeffnung durch Friction feſtzuhalten. So eingerichtet, wird das Inſtrument mit der Oeffnung am Schieber dem Winde ausgeſetzt. Sobald nun dieſer durchzieht, tönt das Inſtrument. Die tiefſten Töne ſind die des obigen Einklangs, aber ſo wie ſich der Wind mehr erhebt, ſo entwickelt ſich eine Mannigfaltigkeit entzückender Töne, die alle Beſchreibung übertrifft. Sie gleichen dem ſanft anſchwellenden und nach und nach wieder dahin ſterbenden Geſang entfernter Chöre, und überhaupt mehr einem harmoniſchen Gaukelſpiel ätheriſcher Weſen, als einem Werke menſchlicher Kunſt. Es iſt hier der Ort nicht ſich in eine Erzählung von Hrn. Jones Theorie hierüber einzulaſſen. Sie iſt ſehr

gewagt, und läuft kurz darauf hinaus, daß die Aeolus-Harfe das für die Töne ſey, was das Prisma für die Farben iſt. Außer dieſem erſten Anſchein von etwas wahrem hat der Gedanke aber auch nichts. Eine ſcharfe Prüfung hält er nicht aus, es ergeben ſich zwar einige Aehnlichkeiten die etwas gefälliges haben, aber viel zu entfernt ſind um etwas wahres und weiter führendes daraus herzuleiten. Schwer iſt es allerdings zu erklären, wie eine einzige Saite, die man in der Aeolus-Harfe aufſpannt, alle die harmoniſchen Töne, ſieben oder acht an der Zahl, durchlaufen, und zuweilen mehrere derſelben zu gleicher Zeit hören laſſen könne, wie Hr. Jones bemerkt hat. Hr. Jones hat ein Modell eines ſolchen Inſtrumentes an die Herrn Longman und Broderip in Cheapſide geſchickt, und unter ſeiner

Aufſicht welche verfertigen laſſen, wo ſie alſo vermuthlich zu haben ſeyn werden. — Ich bin zu wenig mit der Geſchichte der Muſik und der muſikaliſchen Inſtrumente bekannt, um zu wiſſen, ob man nicht ſchon verſucht habe Saiteninſtrumente zu blaſen. So ſonderbar der Gedanke von Anfang ſcheint, ſo ſieht man doch bey der Aeolus-Harfe die Möglichkeit eines ſolchen Inſtrumentes ein, denn wenn der natürliche Wind Töne auf Saiten hervorbringt, und zwar ſolche anmuthige und ſanfte, warum ſollte der aus einem Blaſebalg, wie bey der Orgel, es nicht auch können. Freylich mag wohl vieles von dem Reitz, dieſes luftigen Harfenſpiels, und was die Hörer mit ſo vieler Begeiſterung davon reden macht, hauptſächlich mit in dem Umſtand liegen, daß die Töne ſo ganz ohne alles Zuthun der

Kunſt von ſelbſt gleichſam entſtehen, und dadurch unvermerkt die Seele auf höheres Zauberwerk leiten, unter deſſen Einfluß ſich gefühlvolle Menſchen zur Erhöhung unſchuldigen Vergnügens oft vorſetzlich und gern ſchmiegen, ſo ſehr ſich auch ſonſt ihre wachende Vernunft dagegen empören mag. — Zum Beſchluß merke ich noch an, daß dieſe natürliche Aeolus-Harfe alſo angenehmer klingen muß, als die Muſik der noch natürlicheren Aeolus-Orgeln, womit uns zuweilen bey einem Regenwindchen unſere ſchlecht verwahrten Fenſter und Thüren unterhalten. Jedoch erinnere ich mich in einem Gartenhauſe, wo die Ritzen in Fenſtern und Thüren, durch die Stäbe verſchloſſener Sommerläden gar mannigfaltig angeblaſen wurden, auch angenehme Töne gehört zu haben. Es waren gewöhnlich Octaven, Quinten,

und zuweilen Septimen. Was aber das Vergnügen hierbey gar ſehr verminderte, war die beſtändige Arbeit der Vernunft von dieſen Empfindungen die ſtark aſſo=ciirten Ideen von ſchlechter Beſchaffenheit des Hauſes, Zahnweh, Schnupfen und rauher Witterung zu trennen, welches aller Mühe unerachtet, nicht immer ge=lingen wollte.

6.

Warum hat Deutſchland noch kein großes öffentliches Seebad?

Dieſe Frage iſt, dünkt mich, vor mehreren Jahren ſchon einmahl im Hannöveriſchen Magazin aufgeworfen worden. Ob ſie Jemand beantwortet hat, weiß ich nicht zuverläßig, ich glaube es aber kaum. Noch weniger glaube ich, daß eine öffentliche Wiederhohlung derſelben jetzt nicht mehr Statt findet. Denn wo gibt es in Deutſchland ein Seebad? Hier und da vielleicht eine kleine Gelegenheit ſich an einem einſamen Ort, ohne Gefahr und mit Bequemlichkeit in der See zu baden, die ſich allenfalls jeder, ohne Jemanden zu fragen, ſelbſt verſchaffen kann, mag wohl alles ſeyn. Allein wo

ſind die Orte, die, wie etwa Brighthelmſtone, Margate und andere in England, in den Sommermonathen an Frequenz ſelbſt unſere berühmteſten einländiſchen Bäder und Brunnenplätze übertreffen? Ich weiß von keinem. Iſt dieſes nicht ſonderbar? Faſt in jedem Decennium entſteht ein neuer Bad- und Brunnenort, und hebt ſich, wenigſtens eine Zeit lang. Neue Bäder heilen gut. Warum findet ſich bey dieſer Bereitwilligkeit unſerer Landsleute, ſich nicht bloß neue Bäder empfehlen, ſondern ſich auch wirklich dadurch heilen zu laſſen, kein ſpeculirender Kopf, der auf die Einrichtung eines Seebades denkt? Vielleicht kömmt durch dieſe neue Erinnerung die Sache einmahl ernſtlich zur Sprache, wo nicht in einem mediciniſchen Journal, doch in einem des Luxus und der Moden, oder,

weil die Sache auf beyde Bezug hat, in beyden zugleich. Bis dahin mögen einige flüchtige Bemerkungen eines Layen in der Heilkunde, der ſeinem Aufenthalte zu Margate die geſundeſten Tage ſeines Lebens verdankt, hier ſtehen. An empfehlenden Zeugniſſen einiger der erſten Eingeweiheten in der Wiſſenſchaft fehlt es ihm indeſſen nicht; er hält ſie aber bey einer ſo ausgemachten Sache, wenigſtens hier für entbehrlich. Denn weder der *Médecin Penſeur* noch der *Médecin Seigneur* werden jetzt den Nutzen des Seebades läugnen. Von dem erſtern wenigſtens iſt nichts zu befürchten, und der andere würde ſchweigen, ſo bald man ihm ſagte, daß in England nicht allein eine ſehr hohe Nobleſſe, ſondern die Königliche Familie ſelbſt, vermuthlich durch Penſeurs und den glücklichſten unverkennbaren Erfolg

geleitet, ſich dieſer Bäder jetzt vorzüglich bedient. Was aber außer der Heilkraft jenen Bädern einen ſo großen Vorzug vor den inländiſchen gibt, iſt der unbeſchreib≈liche Reitz den ein Aufenthalt am Geſtade des Weltmeers in den Sommermonathen, zumahl für den Mittelländer hat. Der Anblick der Meereswogen, ihr Leuchten und das Rollen ihres Donners, der ſich auch in den Sommermonathen zuweilen hören läßt, gegen welchen der hochge≈prieſene Rheinfall wohl bloßer Waſch≈becken≈Tumult iſt; die großen Phänomene der Ebbe und Fluth, deren Beobachtung immer beſchäftigt ohne zu ermüden; die Betrachtung, daß die Welle, die jetzt hier meinen Fuß benetzt, ununterbrochen mit der zuſammenhängt, die Otaheite und China beſpühlt, und die große Heerſtraße um die Welt ausmachen hilft; und der

Gedanke, dieſes ſind die Gewäſſer, denen unſre bewohnte Erdkruſte ihre Form zu danken hat, nunmehr von der Vorſehung in dieſe Gränzen zurück gerufen, — alles dieſes, ſage ich, wirkt auf den gefühlvollen Menſchen mit einer Macht, mit der ſich nichts in der Natur vergleichen läßt, als etwa der Anblick des geſtirnten Himmels in einer heitern Winternacht. Man muß kommen und ſehen und hören. Ein Spaziergang am Ufer des Meeres, an einem heitern Sommermorgen, wo die reinſte Luft, die uns ſelbſt das Eudiometer noch auf der Oberfläche unſers Wohnorts kennen gelehrt hat, Eßluſt und Stärkung zuträgt, macht daher einen ſehr großen Contraſt mit einem in den dumpfigen Alleen, der einländiſchen Curplätze. Doch das iſt bey weiten noch nicht alles. Das übrige wird ſich erſt alsdann beybringen

laſſen, wenn wir erſt über die Gegend eins geworden ſind, wo nun in Deutſchland ein ſolches Bad angelegt werden könnte. Die ganze Küſte der Oſtſee iſt mir unbekannt, und ich für mein Theil würde ſie dazu nicht wählen, ſo lange nur noch ein Fleckchen an der Nordſee übrig wäre, das dazu taugte, weil dort das unbeſchreiblich große Schauſpiel der Ebbe und Fluth, wo nicht fehlt, doch nicht in der Majeſtät beobachtet werden kann, in welcher es ſich an der Nordſee zeigt. Es gibt da zu tauſend Unterhaltungen Anlaß, und ich würde kaum glauben, daß ich mich an der See befände, wo der Größe dieſer Naturſcene etwas abginge. Wenn ich, jedoch ohne das übrige nöthige Locale genau zu kennen, wählen dürfte, ſo würde ich dazu Ritzbüttel, oder eigentlich Cuxhaven oder das Neue Werk,

oder ſonſt einen Fleck in jener Gegend vorſchlagen. Freylich nicht jeder Seeort taugt zu einem öffentlichen Seebad, das auf große Aufnahme hoffen kann. Es kömmt ſehr viel auf die Beſchaffenheit des Bodens der See an. Zu Margate iſt es der feinſte und dabey feſteſte Sand, der auch den zarteſten Fuß nicht verletzt, ihm vielmehr bey der Berührung behaglich iſt, und gerade einen ſolchen Boden habe ich bey dem Neuen Werk gefunden. Der Beſchaffenheit des Bodens zu Cuxhaven erinnere ich mich nicht mehr genau. Allein wo auch der Boden nicht günſtig iſt, läßt ſich leicht eine Einrichtung treffen, die alle Unbequemlichkeiten hebt, und die ich zu Deal geſehen habe. Dieſes zu verſtehen, muß ich unſere Leſer vor allen Dingen mit der Art bekannt machen, wie man ſich an dieſen Orten in der See

badet. Man beſteigt ein zweyrädriges Fuhrwerk, einen Karren, der ein von Bretern zuſammen geſchlagenes Häuschen trägt, das zu beyden Seiten mit Bänken verſehen iſt. Dieſes Häuschen, das einem ſehr geräumigen Schäferkarren nicht unähnlich ſieht, hat zwey Thüren, eine gegen das Pferd und den davor ſitzenden Fuhrmann zu, die andere nach hinten. Ein ſolches Häuschen faßt vier bis ſechs Perſonen, die ſich kennen, recht bequem, und ſelbſt mit Spielraum, wo er nöthig iſt. An die hintere Seite iſt eine Art von Zelt befeſtigt, das wie ein Reifrock aufgezogen und herabgelaſſen werden kann. Wenn dieſes Fuhrwerk, das an den Badeorten eine Maſchine (a machine) heißt, auf dem Trocknen in Ruhe ſteht, ſo iſt der Reifrock etwas aufgezogen, vermittelſt eines Seils, das unter dem Dach des

Kaſtens weg nach dem Fuhrmanne hin-geht. An der hintern Thür findet ſich eine ſchwebende aber ſehr feſte Treppe, die den Boden nicht ganz berührt. Ueber dieſer Treppe iſt ein freyhängendes Seil befeſtigt, das bis an die Erde reicht und den Perſonen zur Unterſtützung dient, die, ohne ſchwimmen zu können, untertauchen wollen, oder ſich ſonſt fürchten. In dieſes Häuschen ſteigt man nun, und während der Fuhrmann nach der See fährt, kleidet man ſich aus. An Ort und Stelle, die der Fuhrmann ſehr richtig zu treffen weiß, indem er das Maß für die gehörige Tiefe am Pferde nimmt, und es bey Ebbe und Fluth, wenn man lange verweilt, durch fortfahren oder hufen immer hält, läßt er das Zelt nieder. Wenn alſo der ausgekleidete Badegaſt alsdann die hintere Thür öffnet, ſo findet er ein ſehr ſchönes

dichtes leinenes Zelt, deſſen Boden die See iſt, in welche die Treppe führt. Man faßt mit beyden Händen das Seil und ſteigt hinab. Wer untertauchen will, hält den Strick feſt und fällt auf ein Knie, wie die Soldaten beym Feuern im erſten Gliede, ſteigt alsdann wieder herauf, kleidet ſich bey der Rückreiſe wieder an u. ſ. w. Es gehört für den Arzt zu beſtimmen, wie lange man dieſem Vergnügen (denn dieſes iſt es in ſehr hohem Grade,) nachhängen darf. Nach meinem Gefühl, war es vollkommen hinreichend, drey bis viermahl kurz hinter einander im erſten Gliede zu feuern, und dann auf die Rückreiſe zu denken. Beym erſten Mahle wollte ich, um ſeinen eignen Körper erſt kennen zu lernen, rathen, nur einmahl unterzutauchen, und dann ſich anzukleiden, und nie die Zeit zu über=

ſchreiten, da die angenehme Gluth, die man beym Ausſteigen empfinden muß, in Schauder übergeht. Da das ſchöne Geſchlecht von Anfang, wie ich gehört habe, auch hier, gegen das Unverſuchte einige Schüchternheit äußern ſoll, ſo finden ſich an dieſen Orten vortreffliche Kupplerinnen zwiſchen der Thetis und ihnen, die ſie ſehr bald dahin bringen ſelbſt wieder Kupplerinnen zu werden. Dieſes ſind in Margate junge Bürgerweiber die ſich damit abgeben, die Damen aus- und ankleiden zu helfen, auch eine Art von loſem Anzug zu vermiethen, der, ob er gleich ſchwimmt, doch beym Baden das Sicherheitsgefühl der Bekleidung unterhält, das der Unſchuld ſelbſt im Weltmeere ſo wie in der dickſten Finſterniß immer heilig iſt. Unter dieſen Weibern gibt es natürlich, ſo wie bey den fern verwandten Hebammen,

immer einige, die durch Sittſamkeit, Rein-
lichkeit, Anſtand und Gefälligkeit vor den
übrigen Eindruck machen und Beyfall er-
halten. Ich habe eine darunter gekannt,
die damahls Mode war. Dieſe beſorgte
öfters zwey bis drey Fahrzeuge zugleich.
Und da war es luſtig vom Fenſter anzu-
ſehen, wie dieſe Syrene, wenn ſie mit
Einer Geſellſchaft fertig war, von einem
Karren nach dem andern oft 20 bis 30
Schritte weit wanderte. Es war bloß
der mit Kopfzeug und Bändern gezierte
Kopf, was man ſah, der wie ein Carouſſel-
kopf aus Pappdeckel auf der Oberfläche
des Meeres zu ſchwimmen ſchien. — Iſt
nun der Boden der See wie der zu Deal,
der aus Geſchieben von Feuerſteinen ꝛc.
beſteht, nicht günſtig, ſo endigt ſich die
Freytreppe in einen geräumigen vierecki-
gen Korb, in dem man alſo ſteht, ohne

je den Boden zu berühren. Doch ich glaube nicht, daß dieſe Einrichtung, die mir im Ganzen nicht recht gefällt, in Cuxhaven nöthig ſeyn wird. Geſchiebe von Feuerſteinen ſind da gewiß nicht, ob nicht Schlamm oder glitſchiges Seekraut ſo etwas nöthig machen könnte, getraue ich mir nicht ſchlechtweg zu entſcheiden, glaube es aber kaum. Ueberdieß aber kömmt noch bey jenen Gegenden der ſehr wenig inclinirte Boden in Betracht. Das Meer tritt da, auf den ſo genannten Watten bey der Ebbe ſehr weit zurück, ein zwar großes und herrliches Schauſpiel, das aber für die Hauptabſicht Unbequemlichkeiten haben könnte. Denn die eigentliche Badezeit iſt von Sonnenaufgang an bis etwa um 9 Uhr, da es anfängt heiß zu werden. Die größte Frequenz war zu Margate immer zwiſchen 6 Uhr und

halb 9 im Julius und Auguſt. Nun könnte es kommen, oder muß vielmehr kommen, daß zuweilen gerade um dieſe Zeit zu Curhaven das Meer ſehr weit von dem Wohnorte zurück getreten wäre, dieſes würde oft eine kleine Reiſe im Schäferkarren nach dem Waſſer, und ſelbſt bey der Ankunft bey dem Waſſer noch eine kleine Seereiſe auf der Achſe nöthig machen, um die gehörige Tiefe zu gewinnen. So etwas iſt zwar, wie ich aus Erfahrung weiß, den geſunden Patienten nichts weniger als unangenehm, zumahl wenn ihrer mehrere die mit derſelben Krankheit behaftet ſind, zugleich fahren, allein den Patienten im eigentlichen Verſtande könnte doch ſo etwas läſtig ſeyn. — Aber auch hier ließe ſich vielleicht Rath ſchaffen. Wie? das gehört nicht hierher. Ich hoffe mein Freund, Hr. Woltman zu Cur-

haven, der bekanntlich mit ſehr tiefen Kenntniſſen die gröſste Thätigkeit verbindet, ſoll nun hier den Faden anfaſſen wo ich ihn fahren laſſe, wenn er es der Mühe werth hält. Sein Gutachten wird hier, in einer wichtigen Angelegenheit entſcheidend ſeyn. —

Nun aber vorausgeſetzt, daſs dort alle Bequemlichkeit zum Baden erhalten werden könnte, woran ich nicht zweifle, ſo hat jene Gegend Vorzüge, deren ſich vielleicht wenige Seeplätze in Europa rühmen können. Die glückliche Lage zwiſchen zwey groſsen Strömen, der Elbe und der Weſer, auf denen alle nur erſinnliche Bedürfniſſe für Geſunde und Kranke, auch mineraliſche Waſſer leicht zugeführt werden können. Die Phänomene der Ebbe und Fluth, die dort auffallender erſcheinen als an wenigen Orten,

vielleicht keinem in Europa. Zwiſchen Ritzbüttel und dem Neuen Werk könnte noch heute einem verfolgenden Heere begegnen, was Pharao mit dem ſeinigen begegnete. Man macht da die Hinreiſe auf der Achſe, und einige Stunden darauf über demſelben Gleiſe die Rückreiſe in einem bemaſteten Schiff. Mit Entzücken erinnere ich mich der Spaziergänge auf dem ſo eben von dem Meere verlaſſenen Boden, ja ich möchte ſagen, ſelbſt auf dem noch nicht ganz verlaſſenen, wo noch der Schuh, ohne Gefahr von Erkältung überſtröhmt ward; der Tauſenden von Seegeſchöpfen die in den kleinen Vertiefungen zurückbleiben, deren einige man ſelbſt für die Tafel ſammeln kann, und die den Gleichgültigſten zum Naturalienſammler machen können, wenn er es nicht ſchon iſt; des Heeres von See-

und andern Vögeln, (auch darunter Naturalien für die Tafel,) die ſich dann einfinden und die angenehmſte Jagd zu Fuß an der Stelle gewähren, über die man noch vor einigen Stunden wegſegelte und nach wenigen wieder wegſegeln kann. Hierzu kömmt nun das ununterbrochene Aus- und Einſegeln oft majeſtätiſcher Schiffe mehrerer Nationen, die Curhaven gegen über vor Anker gehen, und die man beſteigen oder wenigſtens in kleinen Fahrzeugen beſuchen und umfahren kann, immer unter dem Anwehen der reinſten Luft und der Eßluſt. Freylich werden dieſe kleinen gar nicht gefährlichen Reiſen, öfters kleine Vomitiv-Reischen, und dafür nur deſto geſunder. Ich habe von einem der römiſchen Kaiſer geleſen, wo ich nicht irre, ſo war es Auguſt ſelbſt, der in der reinen Seeluft jährlich ſolche

Vomitivreiſen unternahm. — Der geſunden Patienten wegen merke ich noch an, daß man hier alle Arten von Seefiſchen und Schalthieren immer aus der erſten Hand hat, und gerade um dieſe Zeit den Häring, noch ehe er das Mittelland erreicht. Die wohlſchmeckendſte Auſter, friſchriechend bey der heißen Sonne und den königlichen Steinbütt! Eine mächtige Unterſtützung für das Geſchäft im Schäferkarren. — Und nun Helgoland! Kleine geſchloſſene Geſellſchaften unternehmen, ſtatt Ball und Pharao, eine Reiſe nach dieſer außerordentlichen Inſel. Die Vomitivchen unterweges verſchwinden in dem Genuß dieſes großen Anblicks. Wer ſo etwas noch nicht geſehen hat, datirt ein neues Leben von einem ſolchen Anblick, und lieſt alle Beſchreibungen von Seereiſen mit einem neuen Sinn. Ich

glaube jeder Mann von Gefühl, der das Vermögen hat ſich dieſen großen Genuß zu verſchaffen und es nicht thut, iſt ſich Verantwortung ſchuldig. Nie habe ich mit ſo vieler faſt ſchmerzhafter Theinehmung an meine hinterlaſſenen Freunde in den dumpfigen Städten zurück gedacht, als auf Helgoland. Ich weiß nichts hinzu zu ſetzen, als: man komme und ſehe und höre. — Sollte eine ſolche Anſtalt in jenem glücklichen Winkel nicht möglich ſeyn? Ich glaube es. Von Hamburg läßt ſich alles erwarten. Dieſe vortreffliche Stadt mit ihren Geſellſchaften, könnte, verbunden mit Bremen, Stade, Glückſtadt ꝛc. ſchon allein einem ſolchen Bade Aufnahme verſchaffen, der Fremde bedürfte weiter nichts. Sollte unter den vielen ſpeculirenden Köpfen dort nicht einer ſeyn, der ein ſolches Unternehmen

beförderte, auf deſſen Ausführung keine geringe Anzahl von Theilnehmern wartet, wenn ich aus meiner Bekanntſchaft auf die übrigen ſchließen darf? Große Anſtalten wären zum erſten Verſuch nicht nöthig, nur Bequemlichkeit für die Gäſte. Fürs erſte, keine Komödienhäuſer, keine Tanzſäle, (das würde ſich am Ende alles von ſelbſt finden) und keine Pharaobänke. Pharao mit ſeinem Heer gehört zwiſchen Ritzbüttel und das Neue Werk zur Zeit der Fluth. Nun noch eine kurze Antwort zur Hebung von einem Paar Bedenklichkeiten, die ich habe äußern hören:

1) Der Ort ſey zu weit abgelegen, und

2) verdiene bey einem Seebad, das Schickſal des Propheten Jonas immer eine kleine Beherzigung, und der häßliche Rachen eines Hayfiſches ſey im Grunde

am Ende nicht viel beſſer als eine Pharaobank.

Was die erſte Bedenklichkeit betrifft, ſo iſt ſie freylich ſo ganz ungegründet nicht. Allein nicht zu gedenken, daß alle Seebäder den natürlichen Fehler haben, daß ſie an der Gränze der Länder liegen, wo ſie ſich befinden, ſo könnte man fragen: was iſt ein abgelegener Ort im allgemeinen Verſtand, ſo wie das Wort hier genommen wird, ohne etwa Wien oder Prag oder ſonſt einen Ort zu nennen, der weit von Ritzbüttel abliegt? Mit ein wenig Ueberlegung wird es ſich bald finden, daß Ritzbüttel dieſe Benennung nicht verdient, weil nicht allein ein reiches, ſondern auch ein bevölkertes Land in der Nachbarſchaft liegt. Hat es freylich auf einer Seite, wie alle Seebäder, kein feſtes Land, ſo hat es dafür eine Fläche

die einem großen Theil des feſten Landes die Paſſage dahin ſehr erleichtert, zumahl hier vermittelſt der Elbe und der Weſer. Dieß iſt ſo wahr, daß ich hiervon einen Beweis nicht zurückhalten will, ob ich gleich merke, daß er für eine Empfehlung faſt etwas zu viel beweiſet. Das ſchön gelegene Margate wird von Vornehmen nicht ſo häufig beſucht als andere Seebäder, die die ſchöne Nachbarſchaft nicht haben, eben weil die Themſe die Paſſage dahin, zumahl von London aus, zu ſehr erleichtert. Daher geſchieht es denn, daß ſich eine Menge von allerley Geſindel einfindet, das ſich ſeiner oft guten Kleider wegen nicht ganz von den Geſellſchaften zurückhalten läßt, und welches dennoch unerträglich zu finden ein geſitteter Mann eben keine Ahnen nöthig hat. Zum Glück ſind Hamburg

und Bremen, ihres übrigen Reichthums ungeachtet, noch immer arm an dieſer Menſchenclaſſe. — Vor dem Schickſal des Jonas wird nicht leicht jemand im Ernſte bange ſeyn, der das Locale dieſer Oerter kennt. Die Fiſche, die einen Propheten freſſen könnten, ſind da ſo ſelten als die Propheten. Eher könnte man die dortigen Fiſche vor den Badegäſten warnen. Seit jeher ſind zwar die Fiſche dort, zumahl von Fremden, mit großer Prädilection geſpeiſet worden, es iſt mir aber nicht bekannt, daß je einer von ihnen das Compliment erwiedert hätte.

7.

Troſtgründe für die Unglücklichen, die am 29ſten Februar geboren ſind.

Man mag ſagen was man will, ſo iſt ein Menſch, der nur alle vier Jahre einen Geburtstag hat, immer kein Menſch wie andere. Ja, einer der in ſeinem Leben der Geburtstage zu wenige hat, kömmt mir in mancher Rückſicht nicht viel glück=licher vor, als die weitläuftige Claſſe von armen Teufeln, die der Väter zu viele haben; denn was iſt dem unſterblichen Weſen, das in uns wohnt, angenehmer als zu ſehen, ja unter der Hand auch wohl gar zu ſchmecken und zu riechen, daß ſich außer ihm noch Weſen derſelben Art ſeiner Exiſtenz und ſeines Lebens

freuen? Wäre auch die Freude dieſer Weſen nicht immer die aufrichtigſte, wovon man wohl Beyſpiele hat, gut, ſo iſt es nicht minder angenehm zu ſehen, daß dieſe Weſen es doch nöthig finden müſſen, ſo zu thun als freuten ſie ſich. Jene aufrichtige Freude verräth zwar Liebe, das iſt wahr; die nicht aufrichtige dafür aber Furcht und Reſpect, die in ſehr vielen Fällen unendlich mehr werth ſind. Von dieſen Freudensbezeigungen nun verliert das unglückliche Geſchöpf, das am 29ſten Februar geboren iſt, nach einer leichten Berechnung, in ſeinem Leben wenigſtens bare 75 Procent in Vergleich mit andern Menſchen. Das iſt etwas hart. Es ſey nun das, was eingebüßt wird, ein Wunſch in Proſa, ein Carmen oder ein wirkliches Gedicht; es ſeyen Bänder, Blumen, Kuchen, Feuerwerke, Illuminationen und Ka-

nonaden, ſo ſind immer die 75 Procent davon weg wie weggeblaſen. Ja, die Sache kann ſehr wichtig werden. Geſetzt, der Unglückliche ſey der Regent eines Reichs oder einer Stadtſchule, der das Recht hat freywillige Geſchenke an ſeinem Geburtstage zu erpreſſen, wie kann ein ſolcher ein Geſchenk verlangen, das an einem Tage zahlbar iſt, der in drey Jahren gegen eins gar nicht exiſtirt? Sind die 29ſten Februare, in Jahren wo dieſer Monath nur 28 hat, alſo nicht die wahren Calendae graecae? Ja, wenn die griechiſchen Calendae bloß ein poetiſches Nichts ſind, wofür ſich ſublime, antiquariſche Pedanterey dieſen artigen Ausdruck ſchuf, ſo ſind die 29ſten Februare dreymahl in vier Jahren, ein wahres, ſolides, proſaiſches Nichts des gemeinen Lebens und der alltäglichen Haushaltung;

das iſt ganz was anderes. Von jenem ſpricht man, und dieſes fühlt man. — Das Bisherige galt bloß das Phyſiſche bey dieſer Verkürzung; von der moraliſchen Seite iſt der Verluſt noch ſehr viel größer. Denn, da jeder Menſch bekanntlich an ſeinem Geburtstage ſich irgend etwas künftig zu thun oder zu laſſen ernſtlich vornimmt, z. B. wie D. Johnſon, künftig früher aufzuſtehen, oder die Bibel im nächſten Jahre ganz gewiß durchzuleſen, oder wie jene Dame keinen Branntwein mehr zu trinken; ſo kömmt ein ſolcher Menſch natürlich auch um alle dieſe heilſamen Entſchließungen, und man weiß wohl wie es mit der Ausführung ſteht, wenn man gar nicht einmahl zur Entſchließung kommen kann. — Aber der Neujahrstag, ſagt man, bleibt ihnen doch noch. — Das iſt keine Antwort, den

Neujahrstag haben die gewöhnlichen Menſchen auch, alſo den 75 Procenten geht auch hier nichts ab. Ja, was endlich das Traurigſte iſt, ſo wird dieſes Unheil, wie manches andere, das uns dieſes Jahrhundert zugeführt hat, ebenfalls gegen das Ende desſelben ärger. Wenn nähmlich das Jahr 1796 vorbey iſt, (das letzte Schaltjahr in dieſem Jahrhundert), ſo haben wir in acht Jahren keines wieder. Alſo ein Kind, das den 29. Februar 1796 geboren würde und etwa den 28. Febr. 1804 ſtürbe, wäre acht Jahre alt geworden, ohne einen einzigen wahren Geburtstag erlebt zu haben, den kümmerlichen etwa ausgenommen, an dem es geboren worden iſt, der gar nicht in Rechnung kommen darf und kann, und in dem wahren Gratulantenſinn des Worts, kein eigentlicher Geburtstag iſt.

— Doch nun nicht eine Sylbe weiter in dieſem Ton, der, wie wir ſelbſt fühlen, ſchon zu lange gehalten worden iſt. Wir würden dieſes lächerliche Thema gar nicht berührt haben, wenn nicht die Frage: wann ſoll ein am 29. Febr. Geborner ſeinen Geburtstag feyern, in einem berühmten Journal ziemlich ernſtlich aufgeworfen, und — unbeantwortet geblieben wäre. Hier iſt die Antwort und der Troſt:

Der Menſch wird zwar an einem gewiſſen Tage, an einem gewiſſen Datum geboren, allein ſein Eintritt in die Welt, ſein erſter Athemzug iſt das Werk eines Augenblicks. In dieſem Punct von Zeit ſteht die Sonne in einem gewiſſen Punct der Ecliptik. Er wird alſo genau ein Jahr alt ſeyn wenn die Sonne das nächſte Mahl wieder in demſelben Punct der Ecliptik ſteht, und der bürgerliche Tag

in welchen jener Zeitpunct fällt, iſt der Geburtstag des Menſchen im eigentlichen Verſtande, er heiße nun übrigens im Kalender wie er wolle. Dieſes iſt, dünkt mich, ſehr klar. Das Problem: wann ſoll ich meinen Geburtstag feyern, wenn ich am 29. Februar geboren bin, wird alſo auf folgende Weiſe vollkommen aufgelöſet werden, und im Recept = und Problem = Löſungsſtyl abgefaßt etwa ſo lauten: 1) Laß dir die Secunde, Minute, oder die Stunde deiner Geburt ſagen, oder nimm den Tag aus dem Kirchenbuch, weil du aber doch nicht den ganzen Tag über geboren worden biſt, ſo mußt du im letzten Fall etwas Beſtimmtes annehmen, z. B. die Mitte des Tages, alſo Mittags um zwölf. 2) Suche in einem aſtronomiſchen Kalender für das Jahr deiner Geburt den Ort der Sonne (ihre Länge)

für dieſen Zeitpunct. Kannſt du ihn ſelbſt berechnen, ſo iſt es deſto beſſer, alsdann würdeſt du aber eine ſo einfältige Frage vermuthlich gar nicht thun. 3) Suche ebenfalls im Kalender von dem Jahre, da du deinen Geburtstag feyern willſt, den Tag, da die Sonne genau dieſelbe Länge hat, dieſer Tag iſt dein Geburts⸗tag, er heiße nun wie er wolle. Wenn du ſo verfährſt, ſo wirſt du etwas be⸗merken, das dich frappiren wird, voraus⸗geſetzt, daß du von der Sache, wovon hier die Rede iſt, gar nichts verſtehſt, nähmlich, daß du, wenn du auch an je⸗dem andern Tage, z. B. den 1 May ge⸗boren wäreſt, du dennoch deinen Geburts⸗tag unter gewiſſen Umſtänden zuweilen den 30 Aprill, zuweilen den 2ten May feyern müßteſt, und daß ſelbſt die Ge⸗burtstage der höchſten Potentaten öfters

ganz falſch gefeyert werden, und folglich der am 29ſten Febr. Geborne nicht gerade immer der einzige iſt, der ſeinen Geburts-tag an einem andern Monathstage feyern muß, als dem, den ihm die gewöhnliche Methode anweiſet. Dieſes gründet ſich auf den Umſtand, daß das Jahr nicht numero rotundo aus 365 Tagen, ſondern ungefähr aus 365 Tagen und 6 Stunden beſteht, wir aber bey unſeren bürgerlichen Geſchäften uns unmöglich mit ſolchen Brüchen von Tagen abgeben können. Da-her geht es denn auch wirklich dem Jahr ſelbſt nicht beſſer als uns und den hohen Potentaten. Seine Geburtsſtunde wenig-ſtens wird dreymahl unter vieren falſch gefeyert. Man freut ſich oft über den Tod des alten Jahres mit Jubel, wenn es wirklich noch 18 Stunden ſchmachtet, und gratulirt dem neuen 18 Stunden vor-

her ehe es geboren wird u. ſ. w. Folgende Tabelle wird völlig hinreichen, den zu leiten der am 29ſten Februar geboren, an ſeinem Geburtstage gern ſo ſchmauſen wollte, daß von Seiten des Kalenders nichts dagegen eingewendet werden kann.

Wer am 29ſten Februar Morgens um 12 Uhr geboren iſt, feyert ſeinen Geburtstag oder eigentlich Geburtsſtunde

das nächſte Jahr den 28. Febr. Morgens um 6,

das 2te Jahr den 28. Febr. Mittags um 12,

das 3te Jahr den 28. Febr. Abends um 6,

das 4te Jahr den 29. Febr. um 12 des Morgens.

Am 29. Febr. um 6 des Morgens geboren,

das 1ſte Jahr den 28. Febr. um 12 des Mittags,

das 2te Jahr den 28. Febr. um 6 des Abends,

das 3te Jahr den 28. Febr. um 12 des Nachts oder am erſten März,

das 4te Jahr den 29. Febr. um 6 des Morgens,

Am 29. Febr. um 12 Mittags geboren,

das 1ſte Jahr den 28. Febr. um 6 des Abends,

das 2te Jahr den 28. Febr. um 12 des Nachts oder am erſten März,

das 3te Jahr den erſten März um 6 Uhr des Morgens,

das 4te Jahr den 29ſten Febr. um 12 des Mittags.

Am 29. Febr. Abends um 6 geboren,

das 1ſte Jahr den 28. Febr. Nachts um 12 oder am erſten März,

das 2te Jahr den 1 März um 6 des Morgens,

das 3te Jahr den 1 März um 12 Mittags,

das 4te Jahr den 29. Febr. um 6 des Abends.

Man ſieht hieraus, daß man ſeine Geburtsſtunde, wodurch der Geburtstag beſtimmt wird, jedes Jahr um 6 Stunden ſpäter feyern muß, ſo lange bis das Schaltjahr die Sache wieder ins Gleichgewicht bringt. Nun noch ein paar Worte für das Jahr 1800 da kein Schaltjahr ſeyn wird. Ein Kind das z. B. den 29. Febr. 1796 Nachts um 11 Uhr geboren würde, muß, nach dieſer Regel im Jahr 1803 ſeine Geburtsſtunde ſogar den 2ten März Abends um 5 Uhr feyern. Warum das Jahr 1800 auch das 1900 kein Schaltjahr ſeyn wird, ſondern erſt das 2000 wieder (vorausgeſetzt daß ſonſt

alles beym Alten bleibt) wollen wir im Kalender für das Jahr 1800 erklären. Man wird aber ſehr viel beſſer thun es bis dahin ſelbſt zu lernen.

Nun das Reſultat kurz: Will man ſeinen Geburtstag oder vielmehr die Stunde nur jedesmahl alsdenn feyern, wenn Datum und Tageszeit zugleich eintreffen; ſo kann ſie jeder Menſch überhaupt nur alle vier Jahre Ein Mahl richtig feyern. Der am 29ſten Februar Geborne verfährt alſo ſehr richtig, wenn er ſeinen Geburtstag bald den 28. Febr. bald den erſten März feyert. Der Unwiſſende glaubt, er irre, da er doch nicht irrt. Der an einem andern Tage Geborne, der ihn nach dem Datum feyert, irrt oft wirklich, allein es merkt es niemand. So kömmt es alſo auch hier, wie bey tauſend andern Vorfällen des Lebens

auf Lage und Umſtände an. Nachdem dieſe günſtig ſind oder ungünſtig, kann man bald mit allen ſeinen Irrthümern für weiſe und bald mit aller ſeiner Weisheit für ein gar irriges Schaf gehalten werden.

———

8.

Die vierzehn Schweſtern.

Voriges Jahr ſtarb in Lancaſhire in England Miß Anna Dickinſon unverheirathet, in ihrem zwey und ſechzigſten Jahre. Sie war die zwölfte von vierzehn Geſchwiſtern, lauter Schweſtern, die alle bejahrt und unverheirathet geſtorben ſind, bis auf die beyden nicht viel jüngern die noch leben, aber ebenfalls nicht verheirathet ſind, und, wenn man ihren Verſicherungen trauen darf, ſich auch nicht verheirathen wollen. Sich nicht verheirathen hat aber ſeit jeher ſo nahe mit Keuſchheit, Keuſchheit ſo nahe mit Heiligkeit und Heiligkeit (wenigſtens die Heiligen) immer ſo nahe mit dem Kalenderweſen in Verbindung geſtanden, daß

wir dieſen vierzehn Heiligen, die eine einzige Familie gleichſam in einem Wurf hervor gebracht hat, und deren Nahmen den halben Februar roth zu färben hinreichen würde, unmöglich eine Stelle verſagen können. Schade iſt es, daß das Gentleman's Magazine, aus dem wir dieſe Nachricht nehmen, ſonſt ſo gar wenig von dieſer liebenswürdigen Schweſterſchaft ſagt. Denn es dringt ſich einem, wie man zu reden pflegt, faſt die Frage unwillkührlich auf: was war denn die Urſache dieſer Heiligkeit und Keuſchheit? Der Schwachen wegen wird angemerkt, daß dieſe Frage nichts weniger als muthwillig, ſondern bloß philoſophiſch iſt. — An Stand und Herkommen hat es dieſen Gerechten nicht gefehlt, denn ſie heiſſen *Ladies*, und das ſagt, heilig oder nicht, ſo viel als Damen oder Frauenzimmer,

und gemeine Mädchen ſind weder das eine noch das andere. Häßlichkeit allein kann es auch nicht geweſen ſeyn, ſo wenig als Armuth allein. Vielleicht eine Miſchung aus beyden, die bey etwas Mangel an Temperament ſehr ſtark von der Erde abziehen ſoll. Mich dünkt aber doch, die Sache liegt tiefer, und vermuthlich in der Form der Keime ſelbſt. Wenn doch nur eine darunter geheirathet hätte, damit man hätte ſehen können, ob wieder lauter Mädchen gekommen wären. Vielleicht hat die Natur dadurch einen ſolchen verderblichen Fortpflanzungsplan abzubrechen geſucht, daß ſie die Vereinigung ſo vieler weiblichen Keime zugleich mit Abneigung gegen gemiſchte Geſellſchaft verbunden hat, ſo daß alſo das Leben der vierzehn Jungfrauen außer Mutterleibe nur bloß eine Fortſetzung ihrer

geſellſchaftlichen Exiſtenz im Ovario war. — Dieſe neue Theorie hat mit manchen neuern phyſicaliſchen das artige gemein, daß ſich einige Haupterſcheinungen nicht daraus erklären laſſen. So fallen mir z. B. ſo eben die Söhne des Erzvaters Jacob ein, die nichts weniger als Feinde gemiſchter Geſellſchaft geweſen ſind, wovon der Sand am Meer zeugt, der hier und da unſere ſchönſten Fluren überſandet und aller Urbarmachung ſo ſehr entgegen iſt.

9.

Wie man zum Citoyen du pays plat gemacht wird.

Dieſes Pays plat, wie es insgemein heißt, liegt in Nord-America an der nordöſtlichen Seite des See Superior (Lake Superior), oder, wie er von den Franzoſen, einem ehemaligen (1665) Statthalter de Tracy zu Ehren genannt wurde, See Tracy. Dieſer See hat, nach der von J. Long heraus gegebenen und im Ueberſetzer-Land bereits zweymahl überſetzten Reiſebeſchreibung 600 Franzöſ. oder 300 Deutſche Meilen im Umfang, und ſchließt eine Menge großer und kleiner Inſeln in ſich *). Um

*) Daß dieſer See eine Menge großer und kleiner Inſeln enthält, gibt einen richtigern Begriff von ſeiner Größe, als ſein Umfang

dieſen See wohnen allerley Völker, die man unter den Nahmen der wilden Indianer begreift, und deren gleichen man in dem geſitteten Europa vergeblich ſuchen würde, unter andern eines das Hr. Long ſo ſchildert: "Sie lachen, wenn ſie von Gehorſam gegen Könige reden hören: denn ſie können den Gedanken der Unterwürfigkeit mit der Würde des Menſchen

von 300 Deutſchen Meilen, vorausgeſetzt, daß die Größe dieſer Inſeln nicht auch nach dem Umfange geſchätzt worden iſt. — Wenn werden doch endlich einmahl Geographen und Geographienſchreiber, und ſogenannte Statiſtiker aufhören, die Größe der Städte und Seen ꝛc. nach dem bloßen Umfang anzugeben! — Wenn ich ſagte: zwiſchen Göttingen und Dresden liegt eine Strecke des fruchtbarſten, geſundeſten Landes von mehr als 60 Deutſchen Meilen im Umfang, gänzlich unbebaut; und was die Sache noch unverzeihlicher macht, ſo iſt hart dabey alles mit Wieſen, Kornfeldern und Wäldern bepflanzt: iſt das nicht ſchändlich? ſo würden zehn Statiſtiker gegen einen nachrufen: das iſt ſchändlich. Ein Geometer würde fragen: iſt das nicht vielleicht ein Fußſteig?

nicht reimen. Jeder Einzelne iſt, ſeiner Meinung nach, ein Fürſt; und in der Ueberzeugung, daß er ſeine Freyheit einzig von dem großen Geiſte erhielt, kann er ſich nicht entſchließen, eine andere Macht anzuerkennen.“ Hier liegt denn nun auch das Paysplat, in welchem der Ungenannte, deſſen Reiſe Hr. Long eigentlich bloß heraus gegeben hat, am 4. Julii 1777 anlangte. Ich erzähle nun mit den Worten des Verfaſſers weiter: Als wir an das Land ſtiegen, ſahen wir in einiger Entferunng eine Menge Indianer, und hielten es für gut, unſere Schiffsladung, auf den Fall, daß wir zum Tauſchhandel Gelegenheit hätten, in Ordnung zu bringen, und uns bereit zu halten, daß wir ſie nach geendigtem Geſchäfte wieder einſchiffen könnten. Nachdem alles in gehörige Sicherheit gebracht

war, begab ich mich zu den Wilden, deren Anzahl ich auf hundert und funfzig ſchätzte; die meiſten waren von dem Stamme der Tſchippewehs (Chippeways), und die übrigen von der Nation der Waſſen. Sie gaben mir Fiſche, trocknes Fleiſch und Felle, wofür ſie von mir kleine Gegengeſchenke erhielten. Ihr Anführer, Matſchi Quewiſch, hielt eine Verſammlung, und als er fand, daß ich ihre Sprache verſtund *), ſchlug er mir vor, mich als Bruder unter ihre Krieger aufnehmen zu laſſen. Ich hatte zwar die Ceremonie noch nicht ausgeſtanden, wußte aber wohl, was dabey vorging,

*) Der Verfaſſer, ein Americaniſcher Pelzhändler und Dollmetſcher, hatte ſich damahls ſchon neun Jahre unter dieſen freyen Menſchen, ohne ſcalpirt oder geſchunden worden zu ſeyn, aufgehalten, welches, ſo wie dieſe ganze Geſchichte, ein Beweis von ſeiner nicht gemeinen Klugheit und Schlauheit iſt.

weil mir von verſchiedenen Kaufleuten geſagt worden war, was für Schmerzen ſie dabey hätten leiden müſſen, ob man gleich außerordentlich gnädig mit ihnen umgegangen wäre. Aber deſſen ungeachtet beſchloß ich, mich dieſer Operation zu unterwerfen, damit ſie nicht meine Weigerung der Furcht zuſchrieben, und ich mich in der Achtung derer herabſetzte, von denen ich große Vortheile erwartete. — Die Ceremonie der Aufnahme iſt folgende: Man bereitet ein Mahl von Hundfleiſch in Bärentalg geſotten mit Heidelbeeren, wobey jeder tapfer zulangen muß. Nach geendigter Mahlzeit, wird der Kriegsgeſang in folgenden Worten geſungen: "Herr des Lebens! ſieh uns wohl an. Wir nehmen einen Bruder Krieger unter uns auf, der mit Verſtand begabt zu ſeyn ſcheint, Stärke im Arm hat, und ſeinen

Leib nicht vor dem Feinde zurückzieht."
Wenn der Aufzunehmende nach dem Kriegsgeſange kein Zeichen von Furcht blicken läßt, ſo wird er mit Achtung und Ehrfurcht betrachtet; denn dieſe Wilden halten Herzhaftigkeit nicht nur für nothwendig, ſondern auch für die höchſte Empfehlung. Nachher läßt man ihn ſich auf ein Biberkleid ſetzen, reicht ihm eine Kriegspfeife zum rauchen, die der Reihe nach an jeden Krieger kömmt, und wirft ihm einen Wampum=Gürtel über den Hals.

Das Kalumet, oder die Indianiſche Pfeife, die weit größer iſt, als die, woraus die Indianer gewöhnlich rauchen, wird von Marmor, Stein (?) oder Thon, verfertigt, und iſt nach der Sitte der Nation, roth, weiß, oder ſchwarz; die rothen aber werden am meiſten geſchätzt. Das

Rohr iſt aus ſtarkem Holze gemacht, ungefähr fünftehalb Fuß lang, mit Federn von allerley Farben verziert, und mit vielen Flechten von Weiberhaar in verſchiedenen Geſtalten durchwebt. Der Kopf iſt ſchön polirt, und es ſind zwey Flügel daran befeſtigt, die ihm das Anſehen eines Mercurſtabes geben. Dieſes Kalumet iſt das Symbol des Friedens, und die Wilden halten es hoch in Ehren, daß die Verletzung eines Vergleichs, wobey man es gebraucht hat, ihrer Meinung nach die unglücklichſten Folgen nach ſich ziehen würde.

Das Wampum iſt von verſchiedenen Farben; ſchwarzes und weiſſes aber wird am häufigſten gebraucht. Das erſtere wird aus einer Art Venusmuſchel (Venus mercenaria *Linn.*), das andere aus Miesmuſcheln gemacht; beyde werden in

Geſtalt von länglichen Corallen verarbeitet und gebohrt, um auf lederne Riemen gereihet und zu Gürteln gebraucht zu werden.

Dieſe Gürtel dienen zu verſchiedenen Zwecken. Bey einer Verſammlung werden ſie mit den gehaltenen Reden ausgegeben, und die Zahl der Reihen hat ihre eigene Bedeutung. Sie ſind die Urkunden ihrer Verträge. Wird ein Gürtel von Wampum zurückgeſchickt, ſo iſt es ein Zeichen, daß man z. B. den Vergleich nicht annimmt, wobey er gegeben worden iſt.

Wenn nun die Pfeife rund umgegangen iſt, ſo wird von ſechs langen, in den Grund geſteckten und oben zugeſpitzten Stangen eine Schweißhütte errichtet, die man mit Häuten und Decken belegt, um die Luft abzuhalten, und die nur drey Perſonen faſſen kann.

Der Candidat wird nackt ausgezogen*), und geht mit zwey Oberhäuptern in die Hütte; man bringt zwey glühend gemachte Steine herein, und wirft ſie auf die Erde; alsdann wird Waſſer in einer großen Schale herein gebracht, und mit Zederzweigen auf die Steine geſpritzt. Dadurch kömmt die in der Hütte befindliche Perſon in ſtarken Schweiß, und es öffnet ihr die Haut, um ſie für den andern Theil der Ceremonie empfänglich zu machen.

Wenn der Schweiß aufs höchſte geſtiegen iſt, ſo verläßt der Aufzunehmende das Haus, und ſpringt ins Waſſer. Indem er heraus kömmt, wirft man ihm eine Decke über, und trägt ihn in die Hütte des Oberhaupts, wo er folgende

*) Dieſes geſchah am linken Ufer des Rheins erſt nachdem die Leute bereits aufgenommen waren.

Operation ausſtehen muß. Nachdem man ihn auf den Rücken gelegt hat, zeichnet das Oberhaupt mit einem in Waſſer, worin Schießpulver aufgelöſet iſt, getauchtem Stabe die Figur, die er zu machen gedenkt; alsdann ſticht er mit zehn, in Zinnober getunkten in einer kleinen hölzernen Form befeſtigten Nadeln die bezeichneten Theile, und wo die ſtärkeren Umriſſe zuſammen laufen, ritzt er das Fleiſch mit einem Flintenſtein. Die leeren, oder nicht mit Roth bezeichneten Stellen werden mit Schießpulver eingerieben, welches die Abwechſelungen von Roth und Blau hervorbringt, und die Wunden alsdann mit dem holzigen Theil des Zündſchwamms ausgebrannt, damit ſie nicht eitern.

Dieſe Operation geſchieht nicht auf einmahl, ſondern dauert zwey bis drey

Tage. Alle Morgen werden die Theile mit kaltem Waſſer gewaſchen, worin ein Kraut, Nahmens Pockquiſegan, eingeweicht iſt, das dem Engliſchen Buchs gleicht, und das die Indianer mit ihrem Rauchtabak vermiſchen, um ihm die Schärfe zu benehmen. Während der Operation ſingen ſie Kriegslieder (ça ira?) und ſchütteln dazu unabläſſig eine rundum mit kleinen Schellen behangene Klapper, Tſcheſſaquoy, um das Winſeln zu erſticken, welches ſolche Qualen nothwendig hervor bringen müſſen. Nach vollbrachter Ceremonie bekömmt der Neuaufgenommene einen Nahmen; mir ward der Nahme Amick, d. i. Biber gegeben". So ward alſo unſer Dolmetſcher und Pelzhändler, nachdem er ſein eignes Biberfell ſchier darüber zugeſetzt hatte, Citoyen de la Republique du pays plat.

Es ging ihm ſehr übel, und er war am Ende herzlich froh, wie er ſein liebes England wieder ſah, wo nicht alle Leute Fürſten ſind. Ob er etwas mehreres dahin mitgebracht habe als rothe und himmelblaue Streifen auf dem Leibe, wird zwar nicht deutlich geſagt, es erhellt aber aus den übrigen Umſtänden hinlänglich, daß es außer ſeinem neuen Nahmen und Bürgerrecht nicht viel mag geweſen ſeyn.

10.

Nachricht von einer Wallrath-Fabrik.

Der Wallrath (Sperma Ceti. Blanc de Baleine) iſt bekanntlich eine weiße, fettige, brüchige Maſſe von talgartigem Geruch, die in dem Kopfe des Pottfiſches (Physeter macrocephalus) gefunden wird. Sie liegt zwiſchen der weichen und harten Haut des Gehirns ſowohl als des Rückenmarks dieſes Fiſches in ſolcher Menge, daß man mit dem von einem einzigen Thiere geſammelten oft mehrere Tonnen anfüllen kann. Er wird in der Heilkunſt verſchiedentlich ſo wohl innerlich in verſchiedener Form, als auch äußerlich in Pflaſtern gebraucht. Vorzüglich aber dient er als Zuſatz zum Wachs bey den Lichtern, die dadurch eine ſehr ſchöne

Weiſſe erhalten, nicht ſo brüchig ſind als die Wachslichter, und dabey nicht allein heller, ſondern auch rathſamer brennen. Freylich iſt ſehr begreiflich, daß, ſo lange man dieſe Materie nur allein aus den Köpfen der Pottfiſche nehmen kann, ſie nie ſehr gemein, und dergleichen Lichter nie ſehr wohlfeil werden können. Deſto angenehmer wird alſo unſern Leſern die Nachricht ſeyn, die uns von einem Freunde mitgetheilt worden iſt, daß man dieſe Materie in England nunmehr aus dem Fleiſche der Thiere durch Kunſt zu verfertigen wiſſe, und daß ein gewiſſer Doctor, deſſen Nahme nicht genau angegeben werden konnte, bereits ein Patent über dieſe Erfindung genommen habe, und Wallrathlichter wohlfeiler als Wachslichter liefern werde. Da die Sache ihre Richtigkeit hat, das Verfahren aber wenigſtens eine

Zeit lang ein Geheimniß bleiben wird, ſo wollen wir unſern Leſern ein Paar Geſchichten mittheilen, die vermuthlich die Veranlaſſung zu der Entdeckung geweſen ſind, und alſo auch manchen thätigen Landsmann von uns ebenfalls darauf leiten können. Ueberdieß gibt die erſtere einen kleinen Beytrag zur Geſchichte unſers Leibes nach dem Tode ab, und hat ſonſt noch ſo viel lehrreiches für den Phyſiker, daß ſie ſchon allein deßwegen eine Stelle hier verdient. Wir entlehnen die Erzählung auszugsweiſe aus Hrn. v. Crell's chemiſchen Annalen, von 1792. 12ten St. S. 522 u. ſ. w., wo ſie ſich aus den Annales de Chimie T. V. p. 154. überſetzt befindet. Der Aufſatz ſelbſt iſt von Hrn. Fourcroy:

Bey der Gelegenheit, daß die Aerzte für die Geſundheit der Gräber auf dem

Kirchhofe der unſchuldigen Kinder (des innocens) zu Paris wachen ſollten, entdeckten ſie eine ganze Reihe neuer Thatſachen, die den Beobachter der thieriſchen Natur in Erſtaunen ſetzen mußten, weil ſie ſeit ſo vielen verfloſſenen Jahrhunderten noch nicht wahrgenommen ſind. Man glaubte nähmlich, daß binnen ſechs Jahren, alle Leichname gänzlich in Verweſung gingen, und man hatte nicht den mindeſten Grund zu vermuthen, daß in einer Zeit von vierzig Jahren, dieſer gänzlichen Zerſtörung irgend etwas entgangen ſeyn könnte. Noch weniger ahndete man die Art der Veränderung, welche ein Boden der ſeit ſehr langer Zeit gleichſam mit thieriſchen Ausdünſtungen geſättigt war, auf friſche Leichen hervorbringen könne. Man fand die Leichen in dreyerley Form. Von einigen die bloßen Gerippe und Knochen,

wie dieſes gewöhnlich der Fall iſt, wenn Körper einzeln in eine feuchte Erde geſcharrt werden, die öfters wieder umgegraben wird. Bey der zweyten Gattung der einzeln Begrabenen fand man die weichen Theile zwiſchen der Haut und den Knochen vertrocknet und hart wie bey Mumien. Die dritte und merkwürdigſte, von welcher hier eigentlich die Rede ſeyn wird, hatte eine Art von Verwandlung erlitten. Sie fand ſich in den Gräbern von dreyßig Fuß Tiefe und zwanzig ins Gevierte, worin man ſo dicht als möglich neben einander, der armen Leute Särge (aus Bretern von ungefähr einen halb Zoll Dicke) ſetzte und wo in jede ſolche Gruft 1500 Leichen kamen. Hierauf bedeckte man die letzte Schicht mit etwa einem Fuß Erde, und grub in einiger Entfernung gleich wieder eine neue Gruft:

eine ſolche Gruft blieb ungefähr drey Jahre offen ehe ſie angefüllt wurde *). Gemeiniglich geſchah es nicht unter funfzehn, und nicht über dreyßig Jahre, daß an demſelben Ort wieder eine neue Gruft gemacht wurde. — In einer dergleichen ſeit funfzehn Jahr verſchloſſenen, fanden die Herren Fourcroy und Thouret die Särge noch ganz gut erhalten, nur wo ſie über einander ſtehen (vermuthlich wo ſie oben und unten einander berührten, nicht an den Seiten) etwas angegangen: das Holz war faſt überall noch geſund, nur gelb gefärbt. Nach aufgehobenen Deckeln von mehreren Särgen fanden ſie die Leichen auf dem Rücken liegend, und ſo platt und zuſammengedrückt, als wenn

*) Im Vorbeygehen eine ganz artige Probe von den ſo oft gerühmten Policey-Anſtalten in dem damahls noch behoſ'ten Frankreich (Gallia braccata.)

ſie einen ſtarken Druck ausgeſtanden hätten. Das leinene Zeug, was ſie umgab, war an den Leichen gleichſam anklebend, und ungeachtet der ſcheinbar erhaltenen Form der Theile, fand man darunter nur unförmliche Maſſen von einer weichen, biegſamen, weißgrauen Materie, welche die Knochen von allen Seiten umgab, ſie hatte keine Feſtigkeit und zerbrach bey einer etwas harten Berührung und hatte ſelbſt die Eindrücke der Leinwand angenommen. Sie gab dem Druck der Finger nach, und erweichte ſich, wenn man ſie etwas rieb. Die Leichen rochen nicht ſehr widrig, und die Todtengräber kannten dieſe Materie die ſie ganz treffend Fett nannten, recht wohl, und berührten ſie ohne Widerwillen. Sie ſagten, bey einzelnen Körpern fänden ſie dieſes Fett nie, ſondern nur in den gemeinſchaftlichen

Gruben. Nicht bey allen Leichen war der Uebergang in dieſes fette Weſen gleich weit gediehen, in einigen fand man noch kenntliche Stücke von Muskeln. Bey denen, wo dieſe Umwandlung vollkommen war, waren die Maſſen, welche die Knochen bedeckten, durchaus von derſelben Art fettiger Materie. Die Bänder und Flechſen waren nicht mehr vorhanden; die Knochen-Gelenke waren ohne Verbindung, und jene ihrer eigenen Schwere überlaſſen; die geringſte Gewalt trennte ſie; deßhalb pflegten auch die Todtengräber die Leichen, welche die Herren nach Hauſe geſchafft haben wollten, über einander mit Leichtigkeit vom Kopf bis zum Fuße zuſammen zu rollen. In ſolchen Leichen findet ſich die Höhle des Unterleibes nicht mehr. Seine Decken und Muskeln ſind in Fett verwandelt, und liegen auf dem Rückgrath.

Der Bauch iſt ganz platt und meiſtentheils ohne Spur von Eingeweiden. Man fand weder Lunge noch Herz, ſtatt deſſen einige Klumpen von der weiſſen Materie, ſo wie zuweilen auch dergleichen in der Gegend der Milz und der Leber. Die Brüſte waren in eine ſehr weiſſe und gleichförmige Fettmaſſe verwandelt, eben dieſe Maſſe umgab auch die Köpfe, die Ohren waren verwandelt, ja ſelbſt das Hauptthaar, doch fand ſich auch immer welches noch unver= ändert. Merkwürdig iſt, daß beym Ge= hirn die Verwandlung nie fehlte. Die Maſſe hatte, wie man ſich leicht vorſtellen kann, nicht bey allen einerley Conſiſtenz, welches wohl von der Zeit abhängt. Bey den älteren hatte ſie, zumahl in trocknem Erdreich, das Anſehen von Wachs und war halb durchſichtig. Doch dieſes mag für uns genug ſeyn, weiteren Unterricht

wird man in dem Aufſatze ſelbſt, am angeführten Ort finden, der überhaupt noch herrliche Beyträge zu einer Geſchichte des Leibes nach dem Tode enthält, nähmlich derer, die der mütterlichen Erde auf die gewöhnliche Weiſe wieder zugezählt werden. Denn von ſolchen, die in koſtbaren Gefäßen in Kellern, und denen, die an hänfenen Schnüren an der Luft getrocknet werden, iſt die Rede nicht.

Die zweyte Geſchichte, die wahrſcheinlich die nächſte Veranlaſſung zu der Entdeckung war, nehmen wir aus dem neueſten Bande der philoſophical Transactions, für das Jahr 1792. P. II. S. 197. Ein gewiſſer Hr. Sneyd überſandte der Londonſchen Königl. Societät ein Stück von einem Vogel, wahrſcheinlich einer Ente oder jungen Gans, die man in einem Fiſch-Teich, da wo ein kleiner Bach

in denſelben fällt, unten auf dem Schlamme liegend gefunden hatte. Sie war eben⸗falls in eine fettige Materie verwandelt, die dem Wallrath ſehr glich, nach der Schmelzung eine noch ſtärkere Conſiſtenz bekam, und dem Wachſe ähnlich wurde. Da Herr S. nie etwas von einer beſon⸗dern Eigenſchaft jenes Waſſers gehört hat, ſo hält er für wahrſcheinlich, daß die Veränderung des Körpers unten im Moraſt vorgegangen ſey, und der Bach ihn nach der Hand heraus geſpühlt und nach dem Teiche geführt habe. Dieſes wären nun dieſe merkwürdigen Erſcheinun⸗gen und das Reſultat eines chemiſchen Naturprozeſſes, Muskeln, Gehirn u. ſ. w. von Thieren in Fett zu verwandeln, dem es, ſollte man denken, nicht gar ſchwer ſeyn könnte, auf die Spur zu kommen. In einer Note die dem Aufſatz des Herrn

Fourcroy beygefügt iſt, wird geſagt, Hr. Thouret habe zwey Jahre hindurch mit unermüdetem Eifer ſeine Aufmerkſamkeit auf alle Umſtände bey dieſem Ausgraben gewandt, und werde ein beſonderes Werk darüber ſchreiben. Ob dieſes Werk wirklich erſchienen ſey, iſt uns nicht bekannt; genug daß es dem Engländer geglückt iſt, durch Kunſt dieſe Operation der Natur nachzumachen.

11.

Einige Betrachtungen über vorſtehenden Aufſatz, nebſt einem Traum.

Welcher Naturforſcher hätte ehemahls nur muthmaßen können, daß ein Haufen von 1500 vergrabenen menſchlichen Körpern ſich in dreyßig Jahren in Fett verwandeln würde? Geſetzt es wären dieſer Körper, wie etwa der Bäume in einem Wald, eine oder mehrere Millionen geweſen, und die Knochen wären mit der Zeit ebenfalls verſchwunden, was würde nicht über ein ſolches Wallrath-Flötz geſchrieben und gezankt worden ſeyn. Wir ſehen alſo auch aus dieſem uns ſo nahe liegenden Beyſpiele wieder, daß die unorganiſche Natur ihre chemiſchen Pro-

zeſſe hat, die wir nicht kennen, und wie viele mag es dieſer nicht in der Tiefe gegeben haben, wo nicht allein die Ingredienzen in ungeheuren Maſſen, langſam, und welches wohl ein Hauptumſtand iſt, entfernt von atmoſphäriſcher Luft in ganz andern Mediis behandelt werden? Unſere Chemie hängt ab von der Schicht der Dunſtkugel worin wir leben, ihrem Druck und ihrer Qualität. Ihre Beſtandtheile ſo wohl, als die der Materien, die ſie aufnimmt, vorzüglich des Waſſers, miſchen ſich in alles. Wir können ohne die uns umgebende Luft zu zerſetzen, keine große Hitze hervorbringen, dieſes gibt unſern Prozeſſen von der Seite eine ſehr große Einförmigkeit und Beſchränktheit. Da aber Hitze ganz independent von reiner Luft, ja von aller Luft iſt: ſo läßt ſich leicht ermeſſen, daß da, wo ſie einen ſehr

hohen Grad, ohne dieſe Zerſetzung der Körper durch Luft, erreicht, die Producte derſelben ganz verſchieden ſeyn müſſen, von denen in unſerer Schicht, wo ſogleich Brand entſteht. Was die Vulkane auswerfen, braucht in der Tiefe nicht zu brennen, und brennt auch da vermuthlich nicht. Man bedenke ferner die Gewalt der Dämpfe, nicht bloß des Waſſers, ſondern anderer Flüſſigkeiten u. ſ. w. in jenen tiefern Schichten, was für Veränderungen können dieſe nicht in den Körpern in ihrer Nachbarſchaft hervorbringen! Vermuthlich war es auch bloß ein Dunſt was die Muskeln in Fett verwandelte! Hierbey erinnere man ſich an die Steinkohlen-Flötze, an die Steinſalz-Flötze, an die Gänge, und frage ſich, ob es nicht Verwegenheit iſt, über jene Prozeſſe, aus der unſerer

Luft- und Dunſtſchicht allein angemeſſenen Chemie zu entſcheiden. Und doch iſt hier noch bey weiten nicht die Rede von der Hyperchemie in organiſchen Körpern; ich meine von der Erzeugung des Elfenbeins, des Horns, des Talgs, der Butter und der Seide aus Vegetabilien, und des Harzes, des Laugenſalzes, der Weine und Säuren durch Vegetabilien aus Luft und Waſſer u. ſ. w. Dieſes liegt freylich jenſeit unſrer Laboratorien, aber wer will die Gränze angeben, wo ſich unſere Chemie in jene verliert? Zu welcher gehört die Gährung? Die Beſtandtheile des Turmalins hat man auf ein Haar angegeben, wenigſtens glaubt man es; aber hat man Turmaline gemacht? Ich muß geſtehen, wenn ich alles dieſes zuſammen nehme, und noch überdieß bedenke, daß nun doch

manches in unſrer Kruſte gewiß uns eben ſo organiſch ausſieht, als einer Bücher-Milbe die Schweinsleder-Papier- und Kleiſterflötze, in denen ſie wühlt, ſo überfällt mich immer eine gewiſſe Schüchternheit bey unſrer ſogenannten Theorie der Erde und chemiſchen Zerlegung der Körper, von der ich mich kaum los zu machen im Stande bin. Alles das iſt aber nun ſeit einiger Zeit ſehr viel, durch einen ganz ärgerlichen Traum, verſchlimmert worden, den ich hatte, und den ich nun in möglichſter Kürze ohne allen morgenländiſchen Prunk in bloßer Werktags-Proſe erzählen will:

Ein Traum.

Mir war als ſchwebte ich, weit über der Erde, einem verklärten Alten gegenüber, deſſen Anſehen mich mit etwas viel höherem als bloßem Reſpect erfüllte.

So oft ich meine Augen gegen ihn aufſchlug, durchdrang mich ein unwiderſtehliches Gefühl von Andacht und Vertrauen, und ich war eben im Begriff mich vor ihm nieder zu werfen, als er mich mit einer Stimme von unbeſchreiblicher Sanftheit anredete. Du liebſt die Unterſuchung der Natur, ſagte er, hier ſollſt du etwas ſehen, daß dir nützlich ſeyn kann. Indem er dieſes ſagte, überreichte er mir eine bläulich grüne und hier und da ins graue ſpielende Kugel, die er zwiſchen dem Zeigefinger und Daumen hielt. Sie ſchien mir etwa einen Zoll im Durchmeſſer zu haben. Nimm dieſes Mineral, fuhr er fort, prüfe es, und ſage mir, was du gefunden haſt. Du findeſt da hinter dir alles, was zu ſolchen Unterſuchungen nöthig iſt, in höchſter Vollkommenheit; ich will mich nun entfernen, bin aber zu

rechter Zeit wieder bey dir. Als ich mich umſah, erblickte ich einen ſchönen Saal mit Werkzeugen aller Art, der mir im Traum nicht ſo fremd ſchien, als nachher beym Erwachen. Es war mir als wäre ich öfter da geweſen, und ich fand, was ich nöthig hatte, ſo leicht als hätte ich alles ſelbſt vorher hingelegt. Ich beſah, befühlte und beroch nunmehr die Kugel, ich ſchüttelte und behorchte ſie, wie einen Adlerſtein; ich brachte ſie an die Zunge; ich wiſchte den Staub und eine Art von kaum merklichem Beſchlag mit einem reinen Tuche ab, erwärmte ſie und rieb ſie auf Elektricität am Rockärmel; ich probirte ſie gegen den Stahl, das Glas, und den Magneten, und beſtimmte ihr ſpecif. Gewicht, das ich, wo ich mich recht erinnere, zwiſchen vier und fünf fand. Alle dieſe Proben fielen ſo

aus, daß ich wohl ſah, daß das Mineral nicht ſonderlich viel werth war, auch erinnerte ich mich, daß ich in meiner Kindheit von dergleichen Kugeln, oder doch nicht ſehr verſchiedenen, drey für einen Kreuzer auf der Frankfurter Meſſe gekauft hatte. Indeß ſchritt ich doch nun zu der chemiſchen Prüfung, und beſtimmte die Beſtandtheile in Hunderttheilen des Ganzen. Auch hier ergab ſich nichts ſonderliches. Ich fand etwas Thonerde, ungefähr eben ſo viel Kalkerde, aber ungleich mehr Kieſelerde, endlich zeigte ſich noch Eiſen und etwas Kochſalz und ein unbekannter Stoff, wenigſtens einer der zwar manche Eigenſchaften der bekannten hatte, dafür aber wieder eigene. Es that mir Leid, daß ich den Nahmen meines Alten nicht wußte, ich hätte ihn ſonſt gern dieſer Erde beygelegt, um ihm auf

meinem Zettelchen ein Compliment zu machen. Uebrigens muß ich ſehr genau bey meinen Unterſuchungen verfahren ſeyn, denn als ich alles zuſammen addirte was ich gefunden hatte, ſo machte es genau hundert. So eben hatte ich den letzten Strich in meiner Rechnung gemacht, als der Alte vor mich hintrat. Er nahm das Papier und las es mit einem ſanften Lächeln, das kaum zu bemerken war; hierauf wandte er ſich mit einem Blick voll himmliſcher Güte mit Ernſt gemiſcht gegen mich, und fragte, weißt du wohl, Sterblicher, was das war, was du da geprüft haſt? Der ganze Ton und Anſtand, womit er dieſes ſprach, verkündigte nunmehr deutlich den Ueberirdiſchen. Nein! Unſterblicher, rief ich, indem ich mich vor ihm niederwarf, ich weiß es nicht. Denn auf mein

Zettelchen wollte ich mich nun nicht mehr berufen.

Der Geiſt. So wiſſe, es war, nach einem verjüngten Maßſtabe, nichts geringeres als — die ganze Erde.

Ich. Die Erde? — Ewiger, großer Gott! und das Weltmeer mit allen ſeinen Bewohnern, wo ſind denn die?

Er. Dort hängen ſie in deiner Serviette, die haſt du weggewiſcht.

Ich. Ach! und das Luftmeer und alle die Herrlichkeit des feſten Landes!

Er. Das Luftmeer? Das wird dort in der Taſſe mit deſtillirtem Waſſer ſitzen geblieben ſeyn, und mit deiner Herrlichkeit des feſten Landes? Wie kannſt du ſo fragen? Das iſt unfühlbarer Staub; da an deinem Rockärmel hängt welcher?

Ich. Aber ich fand ja nicht eine Spur von dem Silber und Gold, das den Erdkreis lenkt!

Er. Schlimm genug. Ich ſehe ich muß dir helfen. Wiſſe: mit deinem Feuerſtahl haſt du die ganze Schweiz und Savoyen, und den ſchönſten Theil von Sicilien herunter gehaven, und von Africa einen ganzen Strich von mehr als 1000 Quodratmeilen vom Mittelländiſchen Meer bis an den Tafelberg völlig ruinirt und umgewendet. Und dort auf jener Glasſcheibe — o! ſo eben ſind ſie herunter geflogen — lagen die Cordilleren, und was dir vorhin beym Glasſchneiden ins Auge ſprang, war der Chimboraſſo.

Ich verſtund und ſchwieg. Aber neun Zehntheile meines noch übrigen Lebens

hätte ich darum gegeben, wenn ich meine chemiſch zerſtörte Erde wieder gehabt hätte. Allein um eine andere bitten, einer ſolchen Stirne gegenüber, das konnte ich nicht. Je weiſer und gütiger der Geber war, deſto ſchwerer wird es dem Armen von Gefühl ihn zum zweyten Mahl um eine Gabe anzuſprechen, ſo bald ſich der Gedanke in ihm regt, er habe von der erſten vielleicht nicht den beſten Gebrauch gemacht. Aber eine neue Bitte dachte ich, vergibt dir wohl dieſes verklärte Vater-Geſicht: O! rief ich aus, großes, unſterbliches Weſen, was du auch biſt, ich weiß du kannſt es, vergrößere mir ein Senfkorn bis zur Dicke der ganzen Erde, und erlaube mir die Berge und Flötze darauf zu unterſuchen bis zur Entwickelung des Keims, bloß der Revolutionen wegen. Was würde dir das

helfen? war die Antwort. An deinem Planeten haſt du ja ſchon ein Körnchen für dich zur Dicke der Erde vergrößert. Da prüfe. Vor deiner Umwandlung kömmſt du nicht auf die andere Seite des Vorhangs, die du ſuchſt, weder auf dieſem noch einem andern Körnchen der Schöpfung. Hier nimm dieſen Beutel, prüfe was darin iſt, und ſage mir was du gefunden haſt. "Beym Weggehen ſetzte er faſt ſcherzend hinzu: verſtehe mich recht, chemiſch prüfe es, mein Sohn; ich bleibe dieſes Mahl länger aus. — Wie froh war ich, als ich wieder was zu unterſuchen hatte, denn nun, dachte ich, will ich mich beſſer in Acht nehmen. Gib Acht, ſprach ich zu mir ſelbſt, es wird glänzen, und wenn es glänzt, ſo iſt es gewiß die Sonne, oder ſonſt ein Fixſtern. Als ich den Beutel aufzog,

fand ich ganz wider meine Erwartung, ein Buch in einem nicht glänzenden einfachen Bande. Die Sprache und Schrift desſelben waren keine der bekannten, und obgleich die Züge mancher Zeilen flüchtig angeſehen, ziemlich ſo ließen, ſo waren ſie es, näher betrachtet, doch eben ſo wenig als die verwickeltſten. Alles was ich leſen konnte, waren die Worte auf dem Titelblatt: Dieſes prüfe mein Sohn, aber chemiſch, und ſage mir was du gefunden haſt. Ich kann nicht läugnen, ich fand mich etwas betroffen in meinem weitläuftigen Laboratorio. Wie? ſprach ich zu mir ſelbſt, ich ſoll den Inhalt eines Buchs chemiſch unterſuchen? Der Inhalt eines Buchs iſt ja ſein Sinn, und chemiſche Analyſe wäre hier Analyſe von Lumpen und Druckerſchwärze. Als ich einen Augen-

blick nachdachte, wurde es auf einmahl helle in meinem Kopf, und mit dem Licht ſtieg unüberwindliche Schamröthe auf. O! rief ich lauter und lauter, Ich verſtehe, ich verſtehe! Unſterbliches Weſen, O vergib, vergib mir; ich faſſe deinen gütigen Verweis! Dank dem Ewigen daß ich ihn faſſen kann! — Ich war unbeſchreiblich bewegt, und darüber erwachte ich.

12.

Auch ein paar Worte von Polen.

Wer in dieſem kleinen Aufſatze die Wörter: Conſtitution, Revolution, Rebellion, Koſciusko, Targowitz, Jacobiner und Franzöſiſches Geld ſucht, wird gewiß vergeblich ſuchen. Vielleicht findet er aber hier und da einen kleinen Zug, der ſich bey der Lectüre von Blättern gebrauchen läßt, in denen jene Wörter vorkommen. Es iſt ein bloßes Sittengemählde, das zwar nur wenig umfaßt, aber dennoch auf das Ganze ſchließen läßt, klein, aber von großer Wahrheit. Man iſt zwar in Deutſchland nicht bloß unter Gelehrten, ſondern ſelbſt in den minder unterrichteten Claſſen von Menſchen von dem Vorurtheil zurückgekommen, als

gäbe es in Polen nichts, als adliche Deſpoten, Kantſchuhe, ſchmutzige Juden und Weichſelzöpfe. Allein wie es trotz der Bemühungen ſo vieler vortrefflichen Männer noch hier und da unter dieſem braven Volke ausſieht, werden die Leſer aus dieſem kleinen Beyſpiele beurtheilen können. Warum es aber ſo ausſieht, iſt eine Frage, die ſchwerlich jemand, der kein Ex-Jeſuit iſt, mit Präciſion wird beantworten können. Ob es je anders werden wird, iſt noch ſchwerer zu entſcheiden. Vielleicht denkt man an dieſen Schlamm, wenn man einmahl mit dem Pontiniſchen fertig ſeyn wird.

Ich ſah, ſagt der Biſchof Koſakovski*) (1792 Coadjutor von Lithauen), da, wo ich mich aufhielt, und ſelbſt auf

*) S. die bekannten Nachrichten von Polen im 1ten Theil.

dem Wege, erſchreckliche Figuren einher-ſchleichen, welche die Pferde ſcheu mach-ten und mit Lumpen behangen waren, männlichen und weiblichen Geſchlechts. Die noch unmündigen Kinder lernten die Lebensart ihrer Aeltern — und gleichwohl war die Erde fruchtbar und fett, welches mich augenſcheinlich überzeugte, daß es nur an Lehrern fehle, welche den Fleiß beleben, Sittlichkeit pflanzen, und ihrem Nächſten aus dem Stande der Ohnmacht helfen möchten. Den Pfarrer traf ich auf dem Kirchhofe lärmend und ſchel-tend an. Er war ein unterſetzter, ſtarker, ſchwarzer [von Geſicht nähmlich] und run-zeliger Mann, dem die Augenbraunen über die Augen hingen. In der Hand hielt er einen Stock und ſah mich kaum mit hal-ben Augen an. Ich wollte dieſer donnern-den Miene nicht entgegengehen, ſondern

ging in die Kirche. [Nun höre man was für ein chriſtliches Gotteshaus dieſes war]. Neben der Thüre erblickte ich mehrere Halseiſen, eiſerne Schellen für Hände und Füße, und Ringe für den Leib angeſchlagen, und an der Thüre ſelbſt hingen zwey aus dicken Seilen zuſammen gedrehte Peitſchen. [Mein Gott! war denn niemand da die Worte darüber zu ſchreiben: Mein Joch iſt ſanft und meine Laſt iſt leicht!]. Beym Eingange in die Kirche lagen auf der einen Seite allerhand unbekannte Geräthe, Hörner auf den Kopf zu ſetzen und ein großer Strohkranz, [vermuthlich Schimpf-Schmuck für arme Wild- und Felddiebe, denn daß ſie bey Copulationen gebraucht worden wären, iſt nicht wahrſcheinlich], in kleine Tücher gehüllte Götzen und dergleichen. Auf der andern

Seite war eine groſze mit einem ſtarken Vorhängeſchloſſe verwahrte Sparbüchſe [vermuthlich der Hausgötze des ſchwarzen Mannes], und dabey das Weyhwaſſer. Einige vierſchröterige mit gehörigen (Aufklärungs=) Prügeln verſehene Kerls, hatten beym Eingang in die Kirche die Wache. [Was war das? Nöthige ſie herein zu gehen? oder nöthige ſie wegzulaufen?]. Der Gottesdienſt [ſo wie etwa der Kirchhof eine Sanitäts=Anſtalt iſt] fing ſich mit einem durchdringenden Geſchrey auf dem Kirchhofe an; [alſo mit Heulen und Zähnklappen] ich ging geſchwind hervor und ſah den Herrn Pfarrer mit Chorhemd und Stole bekleidet, das Kreuz in der Hand haltend, über einem auf die Erde geſtreckten Unglücklichen ſtehen, welchen unter geiſtlichen Ermahnungen zwey Kerls mit zwey

dicken [leiblichen] Stricken bläueten. [Wenn ſolche Ermahnungen die von der Natur eigentlich zu ihrem Empfang beſtimmte Stelle treffen, ſo wird wenigſtens dem unanſtändigen Niederſitzen während des Gottesdienſtes dadurch vorgebeugt]. Acht oder zehn wurden ſo nach der Reihe hingelegt. Aus dem geiſtlichen Unterricht ſelbſt erfuhr ich die Urſachen, daß dieſes die Strafe dafür wäre, daß

1) dieſe Leute zu ihren Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbniſſen das Getränk bey Juden, als Feinden Chriſti, mit Vorbeygehung der Schenke (des Freundes Chriſti) des Herrn Pfarrers genommen hatten, wo es theurer und ſchlechter, und oben drein mit kleinerem Maß geſchenkt wurde, aber ſonſt ohne allen [kirchlichen] Makel war.

2) Daß ſie ſich bey Ketzern, Juden und

Ungläubigen vermiethet hatten; und

3) daß ſie dem Ruf des Herrn Pfarrers zur Bebauung der [heiligen] Erde ſeiner Aecker [vermuthlich für bloße auf den Himmel geſtellte Aſſignate] nicht wollten gebrauchen laſſen.

Deutſcher Landsmann, der du dieſes lieſeſt, hebe deine Hände auf zum Himmel und danke ihm, daß er dich in ein Land geſetzt hat, wo es freylich auch Halseiſen gibt, aber bloß zu deiner Sicherheit, und Schellen, in die dich niemand ſchmieden kann, als du ſelbſt durch deine Thaten; ſegne das Land, wo kein Sterblicher die Macht hat, dich auf den Kirchhof hinzuſtrecken, als wiederum nur du durch deine Ausſchweifungen, oder der Todtengräber, oder höchſtens der Arzt; wo dir geiſtliche Ermahnung und Lehre aller Art überall frey und offen

ſteht, und wo du dich zur leiblichen immer mit Muthwillen ſelbſt drängen mußt, und endlich das Land, wo, wenn auch Kopfzierden aufgeſetzt werden, wie die, die da in der Kirche lagen, ſie doch nie den armen Wilddieb krönen, ſondern nur den armſeligen Jäger ſelbſt, der nicht Mann genug war, oder nicht Kopf genug hatte, das Bischen Wildpret zu hüthen, das in ſeinem häuslichen Park, zwiſchen Tiſch und Bett friedlich einherging.

13.

Das Luftbad.

In unſerm Taſchenbuche von 1792 haben wir einige Nachricht vom Seebad gegeben, und nachher mit Vergnügen bemerkt, daß unſere Vorſchläge nicht ganz fruchtlos geweſen ſind. Der Himmel gebe, daß es die Bäder ſelbſt eben ſo wenig ſeyn mögen, woran wohl nicht zu zweifeln iſt. Würden auch in einem Jahr nur zehn Krankheiten damit abgewaſchen, ſo wäre der Nutzen ſchon ſehr groß, zumahl in dieſer traurigen Zeit, wo die Arzeneyen täglich theurer und die Krankheiten immer wohlfeiler werden. Dieſen Artikel wollen wir dem Luftbad widmen, das vermuthlich die wenigſten unſrer Leſer noch

in dem Lichte werden betrachtet haben, in welchem es hier erſcheinen wird.

Ehemahls badete man ſich bloß im Waſſer und ſehr viele Völker, nahmentlich die geſundeſten, kennen bis dieſe Stunde noch keine andere Bäder als See- und Flußbäder. Hätten ſie auch ſchon einige darüber, ſo haben ſie doch die Wörter nicht dazu, und das iſt gerade ſo viel als hätten ſie gar nichts. In der Chriſtenheit badet man ſich jetzt in allen vier Elementen, und da, wo man deren fünfe zählt, obendrein auch im fünften. Erſtens im Waſſer; zweytens im Feuer ſo weit man es vertragen kann, dahin gehören die Ruſſiſchen Schweißtreibhäuſer, und die den Alten ſchon bekannte Inſolation und Aprication, das Sonnen, wenn man dieſe nicht etwa lieber ein Lichtbad nennen will;

drittens in der Luft, wovon wir ſo-
gleich reden werden; viertens in der
Erde. Dieſes Bad ſowohl, als das Wort
dazu, iſt eine Erfindung des berühmten
Dr. Graham, des Erfinders des himm-
liſchen Bettes. So koſtbar ſein himm-
liſches Bett war, ſo wohlfeil iſt ſein Erd-
bad. Man läßt ein Loch in die Erde
graben, ſo tief, daß man darin bis an
den Hals ſtehen kann, und ſtellt ſich
nackend hinein, läßt alsdann wieder Erde
hinzuwerfen, und etwas feſt anſtampfen
bis an den Hals. Es darf nichts frey
bleiben, als der Kopf, ſelbſt die Arme
nicht, daher man ſich in ameiſenreichen
Gegenden die Ameiſen wedeln laſſen muß.
Auch die Hunde müſſen entfernt werden,
weil dieſe manche Köpfe leicht für Acker-
ſteine halten möchten. Es ſoll dieſes Bad
ein Mittel wider ſehr viele Uebel ſeyn,

faſt ſo wie das Grab ſelbſt, das am Ende alle heilt, und Grahams beyde Erfindungen, Erdbad und himmliſches Bett in ſich vereint. Der gelehrte Erfinder hat auch eine Theorie davon gegeben; ſie iſt aber etwas verwickelt, und erwartet noch ihre Beſtätigung erſt von der Erfahrung. Der Dr. ſelbſt hat es einigemahl ohne Schaden gebraucht; andere wollen es nicht rühmen. Es gehört alſo in der Materia medica in die reiche Claſſe von Arzeneymitteln, die zuweilen nicht ſchaden. Fünftens endlich das Bad im fünften Element, ich meine das elektriſche. Hierzu könnte man noch ein ſechstes rechnen, Mesmers magnetiſches Bad, und endlich bloß der Zahl Sieben zu Liebe, das Queckſilber- oder Mercurial-Bad. Dieſes paßt freylich nicht ſo ganz hierher. Wer

indeſſen Philoſophie ſtudirt hat, wird mir dieſe Einſchaltung leicht vergeben, und bloß der Unſtudirten wegen merke ich an, daß man es mit dem Verpacken von Begriffen hält, wie mit dem Verpacken von Waaren. Wenn alles in der Kiſte iſt, was eigentlich hinein gehört, und es ſchlottert noch, ſo ſteckt man etwas anderes dazwiſchen.

Daß den nackenden Körper ganz, einer angenehm kühlen oder auch ſelbſt einer kalten Luft auf kurze Zeit auszuſetzen, eben die Wirkung ungefähr thut, wie das kalte Bad, wenigſtens die angenehme Wärme beym Ankleiden hervorbringt, wie ein mäßig gebrauchtes kaltes Bad, werden vermuthlich mehrere unſerer Leſer aus der Erfahrung wiſſen. Ja bey der guten Wirkung des kalten Bades ſelbſt iſt es ungewiß, wie viel davon der Berührung

der Luft zugeſchrieben werden muß, die nun, nachdem der Leib von allen unmerklichen Unreinigkeiten die die Ausdünſtung zurück läßt, gereinigt iſt, deſto näher an den Körper antreten, und die beſte Wirkung in kurzer Zeit hervorbringen kann. Vermuthlich iſt auch die Sache von Aerzten ſchon weiter unterſucht worden als mir bekannt iſt. Ich führe hier nur an, daß Franklin, deſſen flüchtigſte Aeußerungen immer mit Reſpect gehört zu werden verdienen, ein großer Freund von dem Luftbad geweſen iſt. Beſonders verdient aber hier erwähnt zu werden, das, freylich ſonderbare, Cabinettſtückchen von einem Menſchen, ich meine Burnet Lord Monboddo, ein bekanntlich ſchwer gelehrter Mann. Der berühmte Schauſpieler Foote nannte ihn eine Elzevirſche Ausgabe von Dr. Johnſon, vermuthlich weil ſein An=

blick weder an Coloß noch Bär, erinnert, wovon das Kaliber des erſtern und die Sitten des letztern leicht jedem ins Gedächtniß kommen mußten, der das Glück hatte den Doctor zu ſehen, oder das Unglück ihm zu widerſprechen. Man weiß leider freylich, daß Lord Monboddo glaubt, die Menſchen wären ehemahls rieſenmäßig und dabey geſchwänzt geweſen; daß er ſogar deßwegen den Weltumſeglern Unterſuchungs-Plane vorgelegt hat, die Sache aufs Reine zu bringen; daß er glaubt er ſpreche das Griechiſche völlig ſo aus, wie man es ehemahls zu Athen ausgeſprochen habe; daß er ſich mit Oel ſalbt wie die Alten ꝛc. Alles dieſes kümmert uns hier wenig, genug er nimmt ſehr oft ein Luftbad, das iſt, er macht ſich ganz nackend, in freyer Luft, eine ſtarke Bewegung, und glaubt, daß er es

dieſem Verfahren zu danken habe, daß er ſich in ſeinem ſiebenzigſten Jahre noch ſo jung fühlt, als in ſeinem dreyßigſten. Auch hat man mir erzählt, daß er die Fräulein Burnet, ſeine Töchter, zuweilen nöthigen ſoll, dieſes Bad zu gebrauchen, welches wegen der großen Durchſichtigkeit der Luft und (da man bey Tage baden muß) der großen Scharfſichtigkeit der im Stande der Schuld Lebenden wegen, immer eine bedenkliche Cur iſt. Dieſes alles war längſt bekannt, und man achtete nicht viel darauf. Nun aber fängt doch die Sache an ernſtlicher zu werden, wenigſtens iſt ſie nun dahin gebracht, daß man davon reden kann, ohne zu fürchten, durch geſuchte unnütze Grübeley die Würde der Naturlehre, oder durch muthwillig ſcheinende Vorſchläge die Majeſtät der Sittſamkeit und Unſchuld zu beleidigen.

Ein Engliſcher Arzt, Abernethy *), hat durch viele Geduld erfordernde Verſuche gefunden, daß das, was in der Luft, die die menſchliche Haut berührt, theils durch Uebergang aus dem Körper in dieſelbe, theils durch Eintritt aus ihr in den Körper vorgeht, große Aehnlichkeit mit dem bekannten Ein- und Ausathmungs-Prozeß durch die Lungen habe. Reine, dephlogiſtiſirte Luft wird ungefähr eben ſo dadurch verändert, als durch das Ein- und Ausathmen. Da nun der Lungen-Prozeß bisher mit großer Wahrſcheinlichkeit für den Hauptquell der Wärme warmblütiger Thiere gehalten wurde: ſo folgt daraus, daß, wenn dieſe Verſuche

*) Surgical and phyſiological Eſſays by *John Abernethy* P. II. London 1793. Die Abhandlung ſelbſt iſt überſchrieben: On the nature of the matter perſpired and abſorbed from the ſkin.

richtig ſind, der Menſch gleichſam über den ganzen Körper einathme, ohne es zu wiſſen, und alſo ohne ſein Zuthun einen Zufluß von Wärme erhalte, der ihm bis-her ſo unbekannt geblieben iſt, als es für unzählige Menſchen, noch bis jetzt, die Ausleerungen ſind, die an der Ober-fläche vorgehen. Erhält aber der Menſch Wärme durch Einathmen (ſo wollen wir es nennen) über die ganze Haut: ſo muß die Kleidung nothwendig ein großes Hinderniß für dieſen Prozeß werden. Zwiſchen Fell und Hemd u. ſ. w. muß ſehr bald eine Luft entſtehen, die für den Prozeß nicht mehr taugt, und die Er-ſtickung muß ihren Anfang nehmen, wenigſtens zwiſchen Fell und Hemd. Geſicht und Hände athmen indeſſen noch fort. Wer weiß ob nicht bey dem ſchö-nern und wärmern Geſchlecht, die die

Gränzen der Nacktheit an Armen und Buſen zuweilen etwas erweitert haben, ein dunkles Vorgefühl dieſer neuen Wahrheit zum Grunde lag. Ja wer weiß, ob nicht, was, wo ich nicht irre, unſer vortrefflicher v. Cronegk geweiſſagt hat, eben aus dieſem dunkeln Vorgefühl von Abernethy's Theorie, der tiefe Ausſchnitt am Buſen, und der hohe Abſchnitt am Unterrock ſich endlich einander auf halbem Wege begegnen und zum bloßen Feigenblatt unſerer erſten Aeltern zuſammenſchmelzen werden. So führt auch dieſe Theorie, ſo wie die neueſte Politik auf eine baldige Wiederkehr vom paradieſiſchen Stand der Unſchuld und Gleichheit. — Ein ſehr netter Schluß der unmittelbar aus Hrn. Abernethy's Erfahrungen folgt, iſt, daß, wenn es einen in Kleidern friert, es einen deßwegen noch

nicht gerade auch nackend frieren müſſe. Denn es könnte uns ja bloß deßwegen in Kleidern frieren, weil der Wärme-Erzeugungs-Prozeß nun über eine ſo große Fläche der Haut gehemmt iſt, daß freylich die Naſe und die Fingerſpitzen den Verluſt bald empfinden müſſen. Wir berufen uns hierbey auf die Erfahrung. Man verſuche es einmahl und kleide ſich nackend in einem Zimmer aus, das bis zu dem Grade kalt iſt, daß man ſich die Hände reiben und ein kleines Feuer wünſchen möchte: ſo wird man deutlich bemerken, daß die unangenehme Empfindung von Kälte gar nicht zunimmt, wenigſtens gar nicht in der Verhältniß, in der man es nach einer ſolchen Entblößung erwarten ſollte. Ja ich möchte faſt ſagen, man fände ſich wärmer, wenigſtens behaglicher. Es mag nun hier Wärme nach Abernethy's

Vorſtellung erzeugt werden, oder die kalte Luft mag wirken wie kalte Bäder überhaupt, und in der Haut ſowohl als den Gefäßen die Spannung hervorbringen, die den Umlauf des Bluts begünſtigt, und auf dieſe Weiſe erwärmen. Ja es kann beydes zugleich Statt finden, oder auch beydes einerley ſeyn, nur anders gedacht. Genug, daß es im Ganzen wahr iſt. Es ſcheint alſo nichts weniger als verwerflich zu ſeyn, ſich tagtäglich oder wenigſtens zuweilen auf eine kurze Zeit nackend der Luft auszuſetzen. Doch iſt es unſer ernſtlicher Rath, ja dabey einen Arzt zu befragen, oder wenigſtens, nach Maßgabe der Beſchaffenheit des Körpers, behuthſam zu Werk zu gehen, damit nicht in unſerm Contor Klagen über Schnupfen, Zahnweh und Erkältungen einlaufen. Denn unſer kleines Taſchenbuch möchte lieber

alles in der Welt ſeyn, nur kein: *Jeder Menſch ſein eigner Doctor*, das wohl im Grunde nicht anders ſagt, als: Jeder Menſch ſein eigner Giftmiſcher. In wie fern durch Hrn. Dr. Fauſts Vorſchläge zu Kindertrachten, die Sache eingeleitet werden könnte, oder wie weit ſich ſeine Vorſchläge mit dieſer Theorie vertragen, oder ob nicht von dieſer Seite her ſelbſt ſeine Vorſchläge eine anſtändigere Einleitung hätten erhalten können, überlaſſe ich dem ſehr würdigen und gewiß wohlmeinenden Manne ſelbſt zur Entſcheidung. Er hat ſicherlich ſehr viel Wahres geſagt, das aber wenig Eindruck gemacht hat, weil der Hauptgeſichtspunct, wie mich dünkt, etwas unanſtändig gewählt iſt. Es wäre genug geweſen nur einmahl in einer einzigen Zeile auf ſo etwas hinzuweiſen; man hätte ihn doch

verſtanden. Hat es nicht überhaupt eine beſondere Beſchaffenheit mit unſrer jetzigen Schriftſtellerey, daß man über heimliche Sünden überall öffentlich ſchreiben kann, aber über öffentliche immer heimlich ſchreiben muß, wenn man nicht eingeſteckt ſeyn will?

So viel von dem Luftbad, das freylich den Nachtheil mit ſich führt, daß man; um es zu gebrauchen, faſt weiter nichts nöthig hat, als im Freyen das Hemd einmahl über die Ohren zu ziehen. Alle die herrlichen Reiſen nach fremden Gegenden fallen weg, und mit dieſen auch die zu manchen Zwecken ſo zuträglichen Trennungen der im Himmel zuſammen geſchloſſenen, ich meine die ſo genannte Strohwitwenſchaften. Die Aerzte müßten denn etwa zeigen, daß zu einem ächten Luftbad eine reinere und daher

höhere Luftſchicht nothwendig gewählt wer-
den müßte, und ſonach, den Harz oder
die Bergſtraße oder die Schweiz in
Vorſchlag bringen, wo dann freylich die
Unternehmer Sorge tragen müßten, der
Durchſichtigkeit und Scharfſichtig-
keit zu begegnen, von der wir oben ge-
redet haben.

14.

Ueber Gewitterfurcht und Blitz-ableitung.

(Auf Verlangen.)

Jetzt, da ich dieſes ſchreibe, (im Anfang des Auguſt 1794) zeigen ſich bey uns, ſo wie an mehreren Orten, Spuren der Ruhr. Es ſollen wie man ſagt, ſchon ſechs Menſchen daran geſtorben ſeyn; das wären alſo ſchon gerade noch einmahl ſo viel in wenigen Tagen, als der Blitz Menſchen in unſerer Stadt in mehr als einem halben Jahrhundert *)

*) Die älteſten Menſchen erinnern ſich bloß dieſer drey Fälle, die ſich alle in den letzten ſechs und zwanzig Jahren ereignet haben. Die hieſige Chronik, die ſonſt ſorgfältig von Einſchlagen ſpricht, erwähnt nur eines einzigen

getödtet hat; und wie viele Menſchen mag die Ruhr wohl in dieſem halben Jahrhundert getödtet haben? Und doch iſt man dabey ſehr ruhig. Ich ſehe ſogar, daß man nicht einmahl für die wohlfeilſten Ruhrableiter ſorgt. Man geht noch immer in den dünnſten Weſtchen einher, obgleich der Wind ſchon über die Stoppeln weht; ja ich habe bemerkt, daß man noch vor wenigen Tagen hier und da bey offenen Fenſtern ſchlief, die man bey Gewittern ſehr ſorgfältig verſchloß; und doch hat man kein Beyſpiel, daß der Blitz je zu einem offenen Fenſter hineingefahren wäre, da hingegen die Ruhr gar leicht in

Falles, den man nicht einmahl hierher rechnen kann, denn der Blitz traf nicht den Verunglückten ſelbſt, ſondern er wurde von Steinen getödtet, die der durch denſelben entzündete Pulvervorrath umher warf. Alſo hätte ſtatt des halben Jahrhunderts ein weit größerer Zeitraum im Text geſetzt werden können.

die Schlafkammern ſchlägt, wenn ſie ein offenes Fenſter findet, zumahl, wenn ſie unverſehens, nach einem heißen Tage, mit einem kühlen Regen und einem feuchten Lüftchen ankömmt. — Iſt das nicht ſonderbar? Wie würden ſich wohl die Menſchen in dieſen Tagen verhalten, wenn die Ruhr, wie ein dickes, ſchwarzes Gewölk, oder gar wie ein dunkelgrünes, dergleichen Donnerwetter einmahl jemand geſehen haben wollte, am Horizont herauf, niedrig und langſam angezogen käme, die Spitzen der Bäume berührte, den Tag in Dämmerung verwandelte, und nun das beſtimmte Schlachtopfer jedesmahl mit einem Donnerſchlag befiele, der die Häuſer beben machte? Blitzen ſollte es nicht dabey, doch um den Schlag anzukündigen, müßte etwa die Dämmerung einige Secunden vor demſelben noch um einige Tinten-

Stufen ſchwärzer werden. Ich glaube des Singens und Bethens würde kein Ende ſeyn. Ja ich fürchte, ſelbſt mancher Weiſe (ſapiens) möchte ſich von einem ſolchen Himmel etwas mehr als bloß decken laſſen. Daß dabey die tödtlichen Schläge ſich noch beſonders auszeichnen müßten, verſteht ſich. Wie da? Und doch ſchwebt jetzt ein ſolches Wetter über unſern Häuptern, nur ohne Donnerſchläge und ſchwarzgrüne Wolken, die überhaupt gerade die Nebenſache bey dem Handel wären, und wir ſetzen unſere Geſchäfte ruhig fort. Nun bedenke man noch die Fieber- Pocken- und Schlagfluß-Wetter, die immer umherziehen und einſchlagen. — — Doch wir überlaſſen dieſe Betrachtungen dem Leſer, aus Furcht durch weiteres Ausmahlen die Gattungen der Donnerwetter für manche Menſchen zu

vermehren, für die ſchon eine einzige zu viel iſt. Nun zur Anwendung:

Alſo in Göttingen ſind in einem halben Jahrhundert und darüber nur drey Menſchen vom Blitze getödtet worden, und dieſes, welches ein Hauptumſtand iſt, nicht einmahl in drey verſchiedenen Schlägen, ſondern in zweyen *). Ferner, ſo weit die Erinnerung alter Menſchen und die hieſige Chronik reicht, hat der Blitz hier niemahls gezündet, ausgenommen im Jahr 1555, zwiſchen Weihnachten und Neujahr, unſern damahls viel höhern Jacobithurm, und dann einmahl in einem Pulverthurm. Doch wurde nicht der Thurm gezündet, ſondern das Pulver; alſo Wohnhäuſer, ſo weit unſere Erfahrung reicht, eigentlich nie, und dennoch

*) Zwey Perſonen tödtete der Strahl am 16 Jul. 1768 auf einmahl, und einen Dritten am 24. Jun. dieſes Jahrs (1794).

fürchtet man ſich, wie ich höre, noch hier und da bey einem Donnerwetter wie bey einer Belagerung. Ich bitte Euch, theuerſte Phantaſiekranken, wenn es donnert, einmahl einen Augenblick nur an das Wort Belagerung zu denken und euch allenfalls an unſere braven Landsleute, zum Beyſpiel in Menin, zu erinnern, wo es überall donnerte und blitzte, überall einſchlug, überall zündete und überall tödtete, und das in einer Viertelſtunde mehr, als der Blitz bey uns in 500 Jahren. Und dennoch fürchtet ihr euch, die ihr bey der herrſchenden Ruhr gelaſſen bleibt? Alſo ſo viel vermag eine finſtere Wolke und ein Bischen Donner über Euch! O! ich fühle, daß es faſt kindiſch iſt, ſelbſt bey dem ſchwereſten Donnerwetter, an die leichteſte Belagerung zu erinnern, aber ich weiß auch, daß manche

Menſchen, die ſich vor dem Tode fürchten, es gar wohl vertragen können, daß man ſie mit Rettungsmitteln erſtickt. Jemand, der ſich aus Furcht nicht entſchließen konnte ſich einen Zahn ausziehen zu laſſen, ging mit hohem Muthe an das Werk, nachdem man ihn an die Gelaſſenheit erinnert hatte, womit Sokrates ſeiner großen Seele den Körper auszog. Wenns nur hilft. Jedermann iſt Herr in ſeiner Geiſtes-Oeconomie, und wir wollen uns nicht darum bekümmern, warum es gut geht, wenn's nur gut geht. Iſt doch wohl manche große Heldenthat, in der nachher der Geſchichtſchreiber auf der Stube große Plane witterte, gethan worden, auf daß eine Opernſängerinn den Nahmen des Helden in den Zeitungen leſen möge. So wird die Welt regiert, alſo warum nicht ein Herz, das an der Donnerfurcht

(Brontophobie) erkranket. Man ſchaffe alles herbey, und denke ſogar an ſeine braven Landsleute in Menin. Ich weiß, daß dieſer Troſt ſo wirkſam geweſen iſt, daß, während der Donner rollte, und der Regen wie Hagel an die Fenſter ſchlug, der Patient dabey ſelbſt über ſeine eigene Furchtſamkeit zu lächeln anfing, des Contraſts wegen. Er fühlte ſich lächerlich und bey dieſem Gefühl, ſehr wohl. Wirklich iſt es auch die einzige Lage in der Welt, worin ſich allenfalls ein Mann von Ehre mit Wohlbehagen lächerlich finden läßt, wenn er dem eingebildeten Todes-Streich, den er ängſtlich ſchon über ſich ſchweben ſieht, dadurch entgehen kann, daß er ſich dem wohlgemeinten Spotte eines gutmüthigen Freundes auf ein paar Minuten ausſetzt. Beſſer aber, man ſpottet über ſich ſelbſt. Ich

rathe alſo noch einmahl, beym Donner-wetter an Belagerung zu denken, das Lächeln über ſich ſelbſt wird ſchwerlich ausbleiben. So viel gegen unſere armen Phantaſiekranken. Nun aber auch ein Wort Für ſie.

Zum Theil liegt freylich der Grund von jener übermäßigen Furcht da, wo noch ſo mancher andere von unſerm Elend liegt, in der Erziehung. Horch! der liebe Gott zürnt, ſagt man Kindern, wenn es donnert, aber nicht Siehe! Er zürnt, wenn man ihre kleinen Mitbrüder bey einer Pocken-Epidemie zu halben Dutzenden an einem Tage zu Grabe trägt. Dieſe traurige Vorſtellung wird dann ferner noch durch eine andere ſehr alltägliche begünſtigt, daß der liebe Gott ſeinen Wohnſitz unmittelbar über den Wolken habe, ſo wie dieſe wiederum Unter-

ſtützung durch Mythologie erhält, die man immer noch (freylich mit Recht) neben dem Chriſtenthum her treibt. Hierzu kömmt dann unwandelbare, menſchliche Natur; die unwiderſtehliche Macht des Klanges über unſer ganzes Weſen. Selbſt die gefühlloſeſten Menſchen werden durch den Donner der Pauken bey einem: Herr Gott dich loben wir, an einem Dankfeſt, dem übrigens ihr Herz beypflichtet, zu Thränen hingeriſſen; und Händels majeſtätiſches: Gib ihnen Hagelſteine für Brod (*Give them hailſtones for bread*), wirkt mit der Macht des Donners auf die Verſammlungen. Auch der Wilde fürchtet den Knall der Kanone ſchon, ehe er noch die Wirkung ihrer Kugeln kennt. Ich möchte wohl wiſſen, ob man Beyſpiele von Taubgebornen hat, die ſich vor dem Gewitter gefürchtet haben.

Wenn mich mein Gefühl nicht täuſcht, ſo glaube ich, ich würde mich ehemahls wenig oder gar nicht vor einem Gewitter gefürchtet haben, das nicht gedonnert hätte. Jetzt kann es dem Guthörenden wenig helfen, wenn er die Ohren zuhält, aber daß es doch, etwas wenigſtens, helfen ſoll, haben mich große Kenner aus eigener Erfahrung verſichert. Gegen dieſe durch ſchlechte Erziehung erſt eingepflanzte und dann durch menſchliche Natur von einer Seite begünſtigte Furcht, weiß ich in der Welt keinen Rath, als man lehre den Patienten Wahrheit in ihrer reinſten Form, die ſchadet niemahls. Man erkläre ihm was das Gewitter iſt, ohne leichtſinnige Herabſetzung noch ängſtliche Uebertreibung der Gefahr. Man vergleiche die Gefahr dabey mit der von Krankheiten, wie wir oben geſehen haben,

und zeige mit aller der Stärke, die man dem Satze, ohne tiefe Einſicht und ganz ohne Rednerkünſte ſo leicht ertheilen kann, daß die Gewitter die leichteſten Epidemien ſind die einen Landſtrich befallen können. Eigentlich gar keine. Der Schlagfluß, vor dem kein Menſch einen Augenblick ſicher iſt, tödtet in jedem Städtchen in einem Jahre mehr Menſchen, als der Blitz in einem großen Lande, in zehen. Man ſage ihm, daß der Blitz, deſſen Donner die Erde beben macht, ſich durch ein wenig Draht oder ein Bischen Vergoldung hinleiten läßt, wo man ihn hin haben will. Daß er Menſchen tödtet, (jedoch nicht einmahl alle die er trifft), habe er mit jedem fallenden Dachziegel, und daß er Häuſer anzünde, mit jedem verwahrloßten Lichte gemein. Bey weiten die wenigſten Feuersbrünſte rühren vom

Blitze her, gerade ſo wie bey weiten die wenigſten gewaltſamen Todesarten. Man ſage ihm dieſes. Kann er ſich bey dieſer Lehre des Lächelns nicht enthalten (welches Gottlob! gewöhnlich der Fall iſt), deſto beſſer.. Ja ich rechnete ſchon zum voraus auf dieſes Lächeln, als ich es niederſchrieb: daß bey weiten die wenigſten Feuersbrünſte vom Blitze herrührten. Es iſt immer gut und ſelbſt angenehm, Furcht und Troſt ſich auf einer Stelle begegnen und becomplimentiren zu laſſen, wo der Rangſtreit längſt entſchieden iſt. Wenigſtens für einen Dritten. Wäre es möglich unſere tagtägliche Feuersgefahr durch Donner anzudeuten, es würde nicht aufhören zu donnern, zumahl an Orten, wo man des Nachts im Bette ſtudirt. Gottlob, daß die meiſten dieſer oft nahen Schläge kalt

ſind. So viel von Gewitterfurcht für den Menſchen, der ſeiner Vernunft noch mächtig iſt. Er wird nach einiger Uebung finden, daß zwar der Donnerſchlag bey ihm nichts von ſeiner Erhabenheit und Größe verlieren, aber in ihm eben das ſeelenſtärkende, hohe, andächtige Gefühl, ohne alle Furcht, erwecken wird, womit ihn der Paucken = Donner bey einem: Herr Gott dich loben wir ꝛc. erfüllt. Was ihm ſonſt ſchrecklich war, wird ihm nun eine Art von Unterhaltung werden, die er außer dem Troſt, den er andern Anweſenden damit reicht, ſogar erblich machen kann. Ein kleiner Wink für Hausväter und Hausmütter, den ich zu verſtehen bitte. — Armſeligen Nervenkranken kann freylich nicht gepredigt werden, für die iſt die Kirche aus; man muß ſie dem Arzt übergeben, der ſie nach der

Apotheke begleitet. Ein Spaziergang, der, die Begleitung des Arztes abgerechnet, an manchen Orten ohnehin ſchon ſehr gewöhnlich ſeyn ſoll.

Aber nun! Wenn es gar in unſrer Macht ſtände, dieſen Blitz, von dem wir uns, der Paucken-Parade wegen, womit er ſich zeigt, ſo ſehr fürchten, ganz von unſern Häuſern, wo nicht zu entfernen, doch eben ſo unſchädlich für ſie zu machen, und ihn eben ſo von uns abhalten zu können, wie wir von uns und unſern Meubeln den Regen durch Dächer abhalten. Aber dieſes können wir. Und zwar gerade mit der Zuverläſſigkeit, mit der wir uns gegen den Regen unter einem guten Obdach, und gegen den Sonnenſtich unter einer dichten Laube verwahren. Daß dieſes nicht jedermann glaubt, iſt nicht zu verwundern. Wir haben ſo ſelten

Gelegenheit die Probe zu machen, weil leider! jene Schirme gegen den Blitz noch immer nicht den allgemeinen Eingang finden wollen, der nöthig wäre jene Ueberzeugung endlich zu bewirken. Wäre zum Beyſpiel eine ganze Stadt mit Bley oder Kupfer gedeckt, ſo daß auch kein Stall ohne ein ſolches Dach wäre, und würden dieſe Dächer alle gehörig durch Metall mit der Erde verbunden: ſo würde man gar nichts mehr von ſchädlichen Wirkungen des Blitzes an dieſem Orte hören, ja man würde am Ende gar nicht mehr wiſſen, ob und wo der Blitz herabgefahren ſey, wenn er herabgefahren wäre. Nach einer Generation würde ſich alles Schreckliche hierbey völlig verlieren; man würde dem Donnerwetter, das man jetzt wie eine Belagerung fürchtet, zuhören, wie der Kanonade bey einer Muſterung, und

dem Wetterſtrahl zuſehen wie einem Luſt=
feuer. Hörte man von andern Orten her,
daß unarmirte Häuſer vom Blitz gezündet
oder Menſchen in denſelben getödtet wor=
den wären, ſo würde man dieſes eben ſo
wenig ſeltſam finden, als daß es jeman=
den auf ſeinen Speicher regnet, wenn das
Dach nicht verwahrt iſt, oder daß jemand
bey einem Gewitter naß wird, der ſich
nicht unterſtellt. So muß es kommen,
wenn alle Gewitterfurcht ſich von der Erde
verlieren ſoll. Man muß nur deutlich
und anſchaulich einſehen lernen, daß man
ſich vor dem Blitze ſichern kann, wenn
man will. Wer es nicht thun will, gut,
habeat ſibi, wenn er getroffen wird oder
ihm ſein Haus abbrennt. Ich habe oben
das Donnerwetter mit der Ruhr ver=
glichen, vielleicht ſchadet es nicht, es hier
noch zu guter Letzt einmahl mit der Winter=

kälte zu vergleichen, alſo Wetter mit Witterung. Eine ſtrenge Kälte iſt etwas ſehr viel Fürchterlicheres und Gefährlicheres als alle Donnerwetter von ſechs Sommern zuſammen genommen, ob es gleich gemeiniglich ſehr ſtille dabey hergeht. Warum fürchtet man ſich nicht davor? Deßwegen weil wir ſichere Ableiter für dieſelbe haben, Brennmaterialien und Kleidung. Wenn wir auch hören, daß Menſchen, denen ihre Geſchäfte oder ihre Armuth nicht verſtatteten die Ableitung gehörig anzubringen, um ihre geſunden Glieder oder gar um ihr Leben durch die Kälte gekommen ſind; ſo beklagen wir dieſe Unglücklichen mit Recht, aber die Kälte ſelbſt wird uns durch ſolche Beyſpiele nicht ſchrecklicher, weil wir wiſſen, woran die Schuld lag. Eben ſo und nicht um ein Haar anders verhält es ſich mit

dem Blitze. So weit hat man es in der Naturkunde gebracht. Die Häuſer werden von ihm gezündet und Menſchen von ihm getödtet, weil ſie nicht für Ableitung desſelben geſorgt haben. Der Menſch, der ſich bey einem Donnerwetter unter einen hohen Baum ſtellt, handelt eben ſo unvorſichtig, als der, der ſich bey einer ſtrengen Kälte im Freyen dem Schlafe überläßt. Wir wiſſen jetzt mit dem Grade von Zuverläſſigkeit, daß man ſich vor dem Blitze verwahren kann, mit dem wir es von der Kälte wiſſen. Daß man an die Verwahrung gegen den erſten nicht ſo gern geht, weil ſie eines Theils koſtbar und andern Theils das Einſchlagen ſehr ſelten iſt, ändert hier für unſere Betrachtung ſchlechterdings nichts. Genug, daß der Satz außer allem Zweifel iſt: Die Menſchen werden vom Blitze ge-

troffen und ihre Häuſer ange=
zündet, weil ſie es nicht anders
haben wollten. Was die Urſache hier=
von iſt: Knauſerey, Leichtſinn, Unwiſſen=
heit oder ſonſt etwas, darum haben wir
uns hier nicht zu bekümmern.

Aber bleyerne und kupferne Dächer
ſind koſtbar. Freylich. Aber ſie ſind
auch glücklicher Weiſe zu unſrer gegen=
wärtigen Abſicht nicht nöthig. Es iſt
ſchon vollkommen hinreichend, wenn nur
die Schorſteine, die Firſten und alle her=
vorſtehende Ecken der Gebäude mit zu=
ſammenhängenden Streifen von Bley oder
Kupfer belegt, und alle dieſe Belegungen
mit ähnlichen Streifen, die man an der
Wand des Hauſes herunter an die Erde
führt, in Verbindung gebracht werden.
Die hohen und ſpitzen Stangen können
ganz wegbleiben. Unſere Abſicht iſt nicht,

hier dieſe Einrichtung zu lehren. Ohne Zeichnung würde vieles gar nicht verſtanden werden, und ſelbſt der nöthige Unterricht würde ein eignes Taſchenbuch für die Liebhaber erfordern. Wir geben alſo bloß irgend einem künftigen Verleger hiermit den Wink zu einem ſolchen Taſchenbuche, ohne uns, weder um den Titel desſelben noch den davon zu erwartenden Vortheil, und am allerwenigſten um die Taſchen der Deutſchen zu bekümmern, die, nach dem zu urtheilen, was ſie bisher hineingeſteckt haben, ohnehin unmöglich viel kleiner als Malterſäcke ſeyn können. Wir verweiſen aber dafür mit Ernſt auf ein Werk, das niemand unbekannt bleiben ſollte, den der wichtige Gegenſtand, von dem hier die Rede iſt, nur im mindeſten intereſſirt, nähmlich auf Hrn. Reimarus neuere

Betrachtungen vom Blitze; die in dieſem Jahre (1794) zu Hamburg erſchienen ſind. Das Werk iſt von der einen Seite eben ſo lehrreich für den größten Kenner, als es von der andern herablaſſend für die gemeinſte Fähigkeit iſt. Amtleute und Prediger, oder ſonſt irgend ein Stand in der Welt, zu dem ſich der Leidende flüchtet, und von dem er mit Recht Hülfe und Belehrung erwartet, ſollten dieſes Buch kennen, um rathen zu können. Will man nicht folgen. Auch gut. Nur ſpreche man alsdann vom Erſchlagenen oder von dem vom Blitze Abgebrannten nie anders als von dem Erfrornen. Es iſt völlig einerley. Der Unterſchied, wenn einer da iſt, liegt bloß in unſerm Leichtſinn, in unſrer Nachläſſigkeit, und leider! freylich etwas in unſrer Dürftigkeit, und was können die in der

Welt nicht verderben? Vielleicht wäre es gut, um wenigſtens dem Furchtſamen, dem es bloß auf perſönliche Sicherheit ankömmt, einige Hülfe zu verſchaffen, wenn man an jedem Ort ein Gebäude, oder ein Paar recht gut gegen den Blitz ſicherte, wo man bey einem ſchweren Donnerwetter hineingehen, oder ſich auch incognito hineintragen laſſen könnte. Es könnte dazu die Kirche oder auch das Hauptwirthshaus, die Schule, die Badſtube u. ſ. w. auserſehen werden. — Am meiſten iſt es zu verwundern, daß die Großen und Reichen, die ſich vor dem Gewitter fürchten, nicht mehr auf ihre Sicherheit und Ruhe dabey denken. Wollten ſie auch nicht ihre ganzen Schlöſſer und Palläſte ſichern laſſen, wie leicht könnte nicht ein niedlicher kleiner Pavillon im Garten dazu eingerichtet werden?

Man kann kaum, wenn man nur etwas von einem Baumeiſter oder Dichter iſt, dem Trieb widerſtehen, allegoriſche Verzierungen und Sinnſprüche für einen ſolchen Schlupfwinkel zu erfinden, in den ſich die Götter der Erde verkriechen, wenn der Gott des Himmels zu donnern anfängt.

15.

Ueber das Eſelslehn und die ehemahlige Weiberpolizey in Darmſtadt.

Nachſtehende Erzählung entlehne ich wörtlich aus der vortrefflichen Heſſiſchen Geſchichte meines würdigen und gelehrten Herrn Landsmanns des Hrn. Conſiſtorial-Rath und Prof. Wenks zu Darmſtadt. Der Inhalt derſelben ſcheint, flüchtig betrachtet, etwas ſtark verfänglich für die Ehre der Heſſiſchen Damen des 15ten und 16ten Jahrhunderts. Nur bitte ich ums Himmels willen, wenn ich hier von Ehre und Verfänglichkeit ſpreche, meine Worte nicht gleich wieder ſelbſt in dem verfänglichſten Sinne zu nehmen. Es iſt hier bloß von derjenigen Damen-Ehre die Rede, die die Begleiterinn jener ſtillen

Sanftmuth, jener himmliſchen Nachgiebigkeit und jener unüberwindlichen Stärke, die in dem ſtillen Geſtändniß natürlicher Wehrloſigkeit liegt, bey allen geſitteten Völkern ſeit jeher geweſen iſt. Für Dieſe Ehre, ſage ich, ſcheint die Erzählung etwas verfänglich, für keine andere. Denn an Verſcherzung desjenigen, was jetzt Damen-Ehre, und, wie mich dünkt, mit Recht ausſchließlich heißt, konnte man damahls nicht denken, denn das iſt, wie ſich leicht erweiſen ließe, wenn hier der Ort dazu wäre, offenbar eine neue Erfindung. Auch ſcheint bloß die Erzählung dieſem ehrwürdigen Geſchlecht allein nachtheilig. Ein großer Theil kömmt ſicherlich dabey auf die Rechnung des andern. Es iſt, wie man finden wird, bloß vom ehelichen Menſchen die Rede. Aber wer nicht weiß, daß der

verheirathete Menſch, bloß einfach ausſieht, aber wirklich ein einziges an ſich ganzes, vierfüßiges Geſchöpf iſt, der weiß fürwahr ſehr wenig, und muß entweder ſelbſt nicht vierfüßig ſeyn, oder nicht verdienen es zu werden. Wird alſo, wie wir ſogleich hören wollen, die eine Hälfte, ich meine die Frau, auf den Eſel geſetzt; ſo möchte ich wohl wiſſen, wie es nur möglich iſt den Mann nicht ſogleich mit darauf zu ſetzen. Bringt der Mann die Frau ſelbſt darauf, es gehe nun zu, wie es wolle, ſo thut ſie weiter nichts als was Er ihr entweder ſchon vorgethan, oder Sie wenigſtens in der Hoffnung gelitten hat, daß er ihr ſogleich nachſteigen werde. — Ich ſetze nun die Erzählung mit des Hrn. Conſiſtor. Raths eignen Worten her, und in Wahrheit mit nicht geringem Vergnügen,

nicht ſo wohl, wie man leicht denken kann, weil ich ſelbſt aus dem Lande ſtamme, worin das Eſelslehn ehemahls Statt fand (ſo etwas verſchwiege ſich wohl, wenns weiter nichts wäre) ſondern meinen verehrungswürdigen jetzigen Landsmänninnen hierdurch öffentlich meine Hochachtung dafür zu bezeigen, daß ſie ihrem Deutſchen Vaterlande nun mit Triumph zurufen können: ſo waren wir ehemahls leider! aber thut uns den Gefallen, kommt und ſeht, was wir jetzt ſind; da man in mancher Provinz unſers lieben Vaterlandes gar oft hört: leider! iſt es nun freylich mit uns ſo, aber thut uns den Gefallen und ſeht in die Chronik, da werdet ihr finden was wir wenigſtens waren.

"Der alte, männliche Teutſche, heißt es in der oben genannten Schrift S. 519,

kannte keine größere Ehre als Tapferkeit, fand alſo auch nichts ſchmälicheres als Weiberſchläge. Das war eine Beſchimpfung des ganzen männlichen Geſchlechts, und ſo ſtrafte man es auch. Die hieſige Stadt (Darmſtadt) wagte jährlich zwölf Malter Korn daran, die der adelichen Familie von Frankenſtein unter dem Nahmen des Eſelslehns zu Beſſungen (einem Dorfe nahe bey Darmſtadt) fielen, und die ſie zuweilen wieder als Afterlehn an andere verlieh, zuletzt aber ſelbſt behielt. Der Einhaber des Lehens mußte auf Erfordern der Stadt durch einen beſondern Bothen einen Eſel ſchicken, auf dem die unteutſche Frau, die ihren Mann geſchlagen hatte, nach Urthel und Recht durch die Stadt ritte. Das Recht, den Eſel zu führen, hatte ſeine Einſchränkung. Hatte die Frau ihren Mann durch

hinterliſtige Bosheit, ohne daß er ſich wehren konnte, geſchlagen, ſo führte ihn der Frankenſteiner Bothe: war aber der Mann in offner, ehelicher Fehde mit der Frau zu Schlägen gekommen, ſo mußte er den Eſel ſelbſt leiten. [Sehr recht, wie mich dünkt. Nachher wurde dieſer Eſel, vermuthlich auf Anrathen einer geſcheidten Frau gebraucht, ſonſt ungezogene Männer zu beſtrafen, denn im Jahr 1536 ſchrieben Bürgermeiſter und Rath zu Darmſtadt an die Herren von Frankenſtein]. "Unſern freundslichen Dienſt zuvor. Ehrenveſte beſonders gute Freunde. Wir wiſſen Euch nicht zu verhalten, wie daß etliche Bürger unter uns haben, die ſich ungebürlich und übel gehalten haben, daß wir ſie in Willens uff nechſt Aſchermittwochen nach unſerm alten Herkommens und Gebrauch zu ſtraffen.

Dieweilen nun allewegen zu ſolcher Straffe uff Eſchermittwochen die von Franckenſtein oder ihre Lehenträger ſo das Lehen inne gehábt haben genannt Eßels Lehen, davon dann etlich Korn zu Beſſingen gefällig ꝛc. Derhalben an Euch unſer freundlich Geſinnes und Begehren, Ihr wolt uns uff genannten Dag ſolchen Eſel ſambt dem Mann zu früher Tageszeit zuſchicken, damit wir an unſern Sachen und Fürnehmen ohngehindert bleiben, wollen wir uns alſo unſerm alten Gebrauch nach gänzlich zu Euch verſehen und im gleichen und mehreren umb Euch zu verdienen geneigt ſeyn. Darmſtadt uff Montag Mathei Apoſtoli. Anno 1536."

Zu andrer Zeit aber verwahrten ſich die Herren von Frankenſtein ausdrücklich, daß ſie den Eſel nur gegen die böſen Weiber, die ihre Männer geſchlagen, zu ſtellen

verbunden ſeyen. Und dieſes bewährt ein, ſo wohl dem Inhalt als ſeinem Bürgerſtyl nach, merkwürdiges Schreiben von Schulteis und Scheffen des böſſen Hunderts zu Darmſtat*) an Junker Hans von Frankenſtein und deſſen Bruder Georgs Kinder; "Unſern willigen Dienſt mit Fleiß zuvor. Erbaren und veſtigen lieben Juncker. Es hat ſich bey unſern Nachbauern zu Darmſtat Zweidracht, Zanck, Unenigkeit zwuſchen etlichen übermutigen, ſtoltzen, piſtigen und boſſen Weibern erhaben, die ſich haben uffge-

*) Schultheiß und Schöffen vom bößen Hundert geben ſich in den Acten nicht nur ſelbſt dieſen Titel, ſondern empfangen ihn auch von andern. Es ſcheint ein Ausſchuß aus der Bürgerſchaft geweſen zu ſeyn, der in Polizey- und Criminalſachen zu ſprechen, auch vielleicht für die Verwahrung der Veſtung zu ſorgen hatte, und daher den Nahmen des bößen Hunderts erhielt. Anmerk. des Originals.

worffen gegen yren Månnern, und haben ſie underſtanden yre Månner zu ſchlagen, undt deren auch etliche das volbracht haben. Sollicher Gewalt, Frebel und Uebermut iſt wider ein ganzen Sammlung einer Gemein, auch ſonderlich wider das Burcklohn, und das boſe Hundert, und diweil es dann in unſer Straff ſo hart vervallen iſt, und unß in keinen Wegk will geburen nachzulaſſen — — ſo iſt es unſer ernſtlicher Furſaz dieſelben zu ſtraffen, bit und an ſeiner Ewr Veſtn, uns zu Hilff zu kommen nach altem Herkommen, wegen als mit dem Eſel und den Mann daruff zu ſchicken, und wolt uns nit ſåumen oder verhindern ſunderlich den Eſel uff erſte Dinſtage mit dem Mann zu ſchicken, ſo wollen wir uff genannten Dinſtag Morgen fru unſern Statboten zu uch ſchicken, der ſoll den Eſel und den

Mann geleiten gein Darmſtat ꝛc. Datum uff des Herrn Vaſenacht." — Noch im Jahr 1555 forderte der Fürſtl. Keller, Johann Sanger, weil wieder einige Weiber ihre Männer geſchlagen, den Frankenſteiniſchen Eſel nach Darmſtadt, mit dem Anhang, daß ihn die Herren von Frankenſtein nicht allein hierher, ſondern im Nothfall auch nach Pfungſtadt, Nieder-Ramſtadt, und andere Orte der Obergrafſchaft (Katzenelnbogen) zu ſtellen hätten; gegen welches letztere aber Ludwig von Frankenſtein in der Antwort heftig proteſtirte [vielleicht ſeine Gemahlinn durch ihn]. — Wie hat ſich, ruft der Herr Verfaſſer mit Recht aus, ſeit der Zeit die Welt verfeinert! Wie iſt es mit der weiblichen Sanftmuth ganz anders geworden! Daß in Darmſtadt ins

beſondere der Frankenſteiner Eſel, oder Schultheiß und Schöffen vom böſen Hundert dazu beygetragen, wird niemand vermuthen, wenigſtens ſchweigen die Acten davon. Genug, man fand im folgenden Jahrhundert weder Eſel noch Eſelsleben mehr nöthig. Auch muß ich zu Rettung hieſiger Stadt nicht vergeſſen, daß ihr dieſes ungalante Verwahrungsmittel gegen die weibliche Uebermacht nicht ausſchließlich einheimiſch war. Als ſich 1593 eine Frau zu Maulbach, Amts Homburg an der Ohm gegen ihren Mann ungehorſam erwieſen, und ihn ſogar geſchlagen hatte; ſo berichtete der dortige Keller, Georg Rüdig, den Vorgang an die Regierung zu Marburg mit dem unmaßgeblichen Bedenken, daß, wie ihn etliche verſichert, in ſolchem Falle, nach altem Brauch, die Frau auf einem

Eſel reiten, und der Mann, der ſich ſchlagen laſſen, den Eſel leiten müſſe. So weit der Verfaſſer.

Was man auch immer von der ganzen Sache denken mag, so dünkt mich iſt der unmaßgebliche Zuruf des Herrn Keller, Georg Rüdig, immer eine Sache die Aufmerkſamkeit verdient. Es müßte, dünkt mich, überhaupt in der Welt etwas mehr zugerufen werden, und zwar voraus, nicht hintendrein. Es fällt doch zuweilen etwas auf ein gutes Land. In der Türkey wird von den Nachtwächtern den Ehemännern eine kleine Erinnerung gegeben, die bey uns wegfällt, weil ſie unnöthig iſt; das bewahret Euer Feuer (Küchenfeuer nähmlich) und das lobet Gott dem Herrn kömmt auch ab. Wo will das hinaus? Ich lobe mir daher ſehr das Venetianiſche Criminal-

Gericht, das ſich immer beym Anfang einer Sitzung an den armen Müller (einen ehemahls von ihm unſchuldig zum Tode verdammten) laut erinnern läßt: Erinnert euch des armen Müllers! Und noch mehr gefällt mir König Philipp, von Macedonien, der ſich täglich oder gar ſtündlich zurufen ließ: Philipp du biſt ein Menſch! Ja, wenn die Sprechmaſchinen je zur Vollkommenheit ſollten gebracht werden, wozu jetzt Hoffnung iſt, ſo würde ich bey unſern Stuben-Uhren, ſtatt des Guckucks, der uns (ſehr weltlich) bloß an den Frühling erinnert, die Worte vorſchlagen: Du biſt ein Menſch. Da der Sylben gerade viere ſind, ſo könnte der Hingang des erſten Viertheils durch: Du, des zweyten durch: Du biſt, des dritten durch: Du biſt ein, und endlich der ganzen Stunde

vor dem Stundenſchlag ſelbſt durch: Du biſt ein Menſch, angedeutet werden. Die Worte: Du biſt ein ꝛc. müßten eine erſtaunliche Wirkung bey ſchlafloſen Nächten thun, weil das Abbrechen des Urthels beym Artikel, nun einem vor der gänzlichen Hinfahrt der Stunde noch Zeit ließe ſich ſelbſt zu fragen: was man eigentlich ſey. Ein wahrhaftes Vorbild des Lebens, wo man auch gewöhnlich erſt beym Anfang des vierten Viertheils dieſe Frage mit Ernſt an ſich thut. Ueberhaupt, glaube ich, könnten keine Worte einen größern Eindruck auf irgend einen Menſchen machen, er ſey König oder Bettler, als die: Du biſt ein ꝛc. auf einem einſamen Spaziergange vom Himmel herab gegen ihn geſprochen; oder, wenn es ein Frauenzimmer wäre: Du biſt eine ꝛc. Wohl alsdann Dem oder

Der, die ruhig horchen, und nichts als: rechtſchaffener Mann oder rechtſchaffene Frau für den Schluß der Verſicherung erwarten kann! Welche Glückſeligkeit und welches Verdienſt, ſo in der Welt gelebt zu haben, daß man bey einer ſolchen Anrede vom Himmel das Subſtantivum mit Ruhe abwarten kann! Charaktere wie dieſe, würden gemeiner ſeyn, als ſie ſind, wenn wir von der Natur Ohren empfangen hätten, ſchon zu hören, wenn es im Leben Ein Viertheil ſchlägt.

Wie kömmt dieſes alles hierher, werden unſere Leſer fragen, zum Frankenſteinſchen Eſel? Ich habe mich in Wahrheit über den König-Philipps-Uhren ſo verirrt, daß ich es kaum ſelbſt mehr weiß. Doch nun erinnere ich mich. Die Verirrung fing ſich mit

der Klage über Mangel an Zuruf an, und da meinte ich bloß, daß es nicht ſchaden könnte, auch noch heut zu Tage dem vierfüßigen Ehethiere zuzurufen: Erinnere dich an den lieben Frankenſteiner.

16.

Von den Kriegs- und Faſt-Schulen der Schineſen, nebſt einigen andern Neuigkeiten von daher.

So lange ich über Völker zu denken im Stande geweſen bin, habe ich immer gemuthmaßet, daß die Schineſen das weiſeſte, gerechteſte, ſinnreichſte und glückſlichſte Volk auf Gottes Erdboden ſeyen. Durch dieſes häufige Muthmaßen habe ich es nun endlich ſo weit gebracht, daß ich wirklich und mit völliger Ueberzeugung, als wäre ich ſelbſt dabey geweſen, glaube, daß dieſe Auserwählten des Himmels alle unſere ſo genannten leidigen neuen Erfindungen ſchon vor zehntauſend Jahren gekannt haben, und folglich wohl noch in dem Beſitz von tauſend andern ſeyn

mögen, die wir, der Himmel weiß wann, noch alle werden machen müſſen, ehe wir, wie ſie, zur Ruhe kommen. Geſetzt auch, es fände ſich hier und da etwas, das ſich mit der erſten Behauptung nicht recht zu vertragen ſcheint, z. B. daß ſie bis dieſe Stunde noch keine Taſchenuhr repariren können, daß ſie nicht die erſten Anfangs- gründe der Perſpective verſtehen ꝛc.: ſo ſind das wahre Kindereyen. Und außer- dem, wer viel weiß, vergißt viel. Dieſes iſt ja ſo wahr, daß wir im Deutſchen ſo- gar, und mit Recht, den höchſten Grad von langer, verjährter und vertrauter Bekanntſchaft mit einer Sache dadurch ausdrücken, daß wir ſagen: das hätten wir längſt vergeſſen. O wer weiß, ob wir uns nicht auch noch auf das Rückwärtserfinden, (ſo ſollte man das Vergeſſen bey einem ſinnreichen

und erfinderiſchen Volk nennen) werden legen müſſen, wenn es in der Welt, dieſſeits des Rheins ſo fortgehen ſollte, wie es jenſeits angefangen hat. Ich ſage, ſolche Vorwürfe ſind wahre Kleinigkeiten. — Dagegen aber bedenke man ihre himmliſche Verfaſſung im Staate, ſo wie im Hauſe; in der Kirche wie in der Küche! Fürwahr nächſt dem Strumpfwirkerſtuhl und der Engliſchen Spinnmaſchine, das feinſte Kunſtwerk das die Welt je geſehen hat, und doch will man noch von Taſchenuhren ſprechen! Millionen greifen da wie ihr Flügelmann greift. Dieſe Flügelmänner exerciren wieder höhern Flügelmännern nach, und ſo immer weiter, bis zum Flügelmann aller Flügelmänner, und folglich aller Millionen, hinauf. Thut dieſer Pulver auf die Pfanne, ſo liegt in einem Nu Pulver auf allen Pfannen der ganzen

Welt, (ſo heißt Schina im Schineſiſchen). Wo hundert Bediente für eine Tafel aufwarten, geſetzt auch, der Saal faßte ihrer nur achtzig zu gleicher Zeit, ſo iſt da kein Gedränge und kein Geräuſch; keine Bouteille läuft gegen die andere, und kein Braten wider den andern, und die flüſſigſten Saucen ſchweben zwiſchen den ſeidenen Kleidern durch, als wären ſie gefroren. — Alles glitſcht da über einander weg, ohne ſich zu reiben, die Werke der Kunſt, ſo wie die, die ihnen der Storch bringt. Wie ihre Köpfe von außen, ſo ſind ſie auch von innen. Schädel und Meinungen wie gedrechſelt, alles à l'oeuf d'aûtruche überall. Ueber Sätze, an denen wir mit unſern Haken- und Habichts-Naſen hundert Mahl hängen bleiben, glitſchen ſie mit ihren ſtumpfen Talgtröpfchen im Geſicht hin, wie geſchmiert.

Wenn daher von oben commandirt würde: zweymahl fünf iſt dreyzehn, ſo wäre auch zweymahl fünf dreyzehn, von der großen Mauer bis Quantong.

Dieſe weiſen Einrichtungen, wodurch ſich die Staatswirthſchaft ſo wohl als das Wirthſchaften überhaupt, gleichſam an das Copernikaniſche Syſtem anſchließt und zur Fortſetzung desſelben wird, haben uns, wir können es nicht läugnen, längſt begierig gemacht, über manches in dieſem unermeßlichen Reiche nähere Aufſchlüſſe zu erhalten. Denn daß uns das Beſte dieſer großen Spinnmaſchine noch unbekannt iſt, wird ſehr wahrſcheinlich, wenn man bedenkt, daß ſelbſt in Europa, wo doch die Poſtkutſchen und Paquetbothe tagtäglich die Nationen vor- und rückwärts durcheinander miſchen, dennoch nicht ſelten gerade das Größte und Merkwürdigſte in

einem Lande dem nächſten Nachbar unbekannt bleiben kann. So fragte z. B. noch vor kurzen ein ſehr gelehrter und berühmter Engländer, deſſen Schriften wir ſogar in Ueberſetzungen leſen, einen reiſenden Deutſchen, ob es wahr ſey, daß es Deutſche Hexameter gebe!

Einigermaßen iſt nunmehr unſer Wunſch durch nachſtehenden Bericht erfüllt, indem wir wenigſtens hier eine Probe ſehen, aus welcher ſich auf das Uebrige ſchließen läßt. Die Nachricht rührt von einem gewiſſen Herrn Sharp her, der als Butler (Kellermeiſter und Mundſchenk) die letzte Geſandtſchafts-Reiſe nach Schina mitgemacht hat. Man lächle nicht darüber, daß wir das Zeugniß eines Engliſchen Butlers anführen. Dieſes ſind keine verächtlichen Menſchen, es hängt vieles von der Geiſtes-Zirculation im Staat von

ihnen ab, auch tragen ſie daher keine Livree, die Naſe ausgenommen, die bey gewiſſen Jahren zuweilen den Purpur des Standes anzieht. Herr Sharp hatte überdieß, wie wir hören, die Schule zu Harrow auf der Höhe (Harrow on the Hill) beſucht, und nachher in Cambridge Engliſche Theologie, Philoſophie und Naturkunde ſtudirt, eine Miſchung, die gewöhnlich nicht gut durch das Filtrum der neun und dreyßig Artikel durchgeht. Er vertauſchte daher die Kirche mit dem Keller, behielt aber im letzten Departement das beſte aus dem erſten bey, Treue, Dienſtfertigkeit und ein gewiſſes Intereſſe an allem was die Bildung und Leitung des Menſchen in allen Ständen angeht. Dieſer glaubwürdige, redliche Mann hat einem unſrer Freunde, der ihn zu Cambridge gekannt hat, folgende

Nachrichten mitgetheilt, die wir in einer wörtlichen Ueberſetzung hier einrücken:

Wir fanden auf dem platten Lande von Schina eine beſondere Art weitläuftiger Gebäude, die ein ſehr kloſtermäßiges Anſehen hatten, und wie aus einer Form gegoſſen ſchienen, welches in dieſem Lande überhaupt bey Dingen einer Art ſehr gewöhnlich iſt. Wer eine Species von Gebäuden kennt, der kennt gleich alle die zu demſelben Genus gehören. So ſehen z. B. die Knabenſchulen, der Form nach, aus wie die Mädchenſchulen, nur ſind die letztern bunter, und unter den Fenſtern ſind Perlenſchnüre angemahlt, an den Dächern hängen Schellen, und die Stunden ruft ein Guckguck, da bey den Knabenſchulen ein großes Becken angeſchlagen wird. Eben ſo ſehen die Häuſer worin hohe Hazardſpiele geſpielt werden,

von außen völlig aus, wie die Tollhäuſer, nur daß in den letztern eiſerne Gitter vor den Fenſtern, und die Wände anders bemahlt ſind. So fand ich an einem Tollhauſe einen Mann abgebildet, der Bindfaden von einem runden Haſpel ab auf einen viereckigen haſpelte, welches ich, wie ich glaube, auf die Quadratur des Zirkels ging. Bey den Spielhäuſern iſt die gewöhnliche Zierde oben ein ſo genannter Trappenfuß, welches die Spadille der Schineſen iſt, und über der Hausthüre ſah ich einmahl einen Mann gemahlt, der Geld neben einer Pulvertonne zählte, und dabey ſein Pfeifchen rauchte, und obendrein ein Stümpchen Wachslicht ohne Leuchter auf die Tonne geklebt hatte. Doch ich komme auf mein Kloſtergebäude zurück. Wir ſahen ihrer auf einer Tour von ſieben und funfzig Meilen (funfzehn

Deutſche) wenigſtens ſechs bis ſieben. Auf mein Befragen, was dieſes für Gebäude ſeyen, ſagte mir der Mandarin, der mir mitgegeben war, ſie hießen Tſing-Long, welches unſer Dolmetſcher, der kleine Wang-o-Tang, den wir ſo oft beym Capitän Blake in Parlement-Street geſehen haben, und der mir und uns allen von unendlichem Nutzen war*), durch Kriegs- und Hunger-Akademien oder Kriegs-Hunger-Schulen überſetzte. Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten, wie ſich der arme Wang-o-Tang quälte, mir dieſes auf Engliſch, wo man auf den Kriegsſchulen nichts weniger als hungert, deutlich machen

*) Der Herausgeber hat dieſen vortrefflichen jungen Menſchen ſelbſt gekannt und geſprochen, und beſitzt noch einige Schriftzüge von ihm, die er ganz auf Schineſiſche Weiſe in ſeiner Gegenwart geſchrieben hat.

wollte. Sie wiſſen, er kann das r nicht ausſprechen, und kein Schineſe kann es, da kam immer das militaly academies to lealn the alt of ſtalving (military academies to learn the art of ſtarving) hervor. Was iſt das, fragte ich den Mandarin. Das will ich Euch erklären, ſagte er. Doch ehe ich Ihnen erzähle was er ſagte, muß ich Ihnen den Mann beſchreiben. Er ſchien mir zwiſchen vierzig und funfzig Jahren zu ſeyn, von mittlerer Größe, und nicht ſo wohl fett als dickbäuchig. Sein Geſicht erinnerte mich an den Pfeifenkopf, den, wie Sie wiſſen, Smith im Cajus Collegio *) aus dem Haag mitbrachte. Völlig ſo. Das Ge-

*) Im Engliſchen ſteht clever Smith of Cajus College. Vermuthlich der Nahme eines Studenten von Cambridge aus dieſem Collegio, der den Beynahmen *clever*, wacker, geſchickt erhalten hatte.

ſicht war wie aus Meerſchaum geſchnitten, und faſt von der Farbe, nur etwas grünlicher, die Naſe erkannte man nur wenn er von der Seite ſah, dabey ſaß er immer mit tief im Schooße gefaltenen Händen, und wirbelte die Daumen, vermuthlich bloß für uns, oder für ſeinen innern Sinn, denn ſehen konnte er das Wirbeln nicht, es lag ſehr vieles darzwiſchen. Dabey ſah er uns nur ſelten mit ſeinen zartgeſchlitzten Sauaugen an, aber wenn er einen anſah, ſo war es auch darnach. Sie können ſich keinen fatalern Spionenblick denken. Bey jedem glaubte ich, er zöge mir das Hemd über die Ohren. Der Anblick ging über alle Beſchreibung. Es mußte auch wirklich etwas rares ſeyn, denn ſelbſt Wang-o-Tang trat mir zuweilen auf den Fuß und lächelte, wenn es der Mann nicht ſehen konnte. Kurz,

wir waren noch keine halbe Stunde ge=
fahren, ſo merkte ich wohl, daß man uns
in dieſem Pudding zur Zehrung, zugleich
den Hof, die ganze Geiſtlichkeit und
die Rentkammer, nach einem verjüngten
Maßſtabe *quaſi in nuce* mit eingebacken
hatte. Dem Himmel ſey nur Dank, daß
ich es früh genug merkte, ſo war alles
gut. Unſere Tſing=Long, ſagte er, ſind
Kriegsſchulen. Ich weiß ihr habt auch
welche. Ich kenne ſie. Sie ſind für
den Activ=Krieg, zum Unterricht des
eigentlichen Soldaten. Dergleichen haben
wir auch, nur, ſetzte er beſcheiden hinzu,
ſind die unſrigen unendlich viel beſſer.
Wir ſind Schineſen und denken weiter.
Die Schulen, die ihr hier ſeht, ſind das
nicht was die Eurigen ſind. Hier lehrt
man den Paſſiv=Krieg; nicht die
Kunſt den Krieg geſchickt zu führen,

ſondern ihn mit Standhaftigkeit zu er=
tragen. Der Gedanke frappirte mich, ich
kann es nicht läugnen, und ich fing an
die Daumen zu wirbeln. Er ſtutzte einen
Augenblick, und hörte mit den ſeinigen
auf. Nach einer Pauſe fuhr er fort: Wie
iſt es möglich, daß ein kluges Volk, wie
ihr, nur darauf denkt, Menſchen abzu=
richten, den Krieg geſchickt zu führen, und
an die übrigen, die ihn eigentlich leiden,
gar nicht denkt. Auch dieſen lehren Wir
ihr Exercitium, auch dieſe müſſen
geübt werden, ſo wie die andern, ſo wird
der Krieg eine Kleinigkeit. Es kommt in
der Welt alles auf Uebung an. Wo der
Feind einfällt, findet er bey uns jetzt ein
Volk, das ſich ſo gut auf das Erdulden
verſteht, als er ſich auf das Kränken.
Ich verſichere Euch, wir haben auf dieſen
Akademien Leute gezogen, die, wenn ſie

von dem Feinde geplündert, gepeitſcht und geſchunden wurden, anſtatt zu heulen und zu wehklagen, ſich bloß dabey an die Univerſitäts-Jahre erinnerten. Ihr habt bey euch Menſchen, aber ihr wißt nicht was ihr aus ihnen machen ſollt. Wenn ihr ein Schiff bauet, ſo haut ihr der Eiche die Aeſte ab, ſägt und zimmert und hobelt an ihr, biegt die Bohlen mit Kraft, bekrampt und benagelt ſie von allen Seiten. Nicht wahr? Und ihr wollt eine Staatsverfaſſung bauen, das künſtlichſte Schiff von der Welt, und wollt es im Sturm ſteuern, während ihr den Bäumen, woraus es beſteht, ihr Laub und ihre Aeſte laßt? Wie? Geht mir weg mit eurer politiſchen Baukunſt. Das verſteht ihr nicht. — Dieſes war für einen Britten zu viel, das Blut ſtieg mir zu Kopfe, *D— Your*

Polit — *) hatte ich ſchon geſagt, als Wang-o-Tang mich bey den Händen anfaßte und rief: hier Hofkutſche, hier Hofkutſche, hier nicht Unterhaus, nicht Unterhaus. Die Aengſtlichkeit des Menſchen, ſeine Gutmüthigkeit, und vorzüglich ſeine naive Vorausſetzung, daß meine gebrauchte Phraſe parlamentariſcher Natur wäre, wirkte ſehr glücklich auf mich. Ich mußte lachen, und drückte dem treuen Dolmetſcher zwiſchen meiner Vernunft und meiner Hitze, die Hände recht herzlich. Wenn man doch immer einen ſolchen Dolmetſcher hätte. Indeſſen etwas verdorben hatte ich denn doch die Sache. Der Pudding fragte den

*) Dieſe Redensart, die mit ähnlichen einigemahl vorkömmt, hat Hr. Sharp doch wohl nicht aus der Kirche mit in den Keller genommen. Es ſcheint eine neue Acquiſition zu ſeyn. Vielleicht unter Weges gemacht. Anm. d. Herausg.

Wang-o-Tang, was *d— Your* hieße? Wang-o-Tang ſagte ihm, wie er mir nach der Hand erzählte, es wäre dieſes ein gewöhnlicher Engliſcher Gruß, man bediene ſich deſſen aber auch beym Diſputiren, um ſeine Zweifel gegen ein wichtiges Argument einzuleiten. Hierauf erwiederte der Mandarin nichts, als Zweifel? Hm! — So viel glaube ich gewiß: hätte ich nicht mit zur Geſandtſchaft gehört, ich wäre nach einem Tſing-Long gebracht worden, um meine noch übrige Lebenszeit den Paſſivkrieg zu ſtudiren. Nach einigem Stillſchweigen ſagte ich, daß ich ſehr begierig wäre die innere Einrichtung einer ſolchen Akademie kennen zu lernen. Es dauerte aber wenigſtens fünf Minuten ehe er ein Wort ſagte. Dieſe Pauſen heißen hier zu Lande Tſi, das iſt ſo viel als Brandmauer. Wang-

o-Tang verſicherte mich, daß dieſes eine ſeltene Herablaſſung des Mannes wåre, daß er ein ſo dünnes Tſi zwiſchen ſich und meinem großen reſpectwidrigen Eifer geſetzt håtte, es müßte wirklich ein guter Mann ſeyn. Es gebe Brandmauern von Stunden und halben Tagen. Ja es habe einmahl ein gemeiner Bürger einen angeſehenen Mann im Staate aus Mangel an Ueberlegung gefragt: wie lange er noch auf ſein Geld warten ſollte, das er ihm vorgeſchoſſen håtte. Die Folge war ein Tſi von anderthalb Jahren, worauf er die Antwort erhielt: So lange als es mir gefållt. Meine Antwort war indeſſen günſtiger. Das ſollt Ihr; Ihr ſollt ſie kennen lernen, ſagte er, wenn Ihr Euch etwas wollet gefallen laſſen. — O ja! alles laſſe ich mir gefallen. Nun wohlan, hier zog er ein Büchschen aus

der Taſche, und nahm vier Kugeln heraus; wenigſtens von der Dicke einer großen Haſelnuß. Was wollen Sie damit, fragte ich. Dieſe Kugeln ſind von Federharz, verſetzte er, davon drücke ich Euch ein Paar in jedes Ohr, ſo tief als ſie hinunter wollen, Ihr habt nichts zu befürchten, die Kugeln verquellen nicht, es iſt Harz. — Warum aber die Ohren verſtopfen?

Er. (Etwas hohnlächelnd.) Weil Ihr nichts hören ſollt.

Ich. Nun gut, warum aber nicht hören?

Er. Weil die Jugend da ſehr laut ſpricht.

Ich. Ich verſtehe aber ja kein Schineſiſch.

Er. Es wird nur wenig Schineſiſch da geſprochen.

Ich. Was denn? Engliſch? (Hier eine dünne Brandmauer.)

Wang-o-Tang. Mein Gott, verſtehen Sie ihn denn nicht, er meint in den untern Claſſen werde viel geheult, gewinſelt und gewehklagt, das man durch Mauern durchhören könne, das meint er mit dem Lautſprechen und nicht Schineſiſch ſprechen.

Er. Wollt Ihr?

Ich. Wie krieg ich aber die Blitzdinger wieder heraus? (Dieſe Worte überſetzte Wang-o-Tang durch: Wie bringe ich aber die kleinen Corallen wieder heraus?)

Er. Das thut der Hof-Chirurgus?

Ich. Wo?

Er. Zu Peking.

Ich. Aber da kommen wir ja unter acht Tagen nicht wieder hin, wie lange ſoll ich denn taub bleiben?

Er. Könnt Ihr nicht rechnen? Acht Tage.

Ich. Nein! Ich will nicht, ich will eure verdammten Menſchenſchindereyen nicht ſehen. (Ueberſetzung: Ich will eure Kriegsphilantropine nicht ſehen.)

Er. Wie Ihr befehlt; Ich habe Ordre mich ganz nach Euch zu richten.

Ich. Der Henker hohle eure Ordre (hang Your order.) (Ueberſ. Sie ſind ſehr gütig.)

Er. Aber kann ich denn die Einrichtung nicht wenigſtens von einem glaubwürdigen Manne erfahren?

Wang-o-Tang. Glaubwürdig? dafür haben wir im Schineſiſchen kein Wort.

Ich. Das habe ich wohl gemerkt, und die Leute, die es ſind, auch nicht? Nicht wahr?

Nein! ſagte der redliche W. o. T., mit einem verſchämten Lächeln, wodurch ſeine Verſicherung über die Hälfte wieder geſtrichen wurde, weil kein Schineſe lügt. O, lieber, guter Freund, ſagte ich, indem ich ihm auf die Schulter klopfte, es thut mir dann ſehr Leid, ſo eben gefunden zu haben, daß du dieſe noble Kunſt in Europa gelernt haſt. Er verſtand mich ganz ſo, wie ich es meinte, und wurde ſo roth als es ein gelber Schineſe werden kann. Mache nur, fuhr ich fort, daß ich etwas von euern Hunger-Akademien zu hören kriege. Mein Appetit darnach iſt ſehr geſtiegen, und ich fürchte der Pudding da läßt mich verhungern. Sorgen Sie nicht, ſagte W. o. T.,

und wendete ſich zu dem Mandarin: Hr. Schalp (Sharp) der völlig überzeugt iſt, daß Sie alle Einrichtungen der ganzen Welt (Schina) kennen, bittet unterthänig um eine Nachricht von einem kleinen Theil derſelben, von unſern Tſing-Longs. Dieſes war die eigentliche Sprache für dieſes Paar Ohren, und nun hob er mit einer Freundlichkeit, die ich auf der ganzen Reiſe noch nicht an ihm bemerkt hatte, gegen mich mit einer kleinen Verbeugung an: Eure Ignoranz in der Staatsverfaſſung des erſten Volks der Erde, macht Euch keine Schande, weil Ihr ſie demüthig eingeſteht, und Verlangen bezeigt, klüger zu werden. So wißt denn, daß die Schineſen nur bloß in Dingen unterrichtet werden, wovon ſie in der Welt dereinſt Gebrauch machen können, und daß ſie darin zu einem

ſolchen Grade von Vollkommenheit unterrichtet werden, daß ſie auch nothwendig davon Gebrauch machen müſſen, wenn ſie fortkommen wollen. Ihr werdet daher geſehen haben, alles was der Schineſe thut, thut er als hätte ihn die Natur ausdrücklich für das Geſchäft gemacht, das er treibt. So erſparen wir unſern Leuten alles Denken, ſo wie es die große Welturſache der Biene, dem Biber und der Kreuzſpinne erſpart. Die Vernunft dazu liegt freylich irgendwo, aber es iſt Europäiſcher Wahnwitz, ſie noch in dem Inſtinct-Menſchen ferner fortzuhägen, nachdem ſie nicht weiter nöthig iſt. Ich wette Hundert gegen Eins, wenn Eure Taſchenuhren Eure Vernunft hätten, es würde keine mit der andern gleichgehen. Ihr excolirt, wie ich höre, die Vernunft. Nun fürwahr, wenn

das nicht ein Europäiſcher Einfall iſt, ſo gibt es keinen, dabey lachte er zum erſten Mahl ganz laut. Ihr Hohlköpfe Ihr *), habt ihr denn nicht gemerkt, daß die Vernunft eine Gabe des Menſchen iſt, die er bloß zum Gebrauch bekommen hat, andere Dinge zu beſſern, nicht ſie ſelbſt, das kann er nicht, und was Eure Schwätzer ſo nennen, das war alles ſchon da, und ihr habt von dieſen ſo genannten Verbeſſerungen oft ſelbſt ſchon Gebrauch gemacht, ehe ihr ſie erfandet. Hieraus ſah ich in der That, daß dieſer Menſch etwas von unſerer Philoſophie erfahren hatte. Ich ſagte aber bloß: Tſing-Long, damit er ſich nicht verlöre. Recht gut,

*) Wir laſſen hier die kleinen Einſchiebſel weg, die Hr. Sharp hier und da in dieſen Vortrag hineingemurmelt haben will, ſie ſind nicht immer die geſittetſten. Hier z. B. ſagt er: *You impertinent puppy You.* Anm. d. H.

ſagte er, ich komme gleich Eurem Verlangen entgegen; ich muß nur nothwendig anmerken, daß alſo der einzige Gebrauch, den wir von der Vernunft machen, der iſt, ſie ſelbſt nach und nach mit dem Körper unter der Form von Inſtinct und Kunſttrieb gleichſam wie zu verſchmelzen und aus dem Menſchen höhere Thierarten zu ſchaffen, mit Inſtinctkünſten, die noch ganz das Anſehen von höchſter Vernunft haben, aber eigentlich es nicht mehr ſind. Vernunft hat ſie geſchaffen, hat ſich aber nach vollendetem Bau nach und nach weggeſchlichen, oder iſt durch Vertheilung unmerklich geworden. Eben ſo iſt es mit unſerer Philoſophie. Dieſe war bereits vor funfzigtauſend Jahren völlig fertig. Jetzt philoſophirt man, wie man lackirt nach Recepten. Oder ſo wie wir Muſikanten haben und keine Muſiker mehr, ſo

haben wir auch nur bloß Philoſophanten und Phyſikanten, und keine Philoſophen und keine Phyſiker mehr. Aus dieſen beſtand bloß die conſtituirende Verſammlung vor funfzigtauſend Jahren. Findet ſich jetzt einer, der unſern Kunſtthieren wieder Vernunft einhauchen will, ſo ſchneidet man ihm ein Ohr ab, brennt ihn auf die Stirn, und gibt ihm in eignen Häuſern zu leben. Wird er auch da noch zu laut, ſo gibt man ihm den Genickfang. Nun haben unſere Weiſen gezeigt, daß die Summe der Uebel in der Welt immer dieſelbe bleibt, ſo wie die Summe der Luft und des Waſſers, nur ſind ſie dem Laufe der Natur nach über das Ganze vertheilt, ſo wie es ungeſundes Waſſer und ungeſunde Luft hier und da gibt. Wäre es aber nicht beſſer, wenn alles ſchlechte Waſſer und alle ſchlechte

Luft an einem Orte in der Welt beyſammen wäre, ſo würde ſich alles dahin ziehen, was nur darin leben und wachſen kann, und wir hätten alles rein. Ja die Natur hat wirklich ſchon den Anfang mit dem Waſſer gemacht. Hat nicht das Salzwaſſer ſeine angewieſenen Gränzen, wo ſich nun unzählige Thiere hingezogen haben. So haben wir nun den Gedanken gehabt, das unvermeidliche Uebel in der Welt, und zumahl das des Paſſivkrieges, ganz auf eine einzige Menſchenclaſſe zu wälzen, ſo können die Uebrigen in Ruhe und im Ueberfluſſe leben. Weil es aber hart ſeyn würde, dieſes den Leuten ohne Unterricht zuzumuthen, ſo werden ſie ſorgſältig dazu erzogen, und dieſes geſchieht in unſern Tſing-Longs. Das Studium iſt allerdings ſchwer, daher hat man den jungen Studenten es durch einen

großen Ehrentitel zu erleichtern geſucht, den niemand als ſie und der Kaiſer führen darf, ſie heißen Li=Tſu, das iſt, die Himmliſchen. Das Hauptſtudium iſt, Faſten und ſchlechtes Eſſen. Sie bekommen zuweilen in fünf Tagen kein Eſſen zu ſehen. Wenn ſie ohnmächtig werden, ſo macht man ihnen Rauch mit Gänſefedern; will es gar nicht mehr gehen, ſo erhalten ſie mäßige Portionen Pferdefleiſch oder ſonſt etwas von weggeworfenen Thieren, kurz ſie leben immer in einem Belagerungs=Zuſtande, und ſie ſind dabey vergnügt, weil ſie glauben es wäre in der ganzen Welt ſo. Ja, ich verſichere Euch, wir haben auf dieſe Weiſe nun über eine halbe Million Menſchen in Weſen umgeſchmolzen, die das Feld vortrefflich bauen, und ſchlechterdings nichts eſſen wollen und eſſen können, als was

wir wegwerfen, und ſchlechterdings nicht eſſen wollen und nicht eſſen können. Ihr ſeht daraus, was eine weiſe Regierung aus dem Menſchen machen kann, wenn ſie die Kunſt verſteht, die Vernunft zu Kunſttrieben zu verſchmelzen. Der Menſch iſt das Thier, das für ſich ſelbſt eigentlich nichts iſt, aber alles werden kann, und von dieſen göttlichen Anlagen macht ihr keinen Gebrauch. Ich ſehe, Ihr werdet müde. Ich gebe Euch alſo nur ein Beyſpiel von dem Nutzen unſerer Himmliſchen auch außer dem Kriege, Eins unter Tauſenden. Vor etwa ſechstauſend Jahren entſtand in einem Theile der Welt ein ſolcher Mißwachs, daß unſere Rechenmaſchinen zeigten, es würden gegen achtzigtauſend Menſchen Hungers ſterben müſſen, und das in einer Zeit von vierzehn Monathen und fünf und zwanzig

Tagen vom nächſten Jahre an gerechnet. Sogleich zog man alle Einwohner aus jenem zurück, und füllte den gefährlichen Fleck mit hunderttauſend unſrer Himmliſchen an. Die Einwohner wurden nun in die Gegend der Tſing-Longs vertheilt, wo ſie nun die Zeit über herrlich von dem ſchmaußten, was für die Himmliſchen ungenießbar war. Für dieſe hingegen war der Mißwachs gerade, was ſie ſuchten, und nachdem alles wieder ſo gut gebaut war, daß ſie wenig mehr zu leben fanden, ſo wurden die Plätze wieder gewechſelt, und alles war wieder im Gange. Hättet Ihr Euch dazu verſtanden, Euch die Kugeln in die Ohren drücken zu laſſen, ſo hättet Ihr etwas ſehen ſollen, das Euch Freude würde gemacht haben, ich habe die Vollmacht dazu in meiner Taſche. Was iſt denn das? fragte ich. Ich hätte

brennende Pechkränze in das Gebäude werfen laſſen, wo die Akademiſten ſchlafen. — Und warum das? — Euch die Freude zu machen, zu ſehen, wie ſich dieſe Salamander beyderley Geſchlechts im Feuer zu finden wiſſen. So was iſt ihnen nicht mehr als uns ein plötzlicher Regen bey einem Spaziergange. — Wird Euch nicht wohl?

Ich. Nein! nicht ſonderlich.

Er. Womit kann ich aufwarten?

Ich. Haben Sie keine Kohlen und Gänſefedern?

Er. Nein hier nicht, aber ich habe — —

Ich. Laßt, laßt, Mr. Pudding. (Wahrlich, ich bekümmerte mich nun wenig darum, was Wang-o-Tang verdollmetſchen wollte oder nicht. Ich war auf alles gefaßt, und fand mich daher ſehr leicht wieder, griff mit wahrem Gefühl

von Ueberlegenheit über dieſes infame po-
litiſche Lumpengeſindel, nach meinem Fla-
ſchen-Keller, ſchenkte ihm und mir einen
Bumper ein, den er auch annahm, und
ſagte): *here is GOD SAVE THE
KING ſor You. D— Your Tſing-
longs to all Etern...* Ich glaube faſt
ich habe geſagt: *You and Your Tſing-
longs*, doch weiß ich es nicht.

Er. Was heißt das *God ſave de
King*, Wang-o-Tang?

Wang-o-Tang. Er wünſcht ſeinem
Könige Wohlergehen und Geſundheit; und
das iſt der Wunſch aller ſeiner braven
Unterthanen, ſo lange ſie ſelbſt geſund ſind.
Das weiß ich, ich habe es tauſend Mahl ge-
hört, und immer von den beſten Menſchen.

Er. Das iſt nicht übel. Aber er
nannte ja die Tſing-Longs?

W.-o-T. Er meinte, die wären auch nicht übel.

Er. Sehr brav. Ihr ſeyd ein geſcheidter Europäer.

Ich. Und doch bin ich bloß Mundſchenk.

Er. Kommt (indem er anſtieß): *God ſave de King.*

Wir müſſen hier abbrechen, und behalten uns einige wichtige Artikel aus dieſem Journale noch bevor, doch können wir uns nicht enthalten, noch eine, demſelben in einem beſondern Heft beygefügte Nachricht von einer ſonderbaren Mode unter den Frauenzimmern anzuführen. Herr Sharp hat ſie überdieß mit einigen Betrachtungen eingeleitet, die auch unter uns wirken können. Wahrſcheinlich iſt die Rede nicht mehr von Schina. Wir machen daher daraus einen beſondern Artikel:

17.

Ein neuer Damen-Anzug, vermuthlich in Indien.

Die größten Leſer der Modenjournale und die einſichtsvollſten Kenner von Damenputz, haben ſeit jeher beklagt, daß dieſes über die ganze Erde in Erfindungen unerſchöpfliche Geſchlecht wo es auf Zierde ankömmt, noch nicht auf den Einfall gerathen iſt, den Modenwechſel, der jetzt auf langweilige Monathe oder Wochen eingeſchränkt bleibt, auf Minuten und Secunden zurück zu bringen. Was ich hier meine, iſt, es müßte mehr augenblickliche Veränderung in dem Damenputze ſeyn. Man bedenke nur die unzähligen Lagen des dreyeckigen Huts

mit ungleicher Spitze bey den Manns-perſonen. Was für Bedeutung in ſeiner veränderlichen Lage! 1) Mit dem breiten Ende voraus, die Kokarde hinten und tief in das glühende Geſicht gedrückt, was für Muth ſpricht nicht aus ihm, ſelbſt da, wo die Sonne nicht ſcheint? 2) Bey eben dieſer Lage der Ecken gegen die Weltgegenden, aber zurück geworfen, ſo daß die weiße Stirne bis an den Haar-wuchs frey wird, was für reitzende Lieder-lichkeit, (man vergebe dieſen Ausdruck), ſchwebt nicht um ein ſolches Haupt, zu-mahl wenn der übrige Anzug, vorzüglich die Wäſche, der Materie nach ohne Tadel iſt. Sitzt 3) die Spitze gerade über der Naſe, nicht zu hoch und nicht zu niedrig, zu vermuthet man einen eben ſo richtig geſetzten, in allem ſich immer parallelen Mann. So bald aber 4) die Spitze nur

im mindeſten gegen Oſten oder Weſten abweicht *), ſo geht aus dieſer Zierde ſogleich höhere Bedeutung hervor. Es iſt immer etwas männliches, poſitives darin. Man iſt ſein eigener Herr. 5) In dieſer Lage zurückgeſtoßen, miſcht ſich die Bedeutung ſtark mit Nr. 2. Bleibt 6) die Spitze zwar über der Naſe, und iſt hingegen eine der Seiten gegen den Horizont geneigt, ſo entſteht die Lage, die man den Hut auf einem Ohr nennt. Iſt die Inclination ſtark, ſo iſt es ſchwerlich unten darunter ganz richtig. Er fällt aus dieſer Lage ſehr oft auf die Erde, und der Be=

*) In dieſem Ausdruck wird die Lage des Geſichts-Meridians allemahl durch die Richtung der Naſe beſtimmt. Dieſes iſt völlig der Sprache des gemeinen Lebens gemäß. In manchen Gegenden von Deutſchland, wo nicht gar in allen, ſagt man von einem ſo geſetzten Hute, er weiſe auf halb Zwölf. Der Ausdruck iſt aus der Gnomonik hergehohlt. A. d. H.

ſitzer, der ihn aufheben will, nicht ſelten hinten drein. So etwas kann den rechtlichſten und parallelſten Menſchen aus Nr. 3. begegnen, wenn ſie ſich nicht in Acht nehmen. Wir haben dieſes öfters bey den wackerſten Bürgersleuten bemerkt. Es geſchieht gewöhnlich in dem Zuſtande, der bey ihnen den Uebergang von den Sonntags-Andachten zu den Montags-Andachten macht. Wird 7) eine Krempe herunter geſchlagen, wie gewöhnlich im Sommer geſchieht, ſo entſteht daraus Schutz und Zierde, zumahl für Geſichter, die einem ohnehin etwas aufzurathen geben, und denen etwas Nebel günſtig iſt. Auf dieſem Nr. 7. beruht die ganze Theorie der Damenhüte des alten Styls; die leere Stirne wird dadurch gedeckt, die Vergleichung ſchöner Augen mit dem ſchönen Munde und ſeinen

Zähnen dem Anſtauner unendlich erleich⸗tert, und über alle dieſe Herrlichkeiten kann am Ende vom Unterfutter des Hutes roſenfarbenes Licht zurück geworfen wer⸗den, wodurch nichts in der Welt verdorben wird. — Hat man den Hut vorn her⸗unter geſchlagen, ſo muß man ſich nur in Acht nehmen, daß die Krempe nicht wie⸗der halb in die Höhe ſpringt, oder gar ſo herunter geſchlagen, 8) hintenhin ge⸗räth, dieſes erniedrigt den beſten Mann, und mancher gute Chriſt könnte ſogar durch ein ſolches Dach über dem Zopf, in Verdacht wegen ſeines Glaubens ge⸗rathen.

Aus dieſem Wenigen werden die Leſer geſehen haben, was aus beweglicher Klei⸗dung gemacht werden kann. Nichts ge⸗ringeres als eine ganze Sprache, wovon dieſes kaum acht Stammwörter für den

Hut ſind, die aber ſehr reich iſt, und ihre eigenen Wendungen und Figuren, ihre eigene Proſe und Poeſie hat. Der Männeranzug hat daher durch den runden Hut wirklich unendlich viel von ſeiner Bedeutung verloren. Ehemahls preßte man zwar ſeinen dreyeckigen Vorgänger, und trug das trockene Präparat unter dem Arme. Allein, weil er da nicht blieb, ſondern aus einer Hand in die andere ging, ſo bethete und fluchte, und drohte und charmirte er mit in der Welt, wie auf dem Theater, vertrat Fächer-Stelle, Präſentirteller-Stelle für Fächer, Schnupftücher, Handſchuhe, oder was ſonſt noch einer ſchönen Hand entfallen konnte, und war daher ſehr geſprächig. Dieſes iſt nun alles durch den runden Hut gleichſam wie abgeſchnitten. Er iſt viel zu einfach und von zu wenig

Worten für die beredte Welt, daher er auch ſelten mitgenommen wird, wo Beredſamkeit nöthig iſt. Er iſt eigentlich Trauer, und wurde daher ehedem bloß im tiefſten Leid, und alſo immer nur kurze Zeit getragen. Zumahl hat der Anblick eines Menſchen-Gewühls durch ihn faſt allen Reitz für den Zuſchauer verloren. Es iſt Nichts mehr. Die Pantalons, der Spazier-Knüppel, und der hohe ſteife Kragen, ſind nur ein geringer Erſatz für den Triangel. Beinkleider bleiben Beinkleider. Sie waren, ſo lange ſie exiſtiren, immer nur von wenig Worten, und dieſe ſprachen die ſtrammen, ledernen, ſeit jeher beſſer als die Pantalons. Der Spazier-Knüppel iſt freylich beredter, aber doch immer nur in gewiſſen Fächern, *Meum* und *Tuum*, Menſchenrechte, Raum und Zeit

u. d. gl.; beym ſteifen Kragen denkt man höchſtens einmahl an das Halseiſen, ſo iſt man fertig. In der That fängt man auch ſchon wieder an, den runden Hut oval zu ſchneiden, und ſonach Parteylichkeit gegen die Weltgegenden bey ihm einzuführen. Das war ein guter Schritt, und es laſſen ſich beſſere Zeiten hoffen.

Vergleicht man nun dieſes mit den Hüten unſerer Damen (der Engliſchen), was für Einförmigkeit pro tempore! Wie der Hut ſitzt, ſo ſitzt er von vier des Nachmittags bis Morgens um zwey. Iſt das Spiel der Augen und der Lippen auch noch ſo mannigfaltig, was hilft das, wenn um den Kopf herum immer auf Einer Saite dazu gegeigt wird? Faſt nichts iſt ja veränderlich an dem Meiſterſtück der Schöpfung, als höchſtens, die Gürtung mit der Saloppe, und der Flug

der Robe beym ſchnellen Gange, oder wenn Lufwärts (gegen den Wind) geſegelt wird, oder das Einreffen *) derſelben, wenn Leewärts (vor dem Winde) gelaufen oder über einen kleinen Gaſſenkanal geſetzt werden ſoll. Wäre es nicht herrlich, ihrem Anzuge noch mehr Beweglichkeit und dadurch mehr Bedeutung zu geben. Davon haben wir an dieſem Hofe **) eine Probe geſehen, die wirklich alles überſteigt, was man von dieſer Art ſehen kann. Die reichſte Sprache verarmt hierbey und erſchöpft ſich (*it beggars all deſcription*).

Die Damen tragen da, ſtatt der biegſamen Schleppen der Roben, eine Art

*) Einreffen (to reef) heißt einen Theil eines Segels einbinden, um dadurch ſeine Fläche gegen den Wind zu vermindern. Anm. d. H.

**) Wo? das wird ſich künftig angeben laſſen. Anm. d. H.

von ſteifem Pfauenſchweif, der ſich an den Hüften anfängt, und von da in einer ziemlich ſanften Neigung gegen den Horizont herabſteigt. Nach einer ungefähren Schätzung ſind es von den Hüften bis ans Ende, wenigſtens zwölf Fuß. Wenn ſie über die Straße gehen, tragen ſie ihn in einem abwechſelnd, mit Roſenfarbe, Silber und Perlenfarbe geſtreiften Beutel, und das Ende wird von Kindern getragen, die Liebesgöttern nicht unähnlich ſehen. Schon dieſes läßt groß, und gibt Hoffnungen, die noch viel größer ſind. Wenn ſie in den Präſentationsſaal kommen, der, beyläufig zu ſagen, von einer ſolchen ſtupenden Größe iſt, daß das Exercierhaus, das ich auf unſern Reiſen durch Deutſchland in Manheim geſehen habe *),

*) Dieſes iſt keine ſehr angenehme Probe von dem Gedächtniſſe oder der Genauigkeit dieſes

etliche Mahl darin Platz haben würde; ſo wird der Schweif aus der Scheide gezogen, und die Dame ſtellt ſich, dem Throne gegenüber, auf eine beſtimmte Stelle des mit Marmor bunt ausgelegten Fußbodens. Dieſe Stellen ſind kreisförmige Platten von einer ſehr abſtechenden Farbe, und liegen wenigſtens vier und zwanzig Fuß aus einander. Mehr Damen als ſolcher Stellen ſind, können bey einer Audienz nicht erſcheinen. Ich ſtand ſeitwärts hinter dem Throne etwas hoch, und erhielt, Kraft eines Patents, das vom Hof-Fourier unterzeichnet war, die Erlaubniß, durch das vergoldete Laubwerk des Throns durchzuſehen. Die Damen rangirten ſich, vier in einer Reihe und *en quinconce* ſechs Reihen hinter ein=

Reiſenden. Das Exercierhaus ſteht nicht zu Manheim, ſondern zu Darmſtadt. Anm. d. H.

ander. Dieſe vier und zwanzig Perſonen nahmen alſo einen Raum von faſt vierzehntauſend Quadratfußen ein. Schon wie ſie jetzt ſtanden, ging der Anblick über alle Beſchreibung, ſie waren mit Juwelen wie beſäet, und mit Federn aller Art wie bepflanzt. Allein alles dieſes war nur das Geſtell zum Feuerwerk. Jetzt erſchien der Kaiſer unter einem Donner von Pauken und kriegeriſcher Muſik, und auf einmahl fingen die Schweiſe an, langſam aufzuſchwellen, und das Pflaſter allmählich unter Wellen von tauſendfarbigem Licht zu verſchwinden. So wie ſich der Kaiſer geſetzt hatte, und nun die Aſſemblee mit einer gnädigen Neigung des Haupts begrüßte, braußten die Schweiſe völlig auf, und jede Dame ſtand mitten in einem Halbkreiſe von vier und zwanzig Fuß im Durchmeſſer; die

Pracht eines ſolchen Halbmeſſers mit dem Regenbogen vergleichen, hieße ſie völlig herabſetzen. Nicht einmahl zum Saume dieſer Sonnen aus Colibri's Federn hätte der Regenbogen in aller ſeiner Herrlichkeit dienen können. Alle Farben hatten den höchſten metalliſchen Glanz, und viele darunter ſchienen wirkliches Feuer. Nachdem ſie eine Minute ſo geſtanden hatten, fingen die Schweife an ſich nach einer ſanften Muſik zu wiegen, und bald auf dieſe bald jene Seite langſam um den Mittelpunct zu drehen, dieſes that einen bewundernswürdigen Effekt. Fürwahr! alle Macht der Feuerwerkerey iſt Verfinſterung, und alle Farben-Claviere der Welt ſind Maultrommeln gegen eine ſolche Herrlichkeit. Als ſie ſo ſtanden, gingen die jungen Hofcavaliere durch die Reihen, und machten den Damen die Cour, ich

hörte oft lachen, und einer hatte ſogar die Verwegenheit, den Kopf durch einen Schweif zu ſtecken. Die Dame, der er zugehörte, lächelte zwar, allein man hat mir geſagt, es hätte dem jungen Herrn gefährlich werden können, wenn es der Kaiſer geſehen hätte. Es muß dieſer Scherz immer ſo getrieben werden, daß es von der Mitte des Throns nicht geſehen werden kann, und überdieß muß man die Dame genau kennen. Von dem Mechanismus der Schweife und wie ſie geſteuert werden, habe ich nichts deutliches erfahren können. So viel iſt aber gewiß, daß es zum Theil durch die Beugung der Knie geſchieht, denn bey den tiefſten Verbeugungen war er gewöhnlich am höchſten und am breiteſten. Auch hatten ſie die Hände an der Seite in einer Art von Taſchen, worin vermuthlich

die Hebel verborgen waren. Wir übergehen hier die Abſchieds-Ceremonien, und zeichnen nur folgendes aus. Sobald der Kaiſer weg war, ließen die Damen die Schweife alle fallen und zogen ſie zuſammen, und ſprachen Paarweiſe mit einander, und ich konnte deutlich einen gewiſſen Rang unterſcheiden, denn wenn eine gegen die andere faſt völlig aufbraußte, ſo lüftete oft die andere kaum den Schweif, oder breitete ihn auch aus, ohne ihn von der Erde aufzuheben, welches vortrefflich ausſah, aber Stolz bedeuten ſoll, und es iſt nicht zu läugnen, es war Würde darin. Andere die von gleichem Range waren, und etwas gegen einander hatten, hoben ihn hoch auf ohne ihn aus einander zu machen, und das zuweilen einige Mahl hinter einander. Unter andern war dieſes bey einem Paar

ſehr auffallend, die ſich auch wahrſcheinlich zankten, denn die Schweife gingen immer auf und nieder, und es war unmöglich, nicht an ein Paar Aelſtern (freylich von himmliſcher Pracht und Schönheit), dabey zu denken. Auf einmahl ging die eine plötzlich zurück, und drehte ſich ſo ſchnell um, daß das Ende des Schwanzes der andern gerade unter der Naſe hinfuhr, welches dieſe damit erwiederte, daß ſie der erſten den Rücken kehrte, und den ihrigen ganz hoch auseinander machte. Hierbey hatte ich die erwünſchte Gelegenheit zu ſehen, wie ein ausgebreiteter Schweif von hinten ausſieht. Ich kann den Anblick nicht rühmen. Der ganze Bogen war weiß, aber man konnte deutlich ſehen, wie die Fiſchbein-Stäbe, wodurch er vermuthlich die Ausſteifung erhielt, alle nach einem Mittelpunct zu

lieſen, wie die Federn bey dem Pfau, wodurch denn freylich Verachtung nach allgemein anerkannten Principiis ausgedrückt werden kann. Es ſollte mich ſehr freuen, ſetzt Hr. S. hinzu, durch dieſe Nachricht unſern Putzmacherinnen und Balletmeiſtern Gelegenheit gegeben zu haben, unſern Aſſembleen und Theatern eine neue Zierde zu verſchaffen, denn dieſes würde eine ſolche Mode noch immer ſeyn, wenn auch die Zirkelflächen nur den ſechszehnten Theil von jenen betrügen, und die Durchmeſſer von vier und zwanzig Fuß auf ſechs zurückgebracht würden, wobey freylich das Schleppen des Schweifes ganz wegfallen würde. Allein ſchon eine Volante, die ſich bey einer Verbeugung der Dame zu einer Glorie um dieſelbe ausbreitete, müßte eine Wirkung thun, die weit über mein Lob erhaben wäre.

18.

Streit über einen Sitz in der Kirche; keinen biſchöflichen.

Bekanntlich hat Boileau den Streit über ein Chor-Pult zu einem comiſchen Heldengedicht und ſeiner eignen Unſterblichkeit mit großer Kunſt genützt. Hier iſt die Geſchichte auch eines Streites, auch über ein Kirchen-Ameublement, nähmlich einen Familien-Stand in derſelben. Will ſie jemand auch zu ſeiner eignen Unſterblichkeit nützen, ſo ſteht ſie ihm ſehr gern zu Befehl. Sie iſt zwar nicht comiſch, vielmehr gerade das Gegentheil, allein dabey ſo einzig in ihrer Art, ſo blutreich, und ſo toll, daß um ein Meiſterwerk für die jetzige deutſche Leſewelt daraus zu machen, man faſt nichts weiter

zu thun hat, als das Kalender-Blättchen, ſo wie es hier iſt, ein paar Mahl durch die poetiſche Strecke laufen zu laſſen. Denn es ſtirbt in dieſer kurzen Geſchichte eine Perſon vor Schrecken, einer zweyten werden beyde Ohren abgeſchnitten, und eine dritte wird unſchuldig gehenkt. Dieſes iſt, dünkt mich, alles mögliche, nicht bloß für ein Trauerſpiel, ſondern für jede ſchreckliche Geſchichte überhaupt. Die Begebenheit hat ſich in Irland zugetragen, und zu ihrer Zeit, vor ungefähr ein und zwanzig Jahren, wie man denken kann, großes Aufſehen erregt. Im Jahr 1795 wurde das Andenken an dieſelbe durch den Tod der Perſon, die ihre Ohren dabey eingebüßt hatte, wieder erneuert. In der Todtenliſte nähmlich, die jedem Monathe des Gentlemans Magazins angehängt wird, werden nicht ſelten Lebens-

umſtände merkwürdiger Verſtorbener kurz erzählt, und da findet ſich in dem November-Stück jenes Jahres nachſtehender Artikel: Im October dieſes Jahrs ſtarb zu Newton-Barry in Irland Mad. Ralph, deren Geſchichte merkwürdig iſt. Es war nähmlich an ihrem Todes-Tage gerade neunzehn Jahre, daß zwey Männer, Carrol und Dangan, dafür gehenkt wurden, daß ſie dieſer Mad. Ralph beyde Ohren abgeſchnitten hatten. Die Urſache dieſer unmenſchlichen Behandlung war, daß ein gewiſſer ſonſt ſchwacher aber rachſüchtiger Mann, Nahmens Dempſey, in der Kirche einen Sitz für ſich und ſeine Familie errichten ließ, wodurch er den ſchönſten Theil des Gebäudes verſperrte. Dieſes nahmen Herr und Madam Ralph ſehr übel, und ließen den Sitz niederreißen. Was ſie

für ein Recht dazu hatten, wird nicht geſagt. Hierüber wurde Dempſey ſo aufgebracht, daß er ſogleich einige der damahligen umherſtreifenden Whiteboys engagirte, ihn an dieſer Familie zu rächen. Dieſe Kerle überfielen daher in der Nacht die Wohnung des Herrn Ralph, der zu ſeinem Glück nicht zu Hauſe war. Sie ergriffen alſo Mad. Ralph, ſchleiften ſie aus dem Bette auf die Heerſtraße, und ſchnitten ihr da beyde Ohren ab. Eine ihrer Töchter, ein junges und ſchönes Frauenzimmer, ſtarb an den Folgen des Schreckens, das ihr das Schreyen der Mutter verurſacht hatte. Dieſe ſchreckliche Begebenheit erregte den Abſcheu der ganzen Gegend; viele Perſonen wurden ergriffen, und unter dieſen auch Carrol und Dangan, die, durch das eidliche Zeugniß der Frau Ralph

überführt, beyde gehenkt wurden. Dangan geſtand vor ſeinem Tode, daß er zwar mit in dem Ralphiſchen Hauſe geweſen wäre, an der abſcheulichen That aber keinen Antheil habe, und daß Carrol ganz unſchuldig ſey. Carrol ſelbſt beſtand durchaus auf ſeiner Unſchuld, und jedermann glaubte auch, er würde wegen ſeines ſonſtigen guten Charakters pardonirt werden. Es geſchah aber nicht. Eine geraume Zeit nach dieſer Begebenheit wurde ein berüchtigter Whiteboy, Nahmens Arthur Murphy, in der Provinz zum Tode verdammt. Dieſer geſtand vor ſeiner Hinrichtung, daß er die Hauptperſon bey dem Ohrenabſchneiden geweſen, und Carrol hingegen ganz unſchuldig ſey. Gerechter Himmel, was für eine Begebenheit! Menſchen, die ſich Chriſten nennen, beſolden ausdrücklich einen Mann,

um ihnen wöchentlich einmahl die göttlichen Lehren der allgemeinen Menſchenliebe und Verträglichkeit mit Nachdruck einzuſchärfen, oder was ſich davon in der Woche etwa verwiſcht haben könnte, wieder aufzufriſchen. Dieſe Vorträge mit Bequemlichkeit und ungeſtört anhören zu können, bauen ſie ſich Sitze; über die Lage dieſer Sitze gegen die Stelle, von welcher das Wort allen Ohren gleich reichlich zuſtrömte, (denn von einem Bethesda iſt hier die Rede nicht) zanken ſie ſich. Und über dieſem Zank werden ein Paar Chriſten=Ohren abgeſchnitten, ein junges und ſchönes Mädchen ſtirbt vor Schrecken, und ein Mann unſchuldig unter Henkers Händen! — Daß Frau Ralph gerade am Anniverſario von Carrols Execution ſtarb, iſt wohl nicht bloßer Zufall. Mehrere Jahre

vor ihrem Tode ward Carrols Unſchuld klar. Sie hatte den armen Teufel mit irländiſcher Haſtigkeit und Uebereilung an den Galgen geſchworen. Es trinkt ſich mit ſchlechtem Appetit aus dem Lebens-Becher, wenn ein ſolcher bitterer Bodenſatz ſich mit jedem Zuge miſcht. Der October-Tag mag ihr wohl jährlich bitterer und bitterer geworden ſeyn, bis endlich die Schwäche des Alters und ſeine Empfindlichkeit, den Lebensfaden zu dem Grade verdünnt hätten, daß es ihn zu zerreißen nichts weiter bedurfte, als der Erinnerung: heute ſind es neunzehn Jahre, daß bloß durch dich ein Menſch unſchuldig am Galgen geſtorben iſt.

19.

Ueber Ernährung, Kochen und Koſt-Sparkunſt.

Nachſtehende Blätter ſind hauptſächlich aus einer der neueſten Schriften des Grafen von Rumford (ehemahligen Sir Benjamin Thompſons) gezogen *). Bey dem Reichthum von neuer Materie, die ſie enthalten, kann von uns hier nichts als höchſtens Erweckung der Neugierde auf das Buch ſelbſt erwartet werden, Befriedigung keinesweges, ob wir uns gleich auch hier nur auf einen ſehr kleinen Theil derſelben einſchränken.

*) *Count Rumford's* Experimental Eſſays, political, economical and philoſophical. London 1796, wovon eine Ueberſetzung im Verlag des Weimariſchen Induſtrie-Contors angekündigt worden iſt.

Graf von Rumford gehört unſtreitig mit unter die erſten Naturforſcher unſerer Zeit. Alle Theile der Naturlehre, die er nur berührt, erhalten von ſeinem Genie Aufklärung und Erweiterung. Was er hier der Welt übergibt, ſind nicht etwa bloß ſinnreiche Speculationen, die immer, von einem ſolchen Genie angeſtellt, reſpectabel ſeyn würden; es ſind großen Theils Verſuche, alle nach einer ſehr großen Skale in der wirklichen Welt ausgeführt. Seine Vermögens-Umſtände ſo wohl, als übrige glückliche Lage in der Welt, ſetzen ihn in den Stand, ſeine Speculationen nicht allein wo es nöthig iſt, mit Aufwand zu verfolgen, ſondern, wenn ſie zur Reife gediehen ſind, im Großen anzuwenden, und ſo nachher das Ganze, zugleich mit deſſen Rechtfertigung zur Seite, bekannt zu machen. Wo würde

unſere Naturlehre mit ihrer Anwendung auf das gemeine Leben nicht jetzt ſchon ſeyn, wenn ſie immer ſo behandelt würde, oder wenn Menſchen, die ſie ſo zu behandeln im Stande ſind, ihr ihre Muße widmen wollten, wie Graf von Rumford? Gewöhnlich aber macht man aus jeder flüchtigen Hypotheſe ein Erwerb-Artikelchen, und zieht damit auf die Meſſe. Iſt die Hypotheſe auf der einen abgeſetzt, ſo verkauft man auf der nächſten den Widerruf davon, und die Erzählung aller Umſtände, wodurch der Irrthum endlich an den Tag kam, und ſo bezahlt das Publicum am Ende ein künſtliches Nichts immer doppelt ſo theuer als eine ſimple Realität. Nachſtehende Gedanken befinden ſich hier und da zerſtreut in dem vortrefflichen Aufſatze über die Armen-Anſtalten in Bayern. Graf Rumford

iſt bekanntlich Soldat in Chur-Bayeriſchen Dienſten, in welche er mit Erlaubniß Sr. Majeſtät unſers Königs im Jahr 1784 trat. Seine Hauptbeſchäftigung war, ein neues Syſtem von Ordnung, Diſciplin und Oeconomie unter den dortigen Truppen einzuführen. Hierbey hatte er beſtändig die große und wichtige Wahrheit vor Augen, daß keine beſondere politiſche Anſtalt in der Welt anders gut ſeyn kann, als in ſofern ſie zum Beſten des Ganzen beyträgt. Bey allen ſeinen Unternehmungen hierin, ſuchte er alſo beſtändig das Intereſſe des Soldaten mit dem Intereſſe des Bürgers zu verbinden, und das Militär ſelbſt in Friedenszeiten zum öffentlichen Wohl mitwirken zu machen. Dieſen großen Zweck zu erreichen, nähmlich ein reſpectables ſtehendes Corps zu erhalten, das der Bevölkerung, den guten

Sitten, den Manufacturen und dem Acker-
bau ſo wenig als möglich ſchadete, war
es nothwendig den Soldaten zum Bürger
und den Bürger zum Soldaten zu machen.
Was er zu dem Ende dort wirklich aus-
geführt hat, wird man zu Anfang des
erſten Verſuchs mit Vergnügen und ſelbſt
nicht ohne Bewunderung leſen. Die
Verbeſſerung des Soldatenſtandes mit je-
nem großen Zweck vor Augen, ernſtlich
geſucht, mußte nothwendig Reformen in
andern Fächern der Staatsverwaltung und
der Polizey nach ſich ziehen. Unter den
mannigfaltigen Maßregeln, wodurch der
Soldat zur Mitwirkung zum öffentlichen
Wohl in Friedenszeiten gebracht werden
konnte, ſchien keine von größerem Gewicht,
als die, ihn zu brauchen das Land von
Bettlern, Dieben und Vagabunden zu
reinigen, mit denen Bayern zum Er-

ſtaunen, ja zum Unglaublichen, überall überſchwemmt war. Allein dieſes machte Unterhaltungs-Anſtalten für dieſe Menſchen-Claſſen nothwendig. Denn daß man, wie ſich Riesbeck ausdrückte, in Bayern die Heerſtraßen ehemahls mit Galgen bepflanzte, wie an andern Orten mit Wallnußbäumen, hatte nicht geholfen. So gab immer eines das andere. Dieſes Geſindel mußte nähmlich beſchäftigt und geſpeiſt werden. Dieſe Speiſe mußte nahrhaft aber auch wohlfeil ſeyn; dieſes führte unſern großen Naturforſcher auf die Unterſuchung ſowohl der Nahrhaftigkeit der Speiſen und der Ernährung überhaupt, als auch der Wärme-Oeconomie und der Holzſparkunſt. Seine Unterſuchungen über die erſtern theilt er in oben genannten Schriften mit, die über die letztern werden dieſen bald folgen,

und, aus dem Wenigen zu ſchließen, was uns aus Unterredungen mit dem vortreff-lichen Erfinder davon bekannt geworden iſt, jene für das menſchliche Geſchlecht ſo höchſt intereſſante Wiſſenſchaft um einen großen Schritt weiter bringen *).

Unter allen Operationen der organi-ſchen Natur verdient ſchwerlich eine unſere Aufmerkſamkeit mehr als die, wodurch Thiere und Pflanzen genähret werden und wachſen, und doch iſt kaum irgend eine noch ſo wenig ernſtlich unterſucht

*) Die Schrift über die Verbeſſerung der offenen Camine, ſo wie ſie in England im Gebrauche ſind, befindet ſich ſchon in dieſer Sammlung. Sie hat ſehr großen Eindruck gemacht. Man hat alle Vorſchläge durch den beſten Erfolg gekrönt geſehen, und wie aus einem dieſem Aufſatze vorgedruckten Briefe von Sir John Sinclair erhellt, ſo haben der Lord Pro-voſt und der Magiſtrat von Edinburg eine Summe verwilligt, einen Mann von Lon-don kommen zu laſſen, um auch in ihrer Stadt den Plan in Ausübung zu bringen.

worden, als dieſe. Indeſſen hat der Hunger, den der gegenwärtige Krieg hier und da befürchten ließ, den Fleiß der Menſchen mehr als jemahls auf dieſen Gegenſtand gezogen. Beyde Häuſer des engliſchen Parlaments ſowohl, als die Commiſſion zur Beförderung des Ackerbaues (Board of Agriculture) ſind aufmerkſam darauf geworden, und man hat Hoffnung, ſagt der Graf, daß von nun an die Sache der ernſtlichſten Unterſuchung unterworfen werden wird; ſollte dieſes der Fall wirklich ſeyn, ſo getraut er ſich voraus zu ſagen, daß die großen Vortheile die daraus für das menſchliche Geſchlecht erwachſen müſſen, das Schrecken, dem ſie ihren Urſprung zu danken haben, in den Annalen der bürgerlichen Geſellſchaft bis in die ſpäteſte Zeit merkwürdig machen werden.

Seitdem man weiß, fährt der Graf fort, daß das Waſſer kein einfacher, ſondern ein zuſammengeſetzter Stoff iſt, hat die Lehre von der Ernährung ſehr viel an Licht gewonnen. Man weiß nunmehr mit einem hohen Grade von Zuverläſſigkeit, daß das Waſſer bey der Ernährung und dem Wachsthum der Pflanzen eine ſehr viel wichtigere Rolle, und dieſe auf eine andere Weiſe ſpielt, als die Naturforſcher bisher geglaubt haben. Es iſt nicht ſo wohl das Vehikel ihrer Nahrung, als vielmehr ein wichtiger Theil der Nahrung ſelbſt. Es wird durch die Pflanzen zerſetzt und ein Theil davon in die Subſtanz derſelben aufgenommen; ja, der Dünger ſelbſt trägt eigentlich nur mittelbar zu ihrer Ernährung bey, indem er jene Zerſetzung des Waſſers befördert. Von der Ernährung der Pflanzen zu der

des thieriſchen Körpers iſt aber nur ein geringer Schritt, den die ſtrengſte Analogie von ſo vielen Seiten her rechtfertigt. Da überdieß das Waſſer zu beyden Prozeſſen unumgänglich nöthig iſt, warum ſollte es und ſeine Beſtandtheile auch nicht hier eben ſo gut und auf eben die Weiſe zur Nahrung dienen als dort. Der Verfaſſer hat überwiegende Gründe ſo etwas zu glauben. Seine lange Beſchäftigung mit Speiſung der Armen in München ſetzte ihn in den Stand, eine große Menge mannigfaltiger Verſuche über dieſen Punct anzuſtellen, und der Erfolg überſtieg ſeine Erwartung. Er fand bald, daß die Kräftigkeit einer Suppe nicht ſowohl von der Menge feſter nahrhafter Theile in derſelben, als vielmehr von einer ſchicklichen Auswahl derſelben und der Behandlung des Feuers dabey abhänge.

Es iſt wirklich zum Erſtaunen, wie wenig ſolide Nahrung nöthig iſt den Hunger zu ſtillen und Leben und Geſundheit zu erhalten, und mit wie geringem Aufwand der ſtärkſte Mann und der thätigſte Taglöhner bey der ſauerſten Arbeit geſättigt werden kann. Wie wenn es alſo mit den Speiſen wäre wie mit dem Dünger bey den Pflanzen und die ſolideren, z. B. mit den Suppen gemiſchten Theile, bloß dienten, die Zerſetzung der Flüſſigkeit zu befördern. Es kann kaum anders ſeyn, wenn man bedenkt, daß eine Portion von 20 Unzen einer Suppe, wozu der Verfaſſer das Recept gibt, völlig hinreichend befunden worden iſt, den Hunger einer erwachſenen Perſon zu ſtillen, und daß dennoch in dieſer Portion kaum 6 Unzen ſoliden Stoffs waren. Der letztere beſtand aus Gerſten-Graupen, Erbſen, Kartoffeln,

einigen gedörrten Semmel-Schnitten, und dem nöthigen Salze; der flüſſige Theil bloß aus Waſſer und etwas Eſſig. So wird es auch begreiflich, wie man im Werkhauſe zu München 1200 Menſchen täglich mit einer kräftigen Suppe hat ſpeiſen und ſättigen können, die, Koſt und Lohn von drey weiblichen und zwey männlichen Bedienten, Feuerung und ſogar die jährlich nöthigen Küchen-Reparaturen mit eingerechnet, nur etwas über eilftehalb Thaler koſtete. Das beträgt für die Portion zu 20 Unzen (*Avoir dupois*), nicht einmahl drey Pfennige hieſigen Geldes. Noch wohlfeiler, faſt in dem Verhältniß von 4 zu 3, wurde die Suppe, als man Kartoffeln hinzuthun, und dadurch die andern koſtbarern Zuthaten erſparen konnte. Man lieſt nähmlich hier mit Verwunderung, daß noch vor noch

nicht gar langer Zeit die Kartoffeln in Bayern faſt gänzlich unbekannt waren, und nachher, als man ſie einführte, ſo ſtark, zumahl von den Armen, verabſcheut wurden, daß man ſie in dem Werkhauſe ſchlechterdings heimlich einführen mußte. In einem entlegenen Winkel des Gebäudes wurde ein Zimmer zur Küche zurecht gemacht, und darin die Kartoffeln ſo lange gekocht, bis alle Textur, woran man ſie noch hätte erkennen können, zerſtört war. So miſchte man ſie mit der Suppe. Allein die Koſtgänger bemerkten bald, daß ſich ihre Suppe gar ſehr verbeſſert hatte, und gaben der Abänderung ihren Beyfall endlich ſo deutlich und laut, daß man nicht länger Anſtand nahm, ihnen das Geheimniß zu eröffnen; und nun ſind ſie ſo ſehr für die Kartoffeln eingenommen, daß man ohne dieſelben nicht leicht mit

ihnen mehr würde fertig werden können. Die Art und Weiſe wie hier das Directorium ein allerdings ganz reſpectables Corps armer Menſchen behandelte, zeigt, daß ein eben ſo feiner Menſchenkenner und Menſchenfreund, als großer Naturforſcher an der Spitze deſſelben ſteht. An andern Orten hätte man vielleicht, um die Kartoffeln ſchmackhaft zu machen, die Peitſche mit dem Eßlöffel verbunden, oder die Geſellſchaft in eine Art von Belagerungszuſtand geſetzt und hungern laſſen. — Die gedörrten Brot-Schnitte werden hinzugethan um das Kauen zu verlängern, und das mit dem Eſſen verbundene Vergnügen (*the pleaſure of eating*), das ſich niemand gern nehmen läßt, zu vermehren. Dieſes Vergnügen, dem unſer Verfaſſer, mit weiſem Vorbedacht, ein eignes Capitel gewidmet hat,

wird theils dadurch befördert, daß man der eigentlich nährenden aber öfters geſchmackloſen Subſtanz einen angenehmen Geſchmack zu geben ſucht, welches durch eine Menge ſehr wohlfeiler Mittel, worunter das Salz ſelbſt gehört, erhalten werden kann, und dann, daß man dem ſchnellen Verſchlucken vorbeugt, und zum Kauen nöthigt. Dieſes letztere wird nun durch die Schnitte befördert, die an ſich geſchmacklos ſind. Man röſtet ſie deßwegen zuweilen, und öfters ſogar in einer Fettigkeit, die das Eindringen des Waſſers, und folglich das ſchnelle Zergehen derſelben hindert, und daher das Kauen immer nothwendiger macht. Was hierauf der Verfaſſer über die Art ſagt, wie der Soldat in Bayern geſpeiſt wird, verdient gewiß die Aufmerkſamkeit der Perſonen, von deren Direction das Wohlbefinden dieſes

Standes abhängt, und iſt mit einer ſo lehrreichen Umſtändlichkeit und Präciſion erzählt, die nichts zu wünſchen übrig läßt.

Um aber dieſe Abſicht ſowohl in Rückſicht auf die Nahrhaftigkeit und die Wohlfeile der Speiſen ſicher zu erreichen, kömmt es gar ſehr auf die Art zu kochen und die Behandlung des Feuers an. Es muß nichts übereilt, alles lange und langſam gekocht werden, ja es iſt ſehr viel beſſer die Suppe mehr kochend heiß als kochend zu erhalten. Es iſt unglaublich, wie ſehr hierin nicht bloß in den Küchen, ſondern auch in allen Werkſtätten, worin gekocht werden muß, gefehlt wird. Ich will nur auf einen Hauptumſtand aufmerkſam machen, der erſt in künftigen Aufſätzen des Grafen vollſtändig erörtert werden wird. Jeder Anfänger in der neuern Naturlehre kennt die ungeheure

latente Wärme der Dämpfe des kochenden Waſſers. Beym Waſſerkochen werden alſo in einer Stadt oft tauſende von Klafterholz verbrannt, kochend heißen Dampf zu erzeugen, der Niemanden dient; er verliert ſich in der Luft. An ſeinem Waſſer freylich iſt nichts verloren, aber an ſeiner koſtſpieligen Hitze ſehr viel. Wenn uns der nächſte Regen das erſtere mit großen Procenten wieder gibt, ſo iſt letztere mit allen den Procenten, die ſie hätte bringen können, verloren. Waſſer kochend, das heißt aufwallend zu erhalten, erfordert unglaublichen Aufwand von Brennmaterialien, bloß zur Erzeugung eines unnützen Dampfs in einer ſolchen Menge, als ſich bey jenen heftigen Aufwallungen erzeugt. Hingegen Waſſer, das Einmahl gekocht hat, kochend heiß zu erhalten, erfordert nur wenig Feuerung,

und doch iſt gewiß bey neun Operationen unter zehn, wobey Waſſer gekocht wird, letzteres nicht bloß hinreichend, ſondern vortheilhafter auch in Rückſicht der Vereinigung des Gekochten mit dem Waſſer. Bey unſern Theemaſchinen hat man auch längſt, ohne den eigentlichen Grund des Verfahrens zu kennen, davon Gebrauch gemacht; auch den einmahl kochenden Theekeſſel öfters über Nachtlichtern mit Vortheil aufgehängt. Wer, um Waſſer bloß kochend heiß zu erhalten, es immer kochend erhält, verfährt nicht klüger, als der, der einen Becher Weins bis zum Ueberlaufen voll zu erhalten, immer Wein zugießen wollte, der alle wieder abflöſſe. Je ſchneller er zugöſſe, deſto mehr würde ablaufen. Je mehr man Feuer unter das kochende Waſſer macht, deſto mehr Dampf entſteht, allein ſo wie dort der

Becher nicht voller wird durch das Zugießen, ſo wird hier das Waſſer nicht heißer durch das verſtärkte Feuer. So wie es alſo bey dem Becher ſehr viel rathſamer geweſen wäre, ihn erſt ſo hoch als möglich anzufüllen, und dann allenfalls das, was verdampft, oder ſonſt verſpillt wird, mit Vorſicht wieder nachzutragen, eben ſo auch hier. Wenn der Keſſel bedeckt und überhaupt zwiſchen Materien eingeſchloſſen iſt, die die Wärme wenig fortleiten, und man einmahl weiß, wie viel ein ſolches mit kochend heißem Waſſer angefülltes Gefäß in einer gegebenen Zeit an Hitze verliert, ſo läßt ſich dieſer Verluſt mit ſehr geringem Aufwand erſetzen, und der Endzweck des Kochens völlig erreichen. Zur Probe von dem Unterſchied zwiſchen der gewöhnlichen empiriſchen Kocherey und einem vernunft-

mäßigen Kochen: Bey Speiſung der Soldaten wurde, was die Feuerung anbetrifft, noch auf die gewöhnliche Weiſe verfahren und in irdenen Töpfen gekocht, und im Durchſchnitt kam auf ein Pfund Suppe gar zu machen, faſt ein Pfund Holz (10/11). In dem neuen Werkhauſe, wo man wiſſenſchaftlich verfuhr, wurden 600 Pfund Suppe mit 44 Pfund Tannenholz gar gekocht. Dieſes gibt eine Holzerſparniß in der Verhältniß von faſt 13 zu 1. Das iſt doch fürwahr keine Kleinigkeit, mit Einer Klafter Holz eben ſo viel ausrichten zu können, als ein Anderer mit einem Dutzend und darüber. Merkwürdig iſt noch, daß das Kochen im Werkhauſe fünftehalb Stunden dauerte, bey den Soldaten nur drittehalb. Hier zeigt ſich eine kleine Verwandtſchaft mit dem mechaniſchen

Geſetz, daß was man an Kraft gewinnt, an der Zeit verloren wird, die aber hier von gar keinem Belang iſt, und ſelbſt noch von ſehr geringem ſeyn würde, wenn ſich die Köche die Zeit bezahlen ließen, und der Lohn ſich verhielte wie die gebrauchte Zeit. Freylich um dieſe ſo höchſt vortheilhafte Verfahrungsart ganz kennen zu lernen, werden wir erſt die übrigen Abhandlungen des Grafen abwarten müſſen, denn ſelbſt einiges von dem, was ich hier beygebracht habe, iſt mir aus der Unterredung mit ihm bekannt, aber jetzt (Auguſt 1796) vermuthlich ſchon in London gedruckt. Doch kann ein Umſtand nicht übergangen werden, deſſen auch ſchon in dieſen Verſuchen gedacht wird. Um die Hitze ſo viel als möglich zuſammen zu halten, müſſen die Gefäße gut bedeckt und nicht zu oft geöffnet werden. So

würden aber die Speiſen leicht anbrennen. Dieſes zu verhindern, werden die Böden der Keſſel doppelt gemacht. Inwendig in dem Keſſel wird nähmlich ein zweyter Boden angenietet, nur muß dieſes mit ſehr kleinen Nägeln geſchehen, weil die Speiſen um die Köpfe ſtarker Nägel herum leicht etwas anbrennen. Uebrigens kann der innere Boden den Keſſel ganz durchaus berühren, denn die kleinſte Luftſchicht, oder bloß der Mangel an phyſiſcher Cohäſion zwiſchen den beyden Böden, iſt hinreichend dem Anbrennen vorzubeugen. Der größeren Feſtigkeit wegen, kann man auch die beyden Böden noch, außer dem Rand, an verſchiedenen Stellen zuſammennieten. Beym Verzinnen des Keſſels wird geſorgt, daß das Zinn ſich an dem Rande des innern Bodens etwas ſetzt, um dem Ein-

dringen des Waſſers zwiſchen beyde Bö=
den vorzubeugen.

Wenn erſt langſames und langes Kochen, wie wir geſehen haben, mit Holzerſparung vereinbart werden kann, ſo wird manches Gericht an Nahrhaftigkeit und Schmackhaftigkeit unendlich gewinnen. Uebereiltes Garmachen iſt beyden ſo nach=theilig als übereiltes Verſchlucken. Der türkiſche Weitzen, den immer ein gewiſſer roher Geſchmack noch von der Küche ent=fernte, wird, auf dieſe Weiſe behandelt, eines der ſchmackhafteſten und nahrhaf=teſten Mittel, die es gibt, und übertrifft ſogar hierin den Reis. Dieſes haben ſelbſt die Neger in Nord=America und Weſtindien auserfunden; ſie pflegen da mehr deutlich als anſtändig, in ihrer Sprache zu ſagen: der Reis wird in unſern Bäuchen zu Waſſer und fließt ab;

der Maiz bleibt bey uns, und gibt uns Kraft zu arbeiten. —

Aus dieſen wenigen Proben wird man erſehen, was aus der Kochkunſt gemacht werden kann, ſo bald ſie ein einſichtsvoller Phyſiker ſeiner Aufmerkſamkeit würdigt. Vermuthlich ſind auch die Zeiten nicht mehr fern, da Phyſik und Chemie, denen die lateiniſche Küche, ich meine die Apotheke, ſo vieles, wo nicht gar alles, zu danken hat, ihre Herrſchaft auch über die populäre Haus-Apotheke, ich meine die Küche, erſtrecken wird. Da ſie ſo viel geleiſtet haben, die Apotheke, die ſonſt wie eine Art von Fegfeuer, dicht zwiſchen Küche und Kirchhof lag *), ſo weit als

*) Zu Elze, einem Hildesheimiſchen Städtchen, an der Poſt-Straße zwiſchen Eimbeck und Hannover, war ein Theil hiervon, ehemahls wenigſtens, bildlich zu ſehen. Da lag die Apotheke dicht am Kirchhofe, und es war unmöglich vorbey zu fahren, ohne an das:

möglich von dem letztern abzurücken; ſo wäre es unſtreitig ihr größter Triumph, ſie auch ſo weit als möglich von erſterer zu entfernen, die noch immer Hand in Hand gehen und ſich einander in die Hände arbeiten.

Nun zum Beſchluß dieſer kurzen Critik der Kochkünſte ein

Recept zu einem ſchmackhaften und kräftigen Punſch,

welches in einer der Abhandlungen nur beyläufig und in einer Note vorkömmt: Man läßt in dem dazu beſtimmten Waſſer eine Handvoll Reis zwey bis drey Stunden kochen, und verfährt übrigens wie gewöhnlich.

Sic pagina jungit amicos zu denken. Eine franzöſiſche Küche von der andern Seite hätte das Kleeblatt und die Zahl der guten Dinge vollkommen gemacht.

Anhang zu vorſtehendem Artikel.

a) Vom Feuer.

Aus dem unmittelbar vorſtehenden Artikel erkennt man ſchon, wie wenigen Gebrauch man bisher im Ernſt in der Haushaltung, Gewerben und Künſten von demjenigen gemacht hat, was die Phyſik von dem Feuer und deſſen vortheilhafter Unterhaltung bereits ſehr deutlich lehrt. Es ſcheint, als wenn die Noth hier zum zweyten Mahl als Lehrmeiſterinn auftreten müßte, die Menſchen klüger zu machen. Noch immer beſteht die Wolke, die über London ſchwebt, aus Tauſenden von Scheffeln von Steinkohlen, die die Ungeſchicklichkeit da hinauf wegwirft, ohne den mindeſten Gewinn, als etwa den, die Sonne zu verfinſtern und die Häuſer mit

Ruß zu bepudern. Mit unſerm Rauch aus den Schorſteinen iſt es nicht viel beſſer; es iſt weggeworfenes oder eigentlich ohne allen vernünftigen Zweck gänzlich zerſtörtes Brennholz. Zumahl verſtehen die Bäcker die Kunſt, uns unſer Brot durch ſolche Rauchopfer zu vertheuern. Feuer, das jetzt bey unſern gegenwärtigen Kenntniſſen unter der Direction des Menſchen brennt, ſollte bloß dienen, nie herrſchen und nie mehr verzehren als gerade zu dem Dienſt, den es leiſtet, nöthig iſt. Allein ſelbſt da, wo man ſich ſonſt manche Bequemlichkeit verſagt, heitzet, kochet und ſiedet man noch gewöhnlich auf einen ſehr hohen Fuß, ich meine mit zwey = dreymahl ſo großem Aufwand von Feuer als nöthig iſt. Freylich, um alles, was Phyſik und Chemie hierüber lehren, nun in das bürgerliche Leben

überzutragen, dazu ſind Einrichtungen nöthig, die oft, bis die beſte gefunden iſt, großen Aufwand erfordern. Holz und Kohlen zu verbrennen, iſt ſehr leicht. Den Rauch mit zu verbrennen, ſo daß man die Schorſteine inwendig könnte an-weißen laſſen, ohne Gefahr ſie deßwegen früher beſchmutzt zu ſehen, als manche Wohnſtube; dadurch die größtmögliche Hitze zu erhalten, und dieſe Hitze ganz zu dem vorgeſetzten Zweck hinzuleiten, iſt möglich, allein es auf die wohlfeilſte Art auszuführen, macht Verſuche nöthig. Iſt die Einrichtung gefunden, ſo iſt die Sache gewöhnlich leicht nachgemacht. Bey der engliſchen Dampfmaſchine hat man dieſe Einrichtung bereits getroffen. Dieſe An-ſtalten werden freylich immer etwas von der Argandſchen Lampe haben müſſen, die eigentlich ein kleiner Windofen iſt, bey

deſſen Feuer man bloß ſehen, ſo wie der Windofen eine Argandſche Lampe darſtellt, bey deren Feuer man ſich bloß wärmen will. Aber in beſondern Fällen ſind, wenn man auch gleich dieſes weiß, die Anwendungen nicht leicht. Was für ein Feld für Große und Reiche mit ſolchen Verſuchen dem Dürftigern vorzugehen, und, möchte man hinzuſetzen, über ihn zu herrſchen! Wem wird nicht Ungleichheit des Standes und Vermögens verehrungswürdig ſeyn, wenn ſie ſich unter dieſer Form zeigen? Auch iſt die Sache Gottlob! ſo ſelten nicht, eben weil das Studium der Natur einen unwiderſtehlichen Reitz für den unbefangenen Menſchen hat, der nur bloß durch Erziehungskünſte abgeſtumpft werden kann. Der große Naturforſcher, von welchem im vorhergehenden Artikel die Rede war, verdient auch hierin allen

von ſeinem Rang und Glücksumſtänden zum bleibenden Muſter aufgeſtellt zu werden. Nicht allein viele von ſeinen Einrichtungen, die er nun jedermann ſo leicht hingibt, haben ihm ſehr großen Aufwand verurſacht, ſondern er hat, wie ich höre, in England ſo wohl als America, (ſeinem Vaterlande, wo ich nicht irre), Capitalien niedergelegt, von deren Ertrag jeder belohnt werden ſoll, der die Lehre vom Feuer und deſſen Behandlung zum Nutzen des gemeinen Lebens mit neuen Entdeckungen bereichern wird. Wie viele gibt es nicht in Deutſchland, die den Grafen, wenigſtens in dem letzten Punct, nachahmen könnten, und wie viele ahmen ihn nach?

b) Ueber öconomiſche Behandlung der Waſſerdämpfe.

Es iſt oben bereits geſagt worden, daß die Dämpfe des kochenden Waſſers eine ungeheure Menge Hitze wegnehmen, die völlig, mit allem Aufwand von Brennmaterialien, wodurch ſie erzeugt werden muß, verloren geht. Von der Wahrheit dieſer Behauptung kann man ſich ſchon durch folgende Betrachtung überzeugen, die wohl für Niemand zu ſchwer ſeyn wird. Es iſt eine völlig ausgemachte Wahrheit, daß, wenn man um einen großen Keſſel mit Waſſer ein Feuer machte, das hinlänglich wäre Kupfer und Gold zu ſchmelzen, ſo würde das Waſſer, vorausgeſetzt, daß deſſen Dämpfe einen freyen Abzug hätten, doch nur die geringe Hitze von 212° Fahrenheit, annehmen, und der Keſſel würde nicht eher ſchmelzen, bis

alles Waſſer verkocht wäre. Was iſt es hier, das das Waſſer ſo ſehr abkühlt? Nichts anderes, als der aufſteigende Dampf. Das kochende Waſſer befindet ſich in der Mitte zwiſchen einem Heitzer und einem Abkühler, einem poſitiven und einem negativen Feuerquell, die immer gleich viel geben, daher nimmt deſſen Hitze nicht zu, aus eben der ſchönen Urſache, warum ein Gefäß nicht voll werden kann, wenn unten ſo viel abfließt, als oben hinein gegoſſen wird. Nur findet hier noch der nicht ſehr tröſtliche Unterſchied Statt, daß das Gefäß doch angefüllt werden kann, wenn ich mehr zugöſſe als abfließt, dieſes aber beym Feuer unmöglich iſt, denn je mehr Hitze zugeführt wird, deſto mehr erweitert ſich das Loch, durch das ſie abfließt, und Einnahme und Ausgabe bleiben immer gleich.

Alles was das ſtärkere Zufeuern bewirkt, iſt Beſchleunigung des Prozeſſes. Der Keſſel, der bey einem ſchwachen Feuer Tage gebraucht hätte um zu verkochen, verkocht nun vielleicht in wenigen Stunden, aber das Waſſer iſt während des Prozeſſes in einem ſo heiß, als im andern. — In dieſem Puncte nun iſt die Haushaltungskunſt weit hinter der Naturlehre zurück geblieben, mit welcher ſie, wo möglich, gleichen Schritt zu halten ſuchen ſollte. Daß man in vielen Fällen eine Menge Brennmaterialien erſparen könnte, wenn man Waſſer ſtatt kochend zu erhalten, bloß kochend heiß oder nahe dabey erhielte, iſt ſchon oben angezeigt worden. Wo aber dieſes nicht gut angeht, ſollte man wenigſtens ſuchen, die ungeheure Menge von Feuerweſen in den Dämpfen zu nützen. Wenn man zum

Beyſpiel an den Deckel eines dicht verſchloſſenen Keſſels mit Waſſer, ein krummgebogenes Rohr anlöthet, deſſen anderes Ende man bis an den Boden eines mit kaltem Waſſer angefüllten hölzernen Eimers leitet, ſo kann man, wenn das Waſſer im Keſſel kocht, auch dem im Eimer die Hitze des kochenden geben, und das bloß durch den Waſſerdampf aus dem Keſſel, der ohne dieſen Gebrauch in den Schorſtein gegangen wäre. So wurden hier Kartoffeln in einem hölzernen Eimer in einer halben Stunde bis zum Zerplatzen gar gekocht. Der Verſuch ſah drollig genung aus. Das Waſſer in dem bloß blechernen Gefäße kochte bey einem ſehr mäßigen Feuer auf einem Dreyfuß im Camin, und der Eimer mit den Kartoffeln ſtand frey auf dem Fußboden des Zimmers. Doch hatte man die Vorſicht ge-

braucht, auch den Eimer mit einem hölzernen Deckel zu ſchließen, durch den das Rohr ging. Deſſen ungeachtet entwiſchte da noch eine große Menge kochend heißer Dämpfe, die man wieder in einen zweyten Eimer hätte leiten können, u. ſ. f. Daß man das im Keſſel kochende Waſſer noch hätte nutzen können, verſteht ſich von ſelbſt, und iſt eigentlich das, was hier den Vortheil ausmacht. Es iſt überhaupt unverzeihlich, daß man noch bey dem ſich überall zeigenden Holzmangel, der noch am Ende gar einmahl Völkerwanderungen verurſachen könnte, mit dem ſo koſtbaren Feuer ſo wirthſchaftet, wie mit dem Waſſer, das nichts koſtet. Hr. Wedgwood hat mit ſeinem Pyrometer gefunden, daß bey einigen engliſchen Glas- und Schmelzhütten die Hitze viel zu groß iſt. Sollte es bey den unſrigen

anders ſeyn? In den Küchen gehet es nicht beſſer her. Könnten die Köche, die ja ohnehin ein Geſchlecht ausmachen, das zwiſchen dem zweyten und dritten Stande ſchwebt, wie die Fledermäuſe zwiſchen den Vögeln und Säugethieren, auch Wärme verſuchen (koſten) lernen, wie ſie Saucen verſuchen. Der Gebrauch des Thermometers iſt ja nicht ſchwer. Man könnte eines in den Kochlöffelſtiel anbringen. — Doch ich muß abbrechen, damit nicht ein Spötter glaubt, ich habe die Idee zu einem ſolchen Thermometer aus Hrn. Marlowe's Auctions-Catalog genommen, und den Artikel dort verſchwiegen *).

*) Vergleiche den Aufſatz unter Nr. 22.

20.

Das war mir einmahl eine Wurſt.

(Ein Beytrag zur Theorie der Proceſſionen).

Man kann ſich, dünkt mich, ohne dem Begriffe ſonderliche Gewalt anzuthun, jede Proceſſion von Menſchen im Zuge, es mögen nun immer je einer nach dem andern, oder ihrer je zwey und zwey, oder je drey und drey, u. ſ. f. hinter einander aufmarſchiren, als eine Schnur gedenken, auf die man ſie aufgereihet hat, zu allerley Gebrauch, etwa wie Corallen, Perlen, Morcheln und dergl. Iſt dieſe Vergleichung, woran ich nicht zweifle, richtig, ſo verdiente wohl bey der Theorie der Proceſſionen die Schnur hauptſächlich Rückſicht, da jedermann bekannt iſt,

daß weder Corallen noch Perlen, noch Morcheln, auf Schnüren wachſen, und erſt manche Vorbereitung erfordern, ehe ſie ſich auf Fåden ziehen laſſen. Nun habe ich mit meinen eigenen Augen geſehen, daß ſich nahe an tauſend Menſchen, von einem etwas feiſten Manne, mit einer Wachskerze in der Hand, nicht bloß durch alle Straßen der Stadt ſchleifen ließen, ſondern oben drein einen ganzen Berg hinauf, und alles dieſes ging ſo glatt und gerade durch, daß an keiner Ecke und an keiner Schenke auch nur eine einzige dieſer Perlen hången geblieben wåre. Das muß eine ſonderbare Schnur ſeyn, dachte ich, denn wenn ich auch gleich begriff, wie dieſes oder jenes mikroſcopiſche Perlchen ſich an dem feinen mir wenigſtens unſichtbaren Faden fortſchleppen ließ: ſo war es mir unbegreiflich, wie der nåchſte

Nachbar derſelben, ein grober, bleyerner Sechspfünder eben ſo leicht folgte. Bey dieſen Schwierigkeiten, die die Theorie der Schnur bey Proceſſionen darbiethet, habe ich mich eines bekannten Erfindungs-Mittels bedient, das freylich wie alle künſtliche Erfindungs-Mittel den ehrlichſten Mann zuweilen im Stich läßt. Ich habe alles compilirt, was ich über Proceſſionen, mit Wachslichtern, Crucifixen, Fahnen, heiligen Lumpen, Cokarden ein- zwey- und dreyfarbigen u. ſ. f. auftreiben konnte, und endlich das Glück gehabt, einen ſichtbaren Faden zu finden, der durch Analogie auf die unſichtbaren in allen übrigen zu führen vielleicht im Stande iſt. Es iſt immer viel gewonnen, wenn man unter verwandten Dingen ein Einziges ganz kennt. Wer nicht weiß, wo die Schwalben im Winter hinkommen,

hat, wo nicht Alles, doch das Beſte ge-wiß gewonnen, wenn er entdeckt, was zu der Zeit aus den Störchen wird.

Die Proceſſion, auf die hier gezielet wird, iſt nähmlich eine, worin ſich der Faden ſogar mehr als einem Sinne offenbaret, und die alſo folglich der größten Aufmerkſamkeit eines jeden werth iſt, der weiter über dieſen Zweig menſchlicher Handlungen, der ſogar am Ende mit dem geſellſchaftlichen Vertrag überhaupt aus Einem Stamme zu ſproſſen ſcheint, nachdenken will. — Die Scene liegt zu Königsberg in Preußen, alſo in dem Lande, dem wir das einzig wahre Welt-ſyſtem, die einzig wahre Philoſophie, und die einzig wahre Taktik bereits zu danken haben, und, man ſollte denken, die einzig wahre Theorie von Proceſſions-Schnüren, wenn ſie dort entdeckbar gemacht

worden ſeyn ſollte, wäre einer ſolchen Geſellſchaft nicht ganz unwürdig.

Der Faden, worauf die Menſchen bey dieſer Proceſſion ſichtbarlich gereihet waren, und an welcher ſie einher geſchleift wurden, war eine Bratwurſt, und zwar eine Bratwurſt von nicht weniger als einer Länge von 1005, ſchreibe Ein Tauſend und fünf Ellen oder zwey Tauſend und zehn Fuß. Was für eine Wurſt! So wird gewiß mancher Leſer ausrufen, und ſelbſt in der hieſigen Gegend, die doch in ganz Deutſchland gleichſam für das eigentliche Goſen der Würſte angeſehen wird. Solche Wurſt-Proceſſionen waren zwar in Preußen nicht ſelten, und Caſp. Henneberger hat in ſeiner Erklärung der Preuß. Landtafel Fol. 190, 191 umſtändliche Nachricht davon gegeben, allein gegenwärtige übertrifft jene alle.

Ich entlehne die Nachricht davon, größtentheils wörtlich, aus Lilienthals Erläutertem Preußen, worin ſie ſich im erſten Bande S. 77 ff. und zwar, wie ausdrücklich erinnert wird, aus einem Diario MSpto genommen, befindet.

"Anno 1601. den 1. Jan. haben die Fleiſcher allhier zu Königsberg eine Wurſt 1005 Ellen lang durch die Städte Königsberg nach Schloß getragen, und Ihro Fürſtl. Gnaden davon etliche Ellen verehret, weil ſie innerhalb 18 Jahren keine gemacht hatten. Sie ſind mit Drommeln und Pfeiffen aufgezogen, vornan ein Führer mit einem Spieſe, wohl ausgeputzt mit Federn und Binden, mit fliegender weißen und grünen Fahne. Dieſen ſind gefolget 103 Fleiſchhauer-Knechte, haben die Wurſt getragen. Auf beiden Seiten ſind beiher gegangen, welche die

Wurſt in Acht nahmen, daß ſie nicht Schaden litte. Wie ſie nach Schloß ſind gekommen, haben ſie Ihrer Fürſtl. Gnaden verehret 130 Ellen von ſelbiger Wurſt. Vom Schloß ſind ſie über die Schmiede-Brücke in den Kneiphof, von da durch die Altſtadt in den Löwenicht gezogen, allda ſind ſie von den Beckern empfangen worden, welchen ſie auch viel Ellen von ſelbiger Wurſt geſchenket, und von den Beckern nachmahls zu Gaſte behalten worden, auch bis in die Nacht zuſammen luſtig geweſen.

Auf Begehren Fürſtl. Durchlaucht iſt von den Fleiſchhauern, was die lange Wurſt gekoſtet, und drauf gegangen alles aufs fleißigſte überſchlagen und zum Bericht aufgeſetzet worden:

Die Wurſt iſt 1005 Ellen lang, hat gewogen 22 Stein und 5 Pfund, thut

885 Pfund. Dazu iſt kein ander Fleiſch gekommen, als: 81 lautere Schweine-Schinken; — 118 Mr. 10 gr.

Die Därme von 45 Schweinen; (wahrſcheinlich noch von andern, die ihre Schinken nicht dazu hergegeben hatten).

Item anderthalb Tonnen Salz; — 3 — 5 —

Item anderthalb Tonnen Bier; — 3 — —

Item 18 und ¼ Pfund Pfeffer; — 24 — 13 —

Item haben daran gearbeitet 3 Meiſter, 87 Geſellen, thut 90 Perſonen; Haben dabey ausgetrunken 2 Faß und eine Tonne Bier. Aber die ganze

Zeche über iſt aufgegangen ungefähr 40 Faß Bier, jedes Faß 12 Mark thut 480 Mr. — —

Den erſten Tag daran gearbeitet von 6 Uhr des Morgens an bis auf den Abend um 7; des andern Tages von 8 bis um 1.

Der Kränze (womit ſie geſchmückt war) ſind geweſen 109, haben gekoſtet – 112 Mr. 16 gr. 3 Pf.

Summa 743 Mr. 14 gr. 3 Pf.

An Thalern, den Thaler zu 36 gr. gerechnet, thut 412 Thaler 16 gr. 3 Pf. *)"

*) Sollte nach der Summe in Marken zu 20 gr. wohl heißen 413 Thlr. 6 gr. 3 Pf., allein auch

"Zu dieſer Wurſt hatten die Kuchen-Becker acht große Strůtzel (Strietzel) und ſechs große runde Kringel gebacken, und auf Fůrſtl. Durchl. gnådiges Begehren berichtet, was bey Backung der großen Strůtzel aufgegangen und dazu gekommen." Weil dieſe Geſchichte eigentlich nicht mehr zu jenem erſten großen Phånomen gerechnet werden kann; ſo laſſen wir hier die detaillirte Specification weg, und führen nur an, daß zu dieſen Strůtzeln, Kringeln und Bretzeln 12 Scheffel Weitzen genommen worden, daß der Strůtzel achte, und darunter zwey von 9 ½ Fuß Långe, der Bretzeln aber ſechs geweſen ſind, die, mit dem verbrennten Holz, der Höwe

jene Summe iſt unrichtig, ſie iſt eigentlich = 742 Mr. 4 gr. 3 Pf., welches 412 Thaler 12 gr. 3 Pf. macht. Hr. Lilienthal gedenkt auch eines Irrthums überhaupt, fügt aber hinzu, daß alles ſo im Manuſcript ſtehe.

(Hefen), Salz, zwey Pfund Anis, dem angebrachten aus Pfefferkuchen-Teig gebackenen und vergoldeten Becker-Geſellen-Wappen, den Löwenköpfen, Sonne, Mond, Sternen und Kronen aus gleichem Teig, nicht mehr als 43 Mr. 3 gr., alſo nur etwa 24 Thaler, gekoſtet haben. Dafür ſind es aber auch nun nahe an 200 Jahre her, wo das Geld noch nicht ſo wohlfeil war wie jetzt. Durch dieſe Betrachtung wird auch die Wurſt von 412 Thalern noch ſehr viel reſpectabler, ob ſie gleich keines weiteren Räſonnements bedarf, um jeden, der Gefühl für dieſe Art von Producten der Kunſt hat, mit Reſpect für ſich zu erfüllen.

Artig iſt hierbey, daß die Becker, die eigentlich nicht aufzogen, ſondern bloß die andern empfingen, und alſo wahrſcheinlich nur in kurzen Gliedern, oder

wohl gar nur im Kreiſe ſtunden, ſich auch durch kurze Striezel, Bretzeln und Kringel gleichſam zuſammen gebunden hatten, dahingegen die Fleiſchhauer-Knechte, gerade, wie ihre Wurſt, eine Linie von 1005 Ellen formirte. Nach geſchehenem Verein wird ſich auch die Wurſt aufgerollt haben, und da läßt ſich doch wirklich auch kein ſchöneres Sinnbild von Segen, Frieden und Eintracht unter Weſen, die doch nun einmahl etwas derberes ſind, als mathematiſche oder metaphyſiſche Pünctchen, gedenken, als ein Trupp fröhlicher Fleiſcher- und Becker-Knechte, um die ſich eine Bratwurſt ſchlingt, die am Ende, wo ſie geknüpft werden muß, ſich gleichſam in eine Bandſchleife von Bretzeln und Kringeln und in Trotteln von Striezeln verwandelt. So was verdiente gemahlt zu werden. Die Proceſſion iſt auch wirklich

gemahlt worden, und zwar im Altſtädti=
ſchen Gemein=Garten zu Königsberg,
unten an der Wand. Ja man hat das
Gemählde ſogar im Jahr 1691 renovirt.
Dieſes hätte billig erſt im Jahr 1701
geſchehen müſſen, ſo hätte ſich alles leichter
behalten laſſen. Die oben von uns an=
gegebene Vorſtellung iſt mehr für die Be=
arbeitung des Medailleurs, und ich hoffe,
man wird das Jahr 1801 in Königs=
berg nicht ohne eine ſolche Erneuerung
vorübergehen laſſen, oder, noch beſſer, die
Proceſſion ſelbſt erneuern. Noch herzlicher
aber iſt der Wunſch, und ſelbſt die Hoff=
nung, daß in meinem armen, zerrütteten
Vaterlande, und nahmentlich am linken
Ufer des Rheins, den Mahlern und Me=
dailleuren, noch vor dem Jahr 1801,
Stoff zur Verewigung ſolcher Proceſ=
ſionen und ſolcher Gruppirungen gegeben

werden möge. Ein einziges ſolches Bataillon *rond*, wie das Königsbergiſche, das mit ſo vieler herzlichen Fröhlichkeit geſchloſſen worden iſt, und eine einzige ſolche Wurſt-Proceſſion, wäre ihres Genies und ihres Fleißes unendlich würdiger, wenigſtens als alle die Bataillons *quarrés* und die dortigen Fleiſchhauer-Proceſſionen der Neufranken mit Fahnen und ſchwerem Geſchütz. Dieſe bedürfen zu ihrer Verewigung weder des Mahlers noch des Medailleurs. Die *Obligeance* der Bataillen-Erzähler (Geſchichtſchreiber) und die Segenswünſche der Länder, die ſie zertreten haben, ſind ihnen ſichere Bürgen für ihren Nachruhm!

Die Anwendung dieſer, wie wir hoffen, neuen Theorie der Proceſſionen, erfolgt nach dem allgemeinen Frieden.

21.

Eine kleine Aufgabe für die Ueberſetzer des Ovid in Deutſchland.

Dryden ſagt: folgende beyde ſchönen Verſe aus Ovids: Sappho an Phaon, könnten nicht in gleich vielen Zeilen engliſch gegeben werden:

> Si, niſi quae forma poterit te digna videri,
> Nulla futura tua eſt; nulla futura tua eſt.

Da dieſes eine kleine Aufgabe nicht bloß für deutſche Dichter, ſondern auch für Dichterinnen, die wohl hierin vorzüglich Rückſicht verdienen, ſeyn ſoll: ſo will ich den Sinn jener Zeilen, umſchrieben, herſetzen, in der ſichern Ueberzeugung, daß

vorzüglich die Dichterinnen, wenn ſie ihn einmahl gefaßt haben, auch den nächſten Weg vom Herzen zur Sprache, den ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, ſelten verfehlen, hier am ſicherſten finden werden. Es war ja eine Geſchlechtsverwandte die den Gedanken hatte, und alle ſind Erbinnen irgend einer kleinen Verlaſſenſchaft dieſes verewigten Mädchens.

Sappho ſagt oder will ſagen; Phaon! Wenn nur Die, die Deiner durch Schönheit würdig wäre, die Deinige werden kann: ſo kann nie eine die Deinige werden. — Dieſes iſt der Sinn, die Materie; die Form iſt in der Schmelzung zu Proſe größtentheils verloren gegangen. Für unſere Dichter bedurften die Zeilen keiner Erläuterung, für die Dichterinnen wird ein Wink von ihrem Phaon oder ſelbſt ein Blick auf

ſein Bild, hinreichen, dem zerfloſſenen Ausdruck der Empfindung wieder die dichteriſch-metriſche Naturform, Cryſtalliſation möchte ich ſagen, wieder zu geben, die von Ewigkeit her immer einerley war und es auch fernerhin ſeyn wird. Getändelt hat Ovid, ſeiner Gewohnheit nach, auch hier ein wenig. Aber wer in aller Welt tändelt nicht in dieſen Dingen zuweilen, auch ſelbſt wenn er es ernſtlich meint? Auch dieß iſt ja Natur. Ich ſollte denken, wenn nur die Empfindung, die der Tändeley zum Grunde liegt, richtig, wahr, ſtark und deutlich aus dem Herzen ſtammt, ſo adelt ſie leicht jeden Ausdruck, zumahl wenn er dem Ohre ſchmeichelt. — Die Wiederhohlungen der Worte in der zweyten Zeile, ſo wie ſein berühmtes

Principium dulce eſt, ſed finis
amoris amarus.

gehören ganz zur Familie der Reime, und ſcheinen aus denſelben Anlagen unſeres Gemüthes zu ſtammen, die dieſen hernach in Umlanf gebracht haben. Nun wieder zur Geſchichte der Aufgabe.

Obgleich Dryden dieſes behauptet hatte, fanden ſich doch bald zwey engliſche Ueberſetzungen jener Zeilen ein, und zwar von demſelben Manne, einem gewiſſen Herrn Corbyn Morris. Ich ſetze ſie beyde hierher, weil die darin genommenen Wendungen, wegen der Verwandtſchaft unſerer Sprache mit der engliſchen, einen deutſchen Ueberſetzer vielleicht leiten kann. Die Ueberſetzung dieſer Ueberſetzungen wird man mir hoffentlich ſchenken.

(1)

If but to one, that 's equally divine,
None you'll incline to, you'll to
none incline.

(2)

If, ſave whoſe charms withequal
luſtre ſhine,
None ever thine can be, none
ever can be thine.

Wäre es alſo nicht einmahl der Mühe werth, zu verſuchen, ob wir es im Deutſchen nicht beſſer können? Denn ich zweifle ſehr, ob die engliſche Ueberſetzung dem großen Dryden Genüge gethan haben würde, der gewiß, als er ſeinen Ausſpruch that, etwas lieblicheres, wenigſtens gewiß etwas geſchmeidigeres verlangte, als dieſe engliſchen Zeilen. — Vor mehreren Jahren ſprach ich an einem Abend mit unſern ſel. Bürger über dieſes Drydenſche Problem. Es ſchien ihm zu gefallen, und ſchon am folgenden Mor-

gen ſchickte er mir nicht weniger als fünf Ueberſetzungen, wovon aber zwey durch vorſätzlichen Muthwillen mehr Parodien und Caricaturen, als ernſtlich gemeinte Ueberſetzungen waren, und in der That ſind die Verſe des Ovids ſehr geſchickt, allerley luſtige Schwänke zu veranlaſſen. Ich muß aber ſehr bedauern, daß ich das Blatt, auf welchem ſie von Bürgers eigener Hand geſchrieben ſtanden, und worauf ich überdieß nachher die wohlgerathenen Verſuche einiger hannöveriſchen Freunde, dieſe Verſe ins Franzöſiſche zu überſetzen, geſchrieben hatte, jetzt nicht auffinden kann. Ganz verloren glaube ich indeſſen nicht, daß es iſt. Doch muß ich zugleich zum Troſt künftiger Ueberſetzer anmerken, daß weder Bürger noch ich ganz mit der Arbeit zufrieden waren. Er hatte ſich nähmlich auch, wie der

Engländer, dem Zwange des Reims un-
terworfen. Das iſt aber unbillig. Wenn
ſich die deutſche Sprache mit der lateini-
ſchen hier meſſen ſoll, ſo müſſen beyde,
nach allen Geſetzen des rechtlichen
Zweykampfs, mit gleicher Armatur auf
dem Platze erſcheinen, und die deutſche
vergäbe ſich allerdings zu viel, wenn ſie
bey ihrer eigenen Wohlbeleibtheit noch
oben drein ihr Roß mit einem Geläute
behängen wollte, das deſſen Bewegungen
nothwendig erſchweren muß. — Alſo keine
Reime. Dieſe können auch, wie mich
dünkt, hier um ſo eher entbehrt werden, da
ja der ganze Ton dieſer Zeilen, der nicht
verfehlt werden darf, in einer dem Reime
ähnlichen Symmetrie der Worte beſteht.

Sollten ſich in unſerm Vaterlande Dich-
ter oder Dichterinnen finden, die durch Auf-
löſung des Drydenſchen Problems die be-

kannten Prätenſionen unſrer Mutterſprache von neuen zu begründen ſuchen wollten: ſo werden ja wohl die Herausgeber unſrer Muſen-Almanache den glücklichſten Verſuchen darunter, über deren Werth zu richten, ihnen, ſo viel ich ihrer kenne, Niemand die völlige Competenz abſprechen wird, ein Plätzchen in ihren Annalen einräumen. Viel Raum wird, bey ſolchen Richtern, nicht nöthig ſeyn. Zur Belohnung freylich habe ich weiter nichts zu verſprechen, als die, die gewöhnlich von dem fähigſten nur allein geſucht wird, den Beyfall der Kenner, und das Vergnügen, das mit Auflöſung jeder ſchwierigen Aufgabe immer verbunden iſt. Es iſt ja ohnehin bekannt genug, daß man zwar für gute Verſe am Ende Geld nehmen kann (das iſt ſehr billig), daß aber, ſo lange die Welt ſteht, ſchwerlich noch eine einzige gute Zeile des Geldes wegen iſt gemacht worden. O wenn der Lohn des Augenblicks nicht wäre, und erſt gerechnet werden müßte, wahrlich die Welt würde ſtille ſtehen!

22.

Verzeichniß einer Sammlung von Geräthſchaften, welche in dem Hauſe des Sir H. S. künftige Woche öffentlich verauctionirt werden ſollen.

(Nach dem Engliſchen).

Vielleicht gewährt nachſtehendes Verzeichniß einigen unſerer Leſer eine kurze Unterhaltung. Ich fand daſſelbe bey meinem Aufenthalt in England in einer Bibliothek auf dem Lande, wo es auf die hintern weißen Blätter eines Bandes von Swifts Werken von einer ſaubern Hand geſchrieben war. Unmittelbar unter obiger Aufſchrift ſtand in einer Parentheſe: in the manner of Dr. Swift (in Dr. Swifts Manier). Der Beſitzer der Bibliothek verſicherte, es ſey aus einem öffentlichen

Blatte genommen, und eine ziemlich tref≈ fende Satyre auf einen damahls verſtor≈ benen reichen aber unwiſſenden Naturalien≈ Artefacten≈ und Raritäten≈Sammler, der mit ungehurem Aufwand eine Menge des unnützeſten Plunders in ſeinem Cabinett aufgehäuft habe. Man habe ihn aus Spott Sir Hans Sloane *) genannt, und darauf zielten die Buchſtaben in der Aufſchrift, der Mann habe, wo er nicht irre, eigentlich Marlowe geheißen. Seine Sammlung habe zwar nicht die nachſtehenden Stücke, aber wirklich meh≈ rere eben ſo tolle enthalten, und darunter auch einige, womit er war betrogen wor≈ den, und womit, ſollte man denken, kein Kind hätte betrogen werden können, unter

*) Nach dem bekannten großen Manne, deſſen vortreffliche Sammlung die Baſis der jetzigen Naturalien≈Sammlung des Brittiſchen Mu≈ ſeums ausmacht.

andern eine Cocus-Nuß, welche in Schottland wild gewachſen; eine ſolide Kugel von einem neuen Metall, die nicht mehr wog, als ein gleich großes Stück Kork; die beyden Kugeln hingen wirklich an einer gleicharmigen Wage und balancirten einander. Der edle Beſitzer hatte nie bemerkt, daß der Wagebalken an der Seite des Metalls hohl, hingegen der andere ſolide oder gar mit Bley ausgegoſſen war. Der Schalk, der ihn mit dieſer Rarität betrogen hatte, war vorſichtig genug, den Wagebalken vortrefflich auszuarbeiten, und den Kork ſowohl als das Metall ſo an ihm zu befeſtigen, daß ſie ohne Feile und Zange nicht abgenommen werden konnten, um die Stellen zu wechſeln, oder ſie auf einer andern Wage zu wiegen. Außer dem ſoll die Zahl unnützen und dabey koſtbaren

Hausgeräthes über alle Maßen groß geweſen ſeyn.

Swift's niedrig comiſche Manier iſt, wie mich dünkt, ziemlich gut getroffen. Kenner der Producte dieſes ſonderbaren Kopfes werden wiſſen, daß Sr. Hochwürden nicht ſelten noch viel niedriger gedichtet, ja ſich ſogar ſehr häufig zu groben Unfläthereyen herabgelaſſen haben. Auch dieſe waren in dem Verzeichniſſe nachgeahmt, bleiben aber hier natürlich weg. Daß ich nicht bloß überſetzt, ſondern manches auf unſere Sitten und Gebräuche übergetragen habe, wird man mir gern vergeben. Denn was in dieſer Art von Witz ohne hinzugefügte Erläuterung keinen Eindruck macht, macht mit der Erläuterung gewöhnlich auch nur einen ſehr kümmerlichen. Vor allen Dingen muß man aber den Leſer bitten, nicht zu ver-

geſſen, daß der Aufſatz einige Tage nach dem Tode des unſinnigen Sammlers erſchien, von dem damahls in allen Geſellſchaften die Rede war. Das war die eigentliche Blüthezeit des Pflänzchens, das hier nur bloß elend aufgetrocknet erſcheint:

1) Ein Meſſer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt.

2) Ein doppelter Kinder-Löffel für Zwillinge.

3) Eine Repetir-Sonnenuhr von Silber.

4) Eine Sonnenuhr an einen Reiſewagen zu ſchrauben.

5) Eine ditto, welche Lieder ſpielt.

6) Eine Schachtel voll kleiner feingearbeiteter Patronen mit Pulver gefüllt, hohle Zähne damit zu ſprengen.

7) Eine Chaiſe *per ſe* (ſoll vermuthlich percée heißen). Wenn man ſich gehörig darauf ſetzt, ſo wird ein Duſch

mit Pauken und Trompeten gehört. Er ſchallt durch das ganze Haus. Ein Möbel für einen groſsen Herrn. Hat 100 Guineen gekoſtet.

8) Eine groſse Sammlung von porcellanenen Kammertöpfen, von zum Theil ſehr luſtigen Formen. — Die beyden letzten Artikel können eine Stunde vor der Auction hinter einer ſpaniſchen Wand, oder auch in einem Nebenzimmer probirt werden.

9) Eine Bettſtelle, in Form eines Sarges, ſchwarz gebeitzt, mit überzinnten Henkeln, nebſt 12 Gueridons für 12 Nachtlichter. Für Methodiſten und Bethſchweſtern.

10) Eine ditto Bettſtelle, ſich ſelbſt des Nachts darin in der Stube herum zu fahren.

11) Ein prächtiges Imperial=Bett, worin drey Großveziere an der Peſt geſtorben.

12) Eine vortreffliche Sammlung von Inſtrumenten, die Juden zu bekehren. Sie ſind meiſtens von polirtem Stahl, und das Riemenwerk von rothem Marocco. Zumahl iſt die große Peitſche ein Meiſterſtück der engliſchen Riemer=Künſte.

13) Ein vortrefflich gearbeitetes Modell von einem Leichen=Wagen, zwölf Leichen zugleich darin hinaus zu fahren.

14) Eine Flaſche mit Waſſer aus einem Stück Eis, welches im Jahr 1740 noch um Pfingſten auf der Straße gelegen. Es hat die ſonderbare und von keinem Phyſico noch bemerkte Eigenſchaft, daß es bey jedem kalten Winter, wenn man es hinaus ſetzt, ſich gleichſam ſeiner

Freyheit erinnert, und das Glas zer=
ſprengt. Der Selige hatte der Königl.
Societät eine Abhandlung darüber über=
reicht, ſie iſt aber wegen allerley Caba=
len nie gedruckt worden.

15) Ein goldner Trumpfzähler. Et=
was einziges in ſeiner Art. Er wird
wie ein Ring an den Finger geſteckt,
doch ſo, daß er über ein Gelenk zu
ſtehen kömmt. Wenn ein Trumpf ge=
ſpielt wird, biegt man den Finger ſanft,
ſo zeigt er die Zahl der geſpielten
Trümpfe ungefähr wie ein Schrittzähler
die Schritte.

16) Eine ganz vollſtändige Haus=Pulver=
mühle, worin jedermann ſein Schieß=
pulver ſelbſt verfertigen kann, und zwar
einen halben Centner auf einmahl. Sie
iſt ſo bequem eingerichtet, daß ſie unter
einem etwas großen Schreibtiſch, oder

auch unter einer etwas erhöhten Bettlade in Gang geſetzt werden kann. Der Pudel, der das Rad treibt, wird mit verkauft.

17) Ein aſtronomiſcher Vexir-Tubus, wenn ein Freund durchſieht und man drehet eine kleine Schraube, ſo bläſet er demſelben Pfeffer und Schnupftaback in die Augen. Iſt auch auf der Erde zu gebrauchen. Hierüber ſoll der Selige einmahl ein Paar Ohrfeigen bekommen haben.

18) Ein vortrefflicher Jagd-Tubus mit einem Flintenſchloß, wenn man die Gläſer heraus nimmt, welches mit einem einzigen Ruck geſchieht, (eigentlich werden ſie bloß in ihre Seitenbehälter geſchoben), ſo kann man kleine Vögel damit ſchießen.

19) Ein Barometer, welches immer ſchönes Wetter zeigt. Das Thermometer dabey zeigt Jahr aus Jahr ein eine angenehme temperirte Wärme.

20) Ein vollkommener Apparat von allerley Trauergeräthe für hohe Häuſer, als:

a) Ein ſchwarzes Billard mit weiſſen Schnüren und ſchwarz angelaufenen Nägeln beſchlagen, und rings umher mit Feſtons von weißem Cattun behangen. Die Glöckchen an demſelben ſind von Silber, aber mit ſchwarzem Sammet gedämpft.

b) Ein Dutzend Trauerwürfel ſchwarz mit weißen Puncten.

c) Ein Dutzend ditto für halbe Trauer, violet mit ſchwarzen Puncten.

d) Ein Vorrath von Lombre- und Tarok-Karten mit breitem ſchwarzem Rande, und andern bloß

ſchwarz auf dem Schnitt, ebenfalls für halbe Trauer.

e) Einige Dutzend Liqueur-Gläschen in der Form von antiken Thränen-Fläſchchen, zum Schnapſen bey der Leiche.

f) Ein anſehnliches Convolut von Recepten, faſt die meiſten Gerichte, als Suppen, Gemüſe, auch Gebackenes völlig unſchädlich ſchwarz zu färben, worunter auch eines, die Citronen und Zwieback bey der Leiche ſchwarz zu beitzen.

g) Ein vortreffliches, vollſtändiges Tafel-Service von Porcellan, wovon jedes Stück auf eine ſinnreiche Art auf den Tod anſpielt, welches alles hier zu weitläuftig wäre herzuerzählen. Nur eins anzuführen, ſo iſt zum Beyſpiel die Butterbüchſe

ein Todtenkopf, ſo natürlich und mit ſolcher Kunſt gearbeitet, daß man glaubt er lebe. Der Deckel, oder der obere Theil des Cranii, iſt, ſelbſt inwendig, ſo oſteologiſch richtig geformt, daß, wenn man den Kopf mit Butter etwas hoch anhäuft und den Deckel gehörig darauf drückt, die Butter völlig die Form des Gehirns annimmt, welches auf der Tafel, zumahl wenn man der Butter die gehörige Farbe gibt, ſchauderhaft ſchön ausſieht. Bey einem Verſuche, den der Selige einmahl damit machte, fielen, als er die Butter anſchnitt, einige Damen und Chapeaux in Ohnmacht, andere ſprangen vom Tiſche auf, und keiner, den Wirth ausgenommen, konnte von der Butter eſſen.

h) Eine bleyerne Eß=Glocke, während der Trauer zu läuten.

i) Mehrere ſchwarz emaillirte Halsbänder mit weißen Todtenköpfen, für die Jagdhunde.

k) Mehrere Masken für Perſonen, die nicht weinen wollen oder können. Sie ſind alle von den größten Meiſtern Englands gearbeitet, und von großer Schönheit, zwar blaß aber zum Entzücken, zumahl die Frauenzimmer=Masken. Die Thränen an denſelben ſind durchaus durch natürliche Perlen vorgeſtellt, worunter einige an den Masken für die nächſten Verwandten, von der Größe einer Erbſe ſind u. ſ. w.

21) Ein Suite von Kleidungsſtücken für ein Kind mit zwey Köpfen, vier Beinen und vier Armen, von der Wiege an bis

ins zwanzigſte Jahr. Ein wahres Meiſterſtück der Schneiderkunſt. Sie können auch zur Probe von zwey einzelnen Menſchen angezogen werden, welches, zumahl in gemiſchter Geſellſchaft, zu drolligen Scenen Anlaß gibt.

22) Eine Sammlung von vortrefflichen Formen, Drittel- und Zweydrittel-Stücke zu gießen, nebſt einem Centner Metall dazu. Dieſer Artikel wird um der Delicateſſe der Käufer zu ſchonen, im Dunkeln verauctionirt und im Dunkeln abgeliefert. Das dafür zu entrichtende Geld wird von dem Auctionator bey einer Diebs-Laterne in einem Winkel gezählt. Er iſt ein Mann von Ehre.

23) Einige Flaſchen Lappländer Achtundvierziger. Im Engliſchen ſteht: ſome bottles of Iceland-Madeira (einige Flaſchen von Isländiſchem Madeira).

24) Eine ganze Sammlung von theils verbothenen theils ſehr verrufenen Büchern mit Kupferſtichen von großer, obſcöner Schönheit. Sie ſind ſämmtlich in ſchwarzen Corduan mit goldenem Schnitt gebunden, zum Gebrauch der Jugend zu Eton und Weſtmünſter *), ſich in der Kirche damit zu amüſiren.

25) Ein höchſt merkwürdiges Stück. Eine kleine mit unbeſchreiblicher Kunſt gearbeitete Maſchine das concubinium (ſoll wohl heißen connubium oder commercium) animae et corporis zu erklären. Die Walze, welche alles in Bewegung ſetzt, hat drey verſchiedene Stellungen für die drey bekannten Syſteme; eine

*) Der Ueberſetzer hat es nicht wagen wollen, die Nahmen dieſer berühmteſten Schulen Englands mit deutſchen zu vertauſchen, ſo leicht es auch ſonſt geweſen wäre.

für den phyſiſchen Einfluß, eine für die gelegenheitlichen Urſachen, und eine für die vorherbeſtimmte Harmonie. Doch hat die Walze noch Raum für zwey bis drey andere; nur müſſen ſie einen Leib und eine Seele ſtatuiren, doch könnte im Fall der Noth die Seele auch heraus genommen werden. Der Leib an dieſem koſtbaren Werke iſt von viel mehr als halbdurchſichtigem Horn gearbeitet, und etwa vier bis fünf Zoll lang. Die Seele aber, nicht größer als eine große Ameiſe, iſt ganz, Flügelchen und Alles, von Elfenbein, nur iſt ihr linkes Beinchen etwas ſchadhaft. Die Bewegung wird der Maſchine durch keine Kurbel mitgetheilt (man würde ſie damit zerreißen), ſondern durch ein Paar kleine Windmühlen-Flügel aus der

feinſten Goldſchläger-Haut, gegen welche mit einem dazu gehörigen und in einiger Entfernung von der Maſchine befeſtigten ſo genannten doppelten, ſtäte fortblaſenden Blaſebalg (follis *infinitus*) geblaſen wird, durch dieſe Flügel wird eine Schraube ohne Ende (cochlea *infinita*) gedreht, welche alles in Bewegung ſetzt.

26) Die Peinliche Halsgerichts-Ordnung (im Engliſchen ſteht die Habeas Corpus Acte) von dem Seligen ſelbſt in Muſik geſetzt. Es iſt die vollſtändige Partitur mit Pauken und Trompeten. Bey einigen Paſſagen enthält das Accompagnement ſogar Canonen-Schüſſe. Sonſt hat hier und da auch die Maultrommel Solo.

27) Einige Formen, Petrefacta zu machen. Das Recept zur Maſſe iſt dabey. Auch

ein Vorrath von Pectiniten, Terebratuliten, Ammonshörnern u. ſ. f., auch ganz neu erfundenen Muſcheln, die damit verfertigt worden: ſie laſſen alle völlig antik.

28) Das ſeltenſte Stück, nicht allein in dieſer Sammlung, ſondern vielleicht in der ganzen Welt, nähmlich ein Stück echten Granits, worin ein metallenes *Aleph* ſo feſt ſteckt, daß es durch Menſchenhände unmöglich hinein gekommen ſeyn, ja, ohne das Ganze zu zertrümmern, auch nicht dadurch heraus gezogen werden kann. Alle, die es ſehen, bekennen einſtimmig, daß es zum Bücherdruck gedient habe. Der Selige hat es von einem vornehmen Herrn, der ſeine Länder auf dem Berge Libanon hat, für eine große Summe gekauft.

29) Eine prächtige Staats = Caroſſe mit vieler Vergoldung. Hoch über dem Kutſcherſitze iſt ein prächtiger Spiegel angebracht, der gegen die Ebne, worauf die Kutſche ſteht oder geht, unter einem Winkel von 45° nach der Kutſche zu geneigt iſt. Hinten über der Kutſche correſpondirt ihm ein ähnlich liegender, aber entgegengeſetzter. Durch dieſes prachtvolle Polemoſcop wird der Kutſcher in den Stand geſetzt, auf dem Bocke ſogleich zu ſehen, ob ſich Jemand hinten aufgeſetzt hat. Iſt dieſes der Fall, ſo ſtampft er nur mit dem Fuß auf eine Feder, und der Paſſagier bekömmt ſogleich einen derben Stoß gegen das Sitzfleiſch, ſo daß er nicht leicht wieder kömmt.

30) Ein Geſpann Pferde, denen der Verſtorbene das Maculaturfreſſen beyge=

bracht hat. Ein Artikel für Buchhändler und Verleger.

Wir brechen hier ab, damit nicht dieſer gelehrte Artikel, wenn er noch mehr Ausdehnung erhält, am Ende gar den ganzen Taſchen-Kalender in Pferde-Futter verwandelt.

23.

Rede der Ziffer 8

am jüngſten Tage des 1798ſten Jahres im großen Rath der Ziffern gehalten.

(Die Nulle, wie gewöhnlich, im Präſidenten-Stuhl).

Inhalt.

Anfang; die Rednerinn ſpricht viel von ſich; wird ausgelacht; ereifert ſich; Lobrede auf die Nulle; Decimal-Syſtem; Touloner Flotte; Berg Sinai; die Nulle wird roth; Erſter Tag des XIXten Jahrhunderts; Beſchluß; Ende.

Durchlauchtigſte Nulle,

Großgütigſte Präſidentinn und Stellvertreterinn Unſer Aller,

Allerſeits, nach angeſtammter Ungleichheit, höchſt zu verehrende Mitſchweſtern,

9, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1. *)

Morgen wird der Tag ſeyn, an welchem ich in unſerem geheimen chronologiſchen

*) Daß nachſtehende Rede, ſo gar mit Aeußerungen der Zuhörer dabey, ſchon jetzt (im Julius 1798), alſo faſt ein halbes Jahr vorher, ehe ſie gehalten worden iſt, abgedruckt erſcheint, würde nicht leicht Jemand unter unſern Leſern, der zugleich Zeitungsleſer iſt, wunderbar finden, ſelbſt wenn ſie, als von Menſchen vor Menſchen gehalten vorausgeſetzt würde. Hier aber ſprechen bloße arithmetiſche Weſen zu arithmetiſchen Weſen, deren Geſchichte einer reinen Behandlung a priori nach ewigen Geſetzen unſerer Natur um ſo mehr fähig erachtet werden muß, als man ſogar dieſe Methode nicht ohne Glück in unſern Tagen ſelbſt auf unreine, empyriſche historica und phyſica anzuwenden verſucht hat.

Ausſchuß die Bank der Einer auf zehn Jahre verlaſſen, und morgen über ein Jahr (tiefer Seufzer) der, an dem ich die der Hunderte wieder beſteigen werde, auf der ich nun ſeit vltimo Decembris 899 nicht geſeſſen habe. Ihr werdet mir alſo verſtatten, theuerſte Mitſchweſtern, daß ich, ehe ich meine Stelle im geheimen Ausſchuß der Schweſter Neune, übertrage, ein paar Worte zu Euch rede, wozu mir einige Vorfälle während meines Sitzes auf dieſer Bank Veranlaſſung gegeben haben, und worüber es in dem Jahre, das morgen ſeinen Anfang nimmt, vielleicht noch oft zur Sprache kommen möchte.

Ich finde zwar in den Annalen des chronologiſchen Ausſchuſſes kein Beyſpiel, daß je von irgend einer Schweſter bey ähnlichen Gelegenheiten öffentlich im großen

Rath wäre geſprochen worden. Ja ich erinnere mich noch ſehr wohl, ob es gleich 1000 Jahre her ſind, daß ich ſo gar am erſten Jänner, 800, an dem Tage, da ich die Ehre hatte, zum erſten Mahl in Centgräflicher Glorie im Ausſchuß zu ſitzen, nicht zu Euch geredet habe. Aber, geliebte Mitſchweſtern, tempora mutantur. Die 8, die das neunte Jahrhundert beherrſchte, iſt nicht mehr die, die das neunzehnte beherrſchen wird; in 1000 Jahren läßt ſich wohl was lernen. O ich habe es hundert Mahl bereuet, daß ich am letzten December 1789, als ich mich von der Bank der Zehner zurückzog, nicht Manches über den Fall der alten Baſtille und der alten Philoſophie, der ſich unter meinem praeſidio ereignete und mir ſchwer auf dem Herzen lag, gleich damahls declarirt habe. Gottlob

aber, es kann mir, als der ſichern Erbinn des Vorſitzes der Hunderte im nächſten Jahrhunderte nicht an Gelegenheit fehlen, nachzuhohlen, was ich verſäumet habe, nähmlich zu erweiſen, daß Baſtilen und Philoſophien geboren werden und ſterben und wieder geboren werden und wieder ſterben, ſo wie mutatis mutandis, ihre Erbauer und ihre Erfinder. (Hier Geräuſch). O! ich verſtehe Euch wohl. Ihr ſcheint es nicht zum Beſten zu nehmen, daß ich, als bloße Mitſchweſter, und weder die höchſte noch die geringſte unter Euch, es zuerſt wage, Schlüſſe zu machen und von Rechenſchaft zu ſprechen. Schlimm genug für Euch. (Gemurmel). Doch damit ihr ſeht, daß ich meinen Werth kenne, und meinen Stammbaum ſtudirt habe; ſo müßt Ihr allerdings wiſſen: ich bin unter Euch allen Erſtens

die vollkommenſte gerade Zahl (große Stille); bin zweytens unter Euch allen der einzige wahre Würfel (ſpöttiſches Lächeln von der Präſidentinn und der Eins); beſtehe drittens aus zwey gleichen Quadraten (die Präſidentinn lächelt fort); bin viertens, was das Sonderbarſte iſt, zugleich der Würfel der Zahl, deren doppeltes Quadrat ich bin; und dieſe Zahl iſt, fünftens, die ewige unverwerfliche Schiedsrichterinn über alles Gerade und Ungerade im unermeßlichen Reiche der Zahlen von Vorn und von Hinten in alle Ewigkeit. (Spötttiſches Amen! von einigen; tiefe Verbeugung der Schweſter Zwey). Daher mich auch, ohne Ruhm zu melden (heimliches Gickeln), die gütige Natur nach ihrer anbethungswürdigen, ewigen Weisheit

im Range der arithmetiſchen Größe, zwiſchen Dich, Quadrat aller guten Dinge, hochverehrliche Neune *) und dich hochwürdige apokalyptiſche Sieben, von Ewigkeit her geſtellt hat. Ja, wenn ich alles dieſes zuſammen nehme, ſo fühle ich mich kühn genug, gerade heraus zu ſagen, daß keine unter Euch allen, in Rückſicht auf Naturgabe, ſich mit mir meſſen kann, als unſere erhabenſte Präſidentinn, die Nulle. (Lautes Gelächter. Sehr naiv, riefen einige; ſehr wahr, andere; und eine hatte ſogar die Verwegenheit, *ancora* zu rufen. Dieſes brachte die Rednerinn ſichtbarlich auf und ſie fuhr mit einiger Heftigkeit fort:)

*) Die Rednerinn ſpielt hier offenbar auf das deutſche Sprüchwort an: aller guten Dinge ſind Drey.

Pfuj ſchämt Euch! Iſt das eine Aufführung für ganze Zahlen? Oder befinde ich mich vielleicht unter einer Rotte nichtswerther Decimalbrüche, wovon man unendliche Reihen wegwirft, und am Ende den ganzen mächtigen Verluſt mit einem Paar Pünctchen oder einem et cetera erſetzt? (Große Stille, weil man wohl fühlen mochte, daß man mehr die Präſidentinn, als die Achte beleidigt hatte). Und ſagt mir, was iſt denn Lächerliches darin, daß ich mich neben der Nulle wichtig dünke? Kennt Ihr wohl die wahrſcheinliche Gränze des menſchlichen Lebens? Was für Ziffern hat denn die allgütige Natur auserſehen dieſe Gränzen zu beſtimmen? Habt ihr wohl von einem Buche gehört, worin es heißt: wenns hoch kömmt, ſo ſinds achtzig? Und wie ſchreibt

man dieſe Achtzig? Wie? — O! es ſollte mir ein Leichtes ſeyn, Euch mit drey Worten zu Jacobinern zu machen. Ich thue es aber nicht, und werde bloß zeigen, daß Euer Mangel an Reſpect gegen unſere Präſidentinn ſich allein auf Eure Ignoranz gründete. Erlaube mir alſo, erhabene Nulle, Präſidentinn unſeres Raths, Kreis, Kugel, Bild der Ewigkeit, Schöpferinn und Erbinn des Chaos, oder wie du ſonſt genannt ſeyn willſt, daß ich, ehe ich zum Hauptvortrage meiner Angelegenheiten komme, ein paar Augenblicke, einigen dieſer Elenden zu Liebe, bey Deinem Verdienſt verweile. Sagt, Spötterinnen, war es nicht die Nulle, die die Jahre zählte, ehe noch Zeit und Zahl waren, und dann wieder zählen wird, wenn dieſe nicht mehr ſeyn werden? Fand nicht Shakeſpear, der groſze Allfühler,

ſelbſt das Zeichen der Nulle ſo wichtig und ſo ehrwürdig, daß er ſogar die Welt damit bezeichnete, und die Schaubühne, die ſeine Privat-Welt war? Wäre er ein Deutſcher geweſen, ſo würde er ſicherlich jetzt ſein Vaterland dankbar ebenfalls damit bezeichnen. War Sie es nicht, die den großen Gedanken faßte, die 1 zur 10, 100, 1000 ꝛc. zu erheben, und dann, durch eine leichte Schwänkung, wiederum zu 0, 1; 0, 01; 0, 001 ꝛc. zu erniedrigen, wie man eine Hand umwendet. Wahrlich das Größeſte, was je in der Welt, im Felde ſowohl als auf dem Papier, durch Schwänkung ausgerichtet worden iſt, und überdieß ſo ſchwanger an Betrachtungen über Größe und Hinfälligkeit menſchlicher Dinge, deren Werth oft bloß von Schwänkungen einiger Nullen abhängt, daß, theuerſte Mitſchweſtern, (ſo nenne ich Euch

ſchweſterlich wieder, da ich Zeichen der Rührung bey Euch bemerke) daß, ſage ich, die Zeit meines Aufenthaltes auf dieſer Bank, ja, daß die ganze Zeit, die ich hier geſeſſen habe, zu kurz ſeyn würde, alles zur Geburt zu bringen. So wurde die Nulle endlich Schöpferinn des großen Decimal-Syſtems, und der großen Zehnfingrigkeit, die, wenn nicht Admiral Nelſon, der bekanntlich nur fünf Finger hat *), den Lauf der Thaten hemmt, ſich mit ihren zehn Fingern alles unterwerfen wird. Denn ihr müßt wiſſen, daß die große Nation, die ihre Freyheit mit 581 Schlachten **), wovon 580 auf der Erde, und eine über den Wolken vorgefallen iſt, erkauft hat, die Ebnerinn der mächtigſten Thronen,

*) Er verlor einen Arm bey Teneriffa.

**) Genius der Zeit. Juny 1798. S. 252.

die Durchſtecherinn der Landenge von Suez, die Abgleicherinn durch Ungleichheit und die Käuferinn des mit Geld Unerkäuflichen; daß, ſage ich, dieſe Nation dieſes Decimal-Syſtem mit der ihr eignen Kraft und Barſchaft an Thaten unterſtützt, und mit dem Feldgeſchrey: Friede dem Einmahl Eins, und Krieg allen Tafeln, Sonnenuhren und Zifferblättern der ganzen Welt, von Weſten nach Oſten zieht. O! wie habe ich während meines Präſidiums auf der Einer-Bank oft gelächelt, wenn man von Bonaparte's *) geheimen Abſichten ſprach und die hauptſächlichſte darunter vergaß, nähmlich:

*) So, und nicht Buonaparte muß man ſchreiben. Er ſelbſt ſchreibt, wie ich höre, ſeinen Nahmen ohne u, auch fehlt das u unter dem ihm ähnlichſten Porträt. Anm. d. Herausg.

den Berg Sinai zu erobern, eine Druckerey auf demſelben anzulegen, und ſo das Decimal-Syſtem über die ganze rechnende Welt zu verbreiten. Der Gedanke hat in der That etwas Großes *). Denn erſtlich iſt das der Berg, auf welchem bekanntlich das erſte Decimal-Syſtem auf ſteinernen Tafeln gedruckt worden, das daher Gottlob! auch ſo ziemlich Eingang gefunden hat; zweytens beweiſt es eine gewiſſe Erkenntlichkeit der großen Nation, die allerdings jenem Berge eine Art von Satisfaction ſchuldig war, da bey ihr, zugleich mit der Einführung der neuen Decimal-Maße, manche Hauptartikel jenes alten Syſtems gleichſam abolirt worden waren. Wie ich höre, ſo

*) Man ſagt, ein Citoyen circoncis habe ihn zuerſt gehabt.

wird mit dem neuen Sinus-Tafeln der Anfang gemacht werden, und in der großen Univerſal-Orographie der Berg künftig ſeinen Nahmen von dieſer Stiftung erhalten, wiewohl man der Schwachen wegen ihn einige Zeit bloß mit *Mons Sin*: bezeichnen wird, das jedes Herz leſen kann, wie es will, *Sinai* oder *Sinuum* *). Doch ich fühle, ich verliere mich in der Erzählung Deiner Thaten und deines Werthes, große erhabene Nulle, ſinnliches Bild des unabbildlichen Nichts. Wo würde ich ein Ende finden in dir, dem unerſchöpflichen Thema von Tauſenden. Ich ermüde. Doch erlaube mir, nur noch einige Minuten deinen bürgerlichen Verhältniſſen in tiefſter Ver-

*) Ein Gerücht, daß zu Paris eine eigene Commiſſion niedergeſetzt ſey, die verba irregularia abzuſchaffen, um der Welt das Conjugiren zu erleichtern, bleibt bis dato unverbürgt.

ehrung zu weihen. Warſt du es nicht, Citoyenne, die ſeit jeher deutſches Verdienſt, wenn alles fehlte, aus deinem unerſchöpflichen Vorrathe belohnteſt, den hungrigen Dichter bald mit deinem runden Ambroſia-Zwieback labteſt, bald in die leere Taſche des Lotto-Spielers und des tief ſpeculirenden Kaufmanns, weiß, klar und rund, tröſtend hinab perlteſt. Warſt du es nicht, die allein den Armen nicht verließ und bar übrig blieb, wenn Alexander, Tamerlan, der Coſacke Pugatſcheff und der Zigeuner Gallant, oder ſonſt noch älteres oder neueres Geſindel, Alles, Häuſer, Schiebladen und Börſen, *à jour* gefaßt, zurückließen? (Die Präſidentinn verhüllt ſich und glüht ſchamroth durch den Schleyer durch, wie der volle Mond bey einer Total-

Verfinſterung. Die Rednerinn bemerkt es, und geht zu einem neuen Gegenſtand mit einer tiefen Verbeugung über).

Theuerſte Mitſchweſtern, ich komme nun, (indem ſie ſich die Augen wiſcht), da ein großer Theil der Zeit, die ich zu reden hatte, verſtrichen iſt, nach Redner-Art, geſchwind zur Hauptſache. Ob ich eben ſo geſchwind darüber hingehen werde, hängt von der Zeit ab. Ihr wißt, ich rede in der Geſpenſterſtunde. Schlägt die Glocke zwölf — weg bin ich. Ich habe ſowohl aus dem Reichs- als allgemeinen literariſchen Anzeiger, und noch aus einigen andern Anzeigern, und darunter ſo gar einigen engliſchen, mit Verwunderung erſehen, daß man in der Chriſtenwelt über die Gränzlinie des achtzehnten und neun-

zehnten Jahrhunderts eine Art von Streit führt, der mit dem über die Rheingränze einige Aehnlichkeit hat; nur mit dem Unterſchiede, daß die eine Partey ganz auf dem rechten, die andere ganz auf dem linken Ufer beſteht. An eine Mittel-Linie iſt noch nicht gedacht worden. Das hätte auch noch gefehlt. Ich will mich erklären. Ihr wißt, morgen über ein Jahr beſteige ich die Bank der Hunderte, und unſere Präſidentinn iſt, trotz ſo vieler diplomatiſchen Geſchäfte, die ſie in der Welt jetzt zu dirigiren hat, entſchloſſen, das Präſidium auf der Bank der Zehner und nebenher der Einer als Filial zu übernehmen, das iſt, wir werden 1800 ſchreiben. Morgen über zwey Jahre tritt ſie die niedrigere Stelle von beyden der Eins, die mit ſo vielem Ruhme die allerhöchſte ſeit 800 Jahren begleitet hat,

zum Filial ab, und wir werden 1801 haben. Die Frage iſt nun, wann und an welchem Tage ſollen Perſonen, die viel auf Geburtstags-Schmäuſe halten, den Geburtstag des neunzehnten Jahrhunderts feyern? An dem Tage, an welchem ich auf die Bank der Hunderte trete, oder (nach dem ich dieſe ein Jahr beſeſſen habe), an dem Tage, da die Eins das Geſchäft der Einer übernimmt? Kürzer: am 1ten Jänner 1800 oder 1801? Ihr ſeht deutlich, daß mich dieſer Streit nothwendig ſehr intereſſiren muß. Mein ganzes erſtes Regierungsjahr mit Hunderter-Rang ſteht auf dem Spiel, und iſt gerade die Strom-Breite, um welche geſtritten wird. Keine Kleinigkeit für den, der zu Herzen nimmt, daß es hier auf die Frage ankömmt: ob jenes, mein erſtes Jahr, den jämmer-

lichen Nachtrab eines alten Jahrhunderts machen, oder die Anführerinn eines neuen ſeyn ſoll, das mit verjüngter Glorie ſeinen Einzug in die ſtaunende Welt nehmen wird. Bedenkt, Mitſchweſtern, die Anführerinn des neunzehnten, alſo des Jahrhunderts, das vermuthlich die Zahl der Planeten verdoppeln, und die der Trabanten und der Metalle vervierfachen wird; des Jahrhunderts, worin vermuthlich die Luftſchlachten der Völker ſich zu den Land= und Seeſchlachten wie 580 zu 1 verhalten werden, ſo daß die Zeitungsſchreiber, von Paris bis Hamburg, ſie mit hundertfüßigen Teleſkopen aus dem Contor ſelbſt beviſiren, bephantaſiren und als Augenzeugen beſchreiben können; und worin man die hoch vorüber ſauſenden Helden und ihre Sänger wie Raubvögel und Lerchen aus der Luft

ſchießen wird. O! und des Jahrhunderts, das gewiß die Ehre haben wird, die Früchte einer neuen Wiſſenſchaft, ich meine der mit großem Geld- und Blutaufwand eröffneten, neufränkiſchen Experimental-Politik, entweder einzuernten, oder, als hienieden unreifbar, zum Dünger für Etwas minder utopiſches wieder unterzupflügen. Das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, daß wahrſcheinlich mein Antrittsjahr 1800 noch an das vergangene wird abgeliefert werden müſſen. Hierüber muß ich mich erklären (ſieht nach der Uhr und fängt an geſchwinder zu reden).

Ihr wißt allerſeits, daß im 6ten Jahrhundert zu Rom ein kaum vier Fuß hoher Abt lebte, der, wo ich nicht irre, aus Scythien ſtammte. Er hieß Dionyſius, und wegen ſeines geringfügigen

Körpers, der **kleine** (*exiguus*). Dieſer **kleine** Mann hatte zuerſt den **großen** Einfall, unſere Jahre nach der Geburt Chriſti zu zählen, das iſt, unſere jetzige Zeitrechnung zu ſtiften. So viel ich weiß, iſt ſein Geiſt nie gemeſſen worden, allein das weiß man mit vieler Zuverläſſigkeit, daß er ſich im Jahr der Geburt Chriſti wohl geirrt haben möge, praeter propter um etwa vier Jahre. Doch darauf kömmt hier nichts an. Genug, ſeine Zeitrechnung, wahr oder falſch, gleich viel, fand Beyfall, und dieſer mächtige Epochen-Stamm wuchs auf chriſtlichem Boden ungeſtört fort, trotz der vielen kleinen Schmarotzer-Epochen, die ſich an denſelben hier und da angeſetzt haben und noch immer anſetzen. Allein Jammer Schade iſt, daß noch ſo gar geſtritten wird, wie eigentlich der **kleine Dionyſius** ge-

rechnet habe, ob er, weil Chriſtus nicht auf den erſten Jänner geboren worden iſt, ſondern vorher, und die eigentliche Incarnation noch weiter in das Jahr der Geburt zurückfiel, das Jahr der Geburt und der Incarnation ſelbſt das erſte Jahr genannt habe, oder das Jahr nach dieſem Geburts- und Incarnationsjahre. Dieſe Schwierigkeit iſt ſo groß (denn Kleinigkeiten aufs Reine zu bringen, hat oft groſse Schwierigkeiten), daß ein zweyter Dionyſius, der tauſend Jahre nach jenem kam, kein winziger vier Fuß hoher Abbé, ſondern ein derber Sechs-Füßer von einem franzöſiſchen Jeſuiten, Nahmens Dionyſius Petavius, der, ob er gleich im 16ten Jahrhundert zu Orleans und Paris ſichtbar herumwandelte, im Geiſt größtentheils in den alten Zeiten ſpükte, ſie ſo groß fand, daß er anfangs

nicht recht mit ſich ſelbſt eins darüber werden konnte; ſich einmahl ſo gar ſelbſt widerſprach, doch aber am Ende bewies, wir zählten, wenn wir Dionyſiſch zählen wollten, jetzt wirklich falſch, und müßten eigentlich bisher ſchon 1799 gezählt haben, da wir 1798 zählten. Doch dieſes nur im Vorbeygehen, und zum Beweis einer Unſicherheit in dieſen Rechnungen, die wenigſtens dazu dienen kann, eine andere zu entſchuldigen.

Ihr werdet, theuerſte Mitſchweſtern, allerſeits geſehen haben, daß die Zweydeutigkeit, von der ich ſo eben geredet habe, den Gränzſtreit der Jahrhunderte gar nichts angeht. Genug, wir zählen Jahre, ob ſcharf Dionyſiſch oder nicht, das iſt nun gleich viel. Es wäre lächerlich, zumahl ohne eine Armee von 300000 Mann, ſich jetzt noch einem ſo alten

chriſtlichen Gebrauche durch ſolche Fineſſen zu widerſetzen und die Ordnung der Dinge zu ſtören. Es ließe außer dem ja, als wenn unſere Erfindungskraft ſo erſchöpft wäre, daß wir gar nichts weiter erfinden könnten, als neue Meilen, neue Thermometer-Skalen und neue Schmarotzer-Epochen. (Hier Etwas Gemurmel von *Mons Sin*: und Uhrziffer-Blättern. Die Rednerinn hört es, fährt aber ruhig fort). Mit einem Wort, wir zählen Jahre nach Tauſenden, nach Hunderten u. ſ. w. So bald wir aber dieſes thun, ſo müſſen wir auch offenbar, um die Hundert voll zu machen, die Hundert ſelbſt nicht fehlen laſſen. Wo nach Hunderten gezählt wird, macht die Hundert ſelbſt den Beſchluß. So wäre alſo das Jahr, das nun in wenigen Minuten zu Ende gehen wird,

das 1798ſte nach Chriſti Geburt geweſen, folglich fehlen noch zwey, um das Hundert voll zu machen, und der Geburtstags-Schmaus des neunzehnten Jahrhunderts muß gefeyert werden: am 1ſten Jänner 1801. Alſo das erſte Jahr, worin ich auf der Bank der Hunderte erſcheine, iſt wirklich (man bemerkt ein Zittern in der Stimme) der Nachtrab des vergangenen Jahrhunderts, und ich muß mich damit tröſten, daß ich, in rangmäßiger Verbindung mit der Schweſter Eins, die Ehre habe das 18te Jahrhundert endlich einmahl mit voller Zahl zu beſiegeln, welches bisher immer mit einer 17 und Decimal-Brüchen des Säculums geſchehen iſt. Da ich dieſes mir von der Vernunft übergebene Siegel ein ganzes Jahr noch als Bürgerinn des 18ten Jahrhunderts führen werde:

ſo hoffe ich auch damit ſelbſt die bruta, die bisher nicht begreifen konnten, warum das 18te Jahrhundert mit einer 17 bezeichnet wurde, zu überzeugen, daß wir bisher im 18ten Jahrhundert gelebt haben. Der Gerechte erbarmet ſich auch ſeines Rindviehes. Ihr erkennt nunmehr, theuerſte Mitſchweſtern, hieraus meine Unpartheylichkeit. Ja (ſich ermunternd) mit Freuden lege ich die ſchimmernde Krone, die mir bey meiner Erhöhung gereicht wurde, in das Grab des hingeſtorbenen Jahrhunderts. — Indeſſen ſollte es mich nichts weniger als betrüben, wenn die Geburtstags-Schmauſer auch den erſten Tag meiner Erſcheinung (1. Jan. 1800), an welchem ſich Millionen Hände zu einem neuen Zuge gewöhnen müſſen, und ſich mit kalligraphiſchem Wonnegefühl gewiß, wiewohl nicht ohne unzählige

Schnitzer, endlich gewöhnen werden, auch ein wenig feyerten. Denn ſo würden ja (ſie lächelt in ſich ſelbſt hinein), was die Welt immer liebt, der Schmaus-tage, ſtatt eines, zwey (frohes, jovialiſches Lächeln von allen Seiten). Ja, wo ich nicht ſehr irre, ſo iſt gerade jener neue Datums-Zug wohl hauptſächlich Urſache, warum über die Frage geſtritten wird, und eben deßwegen ſchon eines kleinen Präliminär-Schmauſes, vor dem großen Definitiv-Schmauſe, werth.

Indeſſen aber, theuerſte Mitſchweſtern, ſo ſehr ich auch alte, ehrwürdige Gebräuche reſpectire, und überzeugt bin, daß ſich unſer chriſtliches Jahrhundert erſt mit dem 1ſten Jänner 1801 anfange, ſo kann ich Euch doch unmöglich verhehlen, daß es auch Gründe gibt, die entgegengeſetzte

Meinung zu vertheidigen, wiewohl ich ſehr gern zugebe, daß dieſe Gründe eben nicht gerade die ſeyn mögen, womit ſie von ihren gewöhnlichen Anhängern vertheidigt wird.

Es iſt nähmlich gewiß 1) daß unſere gegenwärtige, wahr oder fälſchlich ſo genannte Dionyſiſche Epoche ſich von der Beſchneidung Chriſti und weder von ſeinem Geburtstage, dem 25ſten December, noch von dem Incarnationstage desſelben anhebt, einem Tage, der hierbey ſo wichtig gehalten wurde, daß die Engländer bis 1752 ſo gar ihr Jahr von demſelben zu zählen anfingen, und noch bis jetzt ſpielt dieſer Tag (der 25ſte März, *Lady-day*, Maria-Verkündigung) unter ihnen, bey Mieth-Contracten u. d. gl. ſeine Rolle. Alſo fällt weder der Geburts- noch der Incarnationstag an den Anfang unſerer jetzt recipirten

Epoche. Sondern beyde Tage, auf die doch alles ankömmt, fallen in das Jahr vorher, und folglich zählen wir, im ſtrengſten Verſtande, nicht Jahre nach dem Geburts- und Incarnations-Tage, ſondern nach dem Geburts- und Incarnations-Jahr Chriſti. 2) Iſt wohl ganz außer allem Zweifel, daß wir nicht vergangene, ſondern laufende Jahre zählen. Unſer gewöhnlicher Ausdruck, anno 1, anno 1000, anno 1798 zeugt, ſo wie der lateiniſche Ausdruck: anno *poſt Chriſtum natum primo*, *milleſimo* etc. daß man, im bürgerlichen Leben, nicht vergangene Jahre zählet, ſondern laufende. Man datirt Briefe nach dem laufenden Jahre, ſo wie nach dem laufenden Monathstage. Bezeichnet aber jener Ausdruck bloß Jahre nach dem Geburts- und Incarnationsjahre, wie ſoll man denn dieſes

Geburts- und Incarnationsjahr ſelbſt bezeichnen? Doch wohl nicht mit dem Nahmen des erſten Jahres vor der Geburt und Incarnation? Dieſes wäre ja eben ſo widerſinnig, als es das erſte nach derſelben zu nennen. Es bleibt alſo nichts übrig, als, da unſere Jahrrechnung mit einem erſten Jänner anfängt, vor welchem die Geburt und Incarnation Chriſti liegt und liegen muß, das ganze Jahr der Begebenheit ſelbſt mit o zu bezeichnen, und deſſen Anfangspunct um ein ganzes Jahr hinter den der chriſtlich-bürgerlichen Epoche zurück zu ſetzen, aber nicht ein ganzes Jahr hinter das Datum der Begebenheiten ſelbſt, auf die es eigentlich hier ankömmt, ſondern nicht einmahl ein ganzes Viertel-Jahr hinter den Tag der Incarnation. So bald man aber ein Jahr Chriſti o hat, das iſt, ein Jahr, das

man weder das erſte Jahr vor deſſen Geburt, noch das erſte nach derſelben nennen kann: ſo iſt es wenigſtens Niemand zu verdenken, am allerwenigſten aber Jemanden, der etwa mehr mit dem Abſoluten der Meßkunſt, als mit dem Conventionellen bürgerlicher Beſchlüſſe bekannt wäre, wenn er für recht und billig hielte, unſere Jahre von jenem o Puncte an zu zählen, alſo nicht laufende, ſondern verſtrichene Jahre, gerade ſo wie der Aſtronom ohnehin ſchon ſeine Zeichen des Thierkreiſes bey den Längen der Planeten und ſeine Monathstage zählt, und wie wir ſelbſt im gemeinen Leben unſere Stunden zählen. Denn III Uhr, 50′ heißt ja auch nicht 50 Min. der dritten Stunde, ſondern der vierten, ſo wie 100 Rthlr. 6 Sgr. nicht 6 Sgr. des 100ſten Thalers, oder ſo viel als 99 Rthlr.

6 Sgr. bedeutet. Warum ſoll denn nun 1798 1ſten Jul. gerade ſo viel ſagen, als 6 Monathe des 1798ſten Jahres, und nicht 1798 Jahr und 6 Monathe nach jenem o, das nicht viel unrichtiger liegt, als jener Anfangspunct, und wodurch obendrein ſo viele Gleichförmigkeit in die Sprache über Zeitrechnung überhaupt gebracht würde? Denn, ſo viel ich ſehe, würde dadurch die Ordnung der Tafeln nicht im mindeſten geſtört werden. Wenn man den Ort der Sonne für 1798 den 1. Jul., 5 Uhr berechnen will, ſo ſchreibt man aus den Tafeln den Ort für die Epoche von 1798, das iſt, für den Anfang dieſes Jahres nach bürgerlicher Rechnung ab, addirt dazu die Veränderung von 6 Monathen und von 5 Stunden. Aber der Anfang des 1798ſten Jahres, nach der gewöhnlichen Rechnung, iſt ja

mit dem Ende das 1798ſte von jener o angerechnet einerley. Allein ſo gerechnet, ſchreiben wir jetzt, da ich rede (ſieht nach der Uhr), von jenem o an, 1798 Jahre, 11 Monathe, 30 Tage, 23 Stunden, 56 Min., und heute über ein Jahr, ginge mit dem 1799ſten Jahr, nach der gewöhnlichen Rechnung, das 100ſte des Jahrhunderts, auf dieſe Weiſe gezählt, zu Ende. Noch merke ich an, daß es ja nicht ſonderbarer wäre, wenn die Aſtronomen ihre Jahrhunderte anders zählten, als daß ſie ihre Tage anders zählen, wie ſie wirklich thun, nähmlich, nicht laufende, ſondern vergangene, und dieſe noch oben drein von einem andern o ab, als das im bürgerlichen Leben. Zum Beſchluß erinnere ich noch einmahl, daß ich nicht verbeſſern, nicht neuern, ſondern bloß entſchuldigen wollte. (Die Neune

regt ſich, um von der Bank Beſitz zu nehmen). Ich ſehe, theuerſte Schweſter und Nachfolgerinn, du eilſt meine Stelle einzunehmen. Ich weiche. Bedenke, du haſt ein wichtiges Jahr vor dir. Sorge ja für Frieden, und halte dich durchaus, während deiner Regierung, als das Quadrat aller guten Dinge, und nicht (etwas in den Bart murmelnd) wie im kalten Winter. (Die Glocke ſchlägt 12, man hört etwas von: Viel Lärm um nichts; die 8 geht ab, und die 9 ſetzt ſich auf die Bank. Gratulationen zum neuen Jahre von allen Seiten).

Nachſchrift des Herausgebers.

Vorſtehende Rede iſt von unbekannter Hand mit der beygefügten Verſicherung

eingeſchickt worden, daß einigen Freunden des hieſigen Taſchenbuchs ein Dienſt geſchähe, wenn ſie in dieſen Jahrgang eingerückt würde. Man konnte der Erfüllung dieſes Wunſches um ſo weniger entgegen ſeyn, als man wirklich Willens war, etwas ähnliches im Jahrgange für 1800 zu ſagen. Da indeſſen die Wendung, die der Verfaſſer genommen hat, die Einrückung im gegenwärtigen ganz gut entſchuldigt, ſo mag der Aufſatz nun hier ſtehen. Auf den Nullpunct der Epochen, als ſchicklichen terminum a quo, hätte der Verfaſſer wohl einen noch ſtärkern Accent legen können. Wir zählen die geographiſchen Längen mit Recht von dem weſtlichen Ende der alten Welt, von der Inſel Ferro, wie man ſich ausdrückt. Aber da, wo der Nullpunct dieſes Maßſtabes hinfällt, liegt weder das weſt=

liche Ende der alten Welt, noch die Inſel Ferro. Sondern jener Punct iſt eigentlich derjenige, von welchem ab gezählt, das Pariſer Obſervatorium eine Länge von 20 runden Graden erhält. Vielleicht nahm der Verfaſſer Anſtoß an der Vergleichung des Feſtes der Beſchneidung mit dem Pariſer Obſervatorio. Allein dieſe Bedenklichkeit wäre von geringer Bedeutung geweſen. Denn wirklich iſt dem Herausgeber kaum ein Beyſpiel bekannt, worin das alte Paris ſo beſcheiden gehandelt hätte, als in dieſer Längen = Zählung. Nunmehr aber freylich, da bey der neuen Theilung des Quadranten die Länge des Pariſer Obſervatoriums = 22°, 222 . . . . . . et ſic in infinitum, werden müßte, ſo müſſen wir die Entſcheidung des Directoriums erwarten, wo die alte Welt künftig aufhören ſoll.

Wie wir hören, ſoll die 7 gewillet ſeyn, ebenfalls vor ihrem Abtritt von der Bank der Hunderte, Rechenſchaft von ihrer Verwaltung abzulegen. Da dieſe große Aufklärerinn, oder wie ſie in obiger Rede heißt, die apokalyptiſche, hundert merkwürdige Jahre darauf geſeſſen hat, ſo kann ein ſolcher compte rendu allerdings ſehr intereſſant werden. Da wir nun Hoffnung haben, das Original ſo früh als möglich zum Gebrauch für unſer Taſchenbuch zu erhalten, ſo machen wir dieſes, um Colliſionen zu vermeiden, hierdurch vorläufig bekannt. Wir werden indeſſen nur dasjenige aus dem weitläuftigen Werke ausziehen, was für unſer Taſchenbuch, nach ſeiner bisherigen Einrichtung, gehört, und wie es ſein geringer Umfang verſtattet. Daher denn einige der wichtigſten Rubriken, wie

liche Ende der alten Welt, noch die Inſel Ferro. Sondern jener Punct iſt eigentlich derjenige, von welchem ab gezählt, das Pariſer Obſervatorium eine Länge von 20 runden Graden erhält. Vielleicht nahm der Verfaſſer Anſtoß an der Vergleichung des Feſtes der Beſchneidung mit dem Pariſer Obſervatorio. Allein dieſe Bedenklichkeit wäre von geringer Bedeutung geweſen. Denn wirklich iſt dem Herausgeber kaum ein Beyſpiel bekannt, worin das alte Paris ſo beſcheiden gehandelt hätte, als in dieſer Längen-Zählung. Nunmehr aber freylich, da bey der neuen Theilung des Quadranten die Länge des Pariſer Obſervatoriums = 22°, 222 ...... et ſic in infinitum, werden müßte, ſo müſſen wir die Entſcheidung des Directoriums erwarten, wo die alte Welt künftig aufhören ſoll.

Wie wir hören, ſoll die 7 gewillet ſeyn, ebenfalls vor ihrem Abtritt von der Bank der Hunderte, Rechenſchaft von ihrer Verwaltung abzulegen. Da dieſe große Aufklärerinn, oder wie ſie in obiger Rede heißt, die apokalyptiſche, hundert merkwürdige Jahre darauf geſeſſen hat, ſo kann ein ſolcher compte rendu allerdings ſehr intereſſant werden. Da wir nun Hoffnung haben, das Original ſo früh als möglich zum Gebrauch für unſer Taſchenbuch zu erhalten, ſo machen wir dieſes, um Colliſionen zu vermeiden, hierdurch vorläufig bekannt. Wir werden indeſſen nur dasjenige aus dem weitläuftigen Werke ausziehen, was für unſer Taſchenbuch, nach ſeiner bisherigen Einrichtung, gehört, und wie es ſein geringer Umfang verſtattet. Daher denn einige der wichtigſten Rubriken, wie

wir hören, als: wie die Karte von Europa zu illuminiren ſey; vom neueſten Völkerrecht, über die neueſte Bedeutung von *Meum* und *Tuum* oder das politiſche Ich und Nicht-Ich u. ſ. w. den Herren Verlegern gewiß nicht werden verweigert werden, wenn ſie ſich an die benannte apokalyptiſche 7 ſelbſt wenden wollen.

24.

Daß du auf dem Blocksberge wärſt.

Ein Traum wie viele Träume.

Durch den Tod eines vortrefflichen Mannes, mit dem ich mehrere Jahre in vertrautem Umgange gelebet habe, bin ich kürzlich zu dem Beſitz eines Manuſcripts von ſeiner Hand gekommen, an deſſen Entſtehung ich ſelbſt einigen Antheil in ſo fern habe, als das Meiſte in demſelben die Reſultate von Unterhaltungen in unſern Abendſtunden ausmachte. Wir ſpielten, ſtatt mit Karten, die wir beyde unverſöhnlich haßten, mit Einfällen und Projecten aller Art, oft in die ſpäte Nacht. Ich kann aber nicht ſagen, daß wir, weil

wir nicht um Geld ſpielten, deßwegen immer ruhig auseinander gegangen wären. Der letzte Stich des Gegners, wenn die beſtimmte Glocke ſchlug, hatte immer etwas Unangenehmes für einen oder den andern, und ich erinnere mich ſo gar einmahl, daß ich, als ich ſchon bey meinem Hauſe war, wieder umkehrte, um einen falſch geſpielten Trumpf wieder zurück zu nehmen, aber meinen Freund ſchon gerade auf den Lorbern ruhend eingeſchlafen fand, die mich die ganze Nacht wach erhielten. Das Buch iſt grün eingebunden, und ſoll daher künftig, alles was ich daraus entlehnen werde, welches wohl der Fall zuweilen ſeyn könnte, mit der Ueberſchrift: aus dem grünen Buche, bezeichnet werden. Der Titel iſt etwas ſonderbar, wiewohl nicht ohne Menſchen- und Meſſe-Kenntniß abgefaßt,

er heißt: echt deutſche Flüche, und Verwünſchungen für alle Stände, nebſt einem Anhange von Sprichwörtern und Fictionen. Von den Fictionen haben unſere Leſer ſchon wirklich Einiges gehabt, unter andern war unſer Bedlam für Erfinder faſt wörtlich aus dem grünen Buche genommen. Beym Aufmachen des Manuſcripts fiel mir ein Brief in die Hände, der, wie die Unterſchrift zeigt, von einem nicht ſehr unbekannten Verleger war. Mein Freund hatte ihm das Manuſcript angebothen, ohne mir Etwas davon zu ſagen, vermuthlich um mir mit dem Gelde eine unvermuthete Freude zu machen. Das war ganz ſeine Art. Daß er mir aber mit dem Briefe keine unerwartete Freude gemacht hat, verſtehe ich nicht ganz. Hier iſt der Brief.

"Ew. erhalten anbey Dero Manuſkript zurück, weil ſelbiges Dero Zeit ſo nicht gebrauchen kan. Einige Artickel ſind wirck-lich reitzbar, per Exempel jener vom dop-pelten Printzen und jener von Flüchen vor Kindern. Doch winſchen mein Frau und ich etwas mehr von Deologen hinein und der Schaam Hafftigkeit und die Obrigkeit, etwas reitzbar verſteht ſich und Pasquilan-diſch, das ſind itzoiger Zeit warme Sem-mel in der Welt. Wollten Selbige Sel-biges noch einſchieben wollen, ſo wollen Wir ſehen. Zenzur haben Wir nicht zu fürchten; meine Frau lieſt ihm alles für, und iſt bey ihm wie ein Kind im Hauſe. Sie hüppt auch über manches *). Ver-bleibe Dero affectionirter ꝛc."

Außer der hohen merkantiliſchen Suade,

*) Soll wohl heißen: überhüpft beym Le-ſen Manches.

die durchaus in dieſem Briefe glüht, war es mir beſonders angenehm, eine alte faſt vergeſſene Idee von mir, ich meine die von einem doppelten Cronerben wieder zu finden, wovon das grüne Buch zwar nicht die Ausführung, aber doch den Plan, ziemlich deutlich enthält. Hauptſächlich dieſer Frau Verlegerinn wegen, die, wie ihr eigener Mann geſteht, über Manches gern weghüpft, muß ich ſagen, was das eigentlich für eine Idee iſt, und von wem ſie herſtammt, falls etwa beſagte Dame damit über ihr Gewiſſen weg, in irgend eine Romanen-Manufactur damit hüpfen ſollte. Hier iſt Etwas davon:

In einem bisher nicht ſehr bekannten Reiche Aſiens gibt eine geliebte Königinn außerordentliche Hoffnung zu einem Thronerben, oder eigentlich zu reden, Hoffnung zu einem außerordentlichen Thron-

erben. Denn wirklich wuchſen die Hoffnungen gegen das Ende der Schwangerſchaft ſo ſtark, daß man ſich öffentlich ins Ohr ſagte: es würden wohl zwey Kronprinzen auf einmahl kommen. — Das Publicum fängt an mit Meinungen ſchwanger zu gehen, ebenfalls doppelt und ebenfalls eine ſchwere Geburt verkündigend. — Politiker mit und ohne Prügel regen ſich. — Kleine Vor-Entſcheidungen ehe der Himmel entſchieden hat. — Entſcheidung des Himmels. — Bülletin: Geſtern Abend wurde Ihro Majeſtät von zwey Kronerben glücklich entbunden, beyde vollkommen ausgebildet, ſchön, geſund und munter, nur am untern Theile des Rückgraths und etwas weiter abwärts zuſammengewachſen, und gewiſſermaßen Ein Stück, in allen übrigen Hauptthèilen völlig doppelt. Dank, Anbethung und Verehrung für den

doppelten Segen! — Geſchichte der Entbindung von einem Zuſchauer in der Nebenſtube. — Sie erblicken das Licht der Welt mit zwey Fußchen einerley Art, ob zwey rechten oder zwey linken, iſt ungewiß. Wendung und Geburt. — Eine Deputation des Magiſtrats wünſcht unterthänigſt, daß die Mißgeburt zum Wohl des Vaterlandes möchte ſanft erſtickt werden. — Unſanfte Erſtickung der Deputation von Rechtswegen. — Tiefſinnige Unterſuchung über den Werth des Doppelten in der Welt. — Von Leib und Seele. — Vom doppelten Adler. — Es erſcheinen Addreſſen und Glückwünſche von allen Enden des Königreichs. — Die Dichter ſprechen von einem Verſuch der Natur, endlich der Welt ein Modell von einem vollkommenen Regenten zu geben. Das Kind heißt bey ihnen bald Caſtor und

Pollux an einem Stück; bald Majorität und Minorität an einem Stück, und einer nennt es ſogar den Zweyeinigen. — Erziehung bis zur Beinkleiderzeit und Schnitt dieſer Beinkleider. Man merkt beym Anprobiren, daß dieſes ein wichtiger Artikel in der künftigen Regierung ſeyn werde. — Es wird ein eignes Conſeil niedergeſetzt, das über die beſte Form dieſes Anzugs entſcheiden ſoll; beſtehet aus drey Aerzten, drey Philoſophen und drey Schneidern. — Große Uneinigkeit in dieſem Conſeil, ſogar einige Prügeleyen. — Cülottiſten und Sanscülottiſten durch das ganze Reich. — Sieg der erſtern, weil ſich mit Recht die Geiſtlichkeit zu ihnen ſchlägt. — Der Prinz bekömmt Hoſen. — Dreytägige öffentliche Ausſtellung derſelben und Urtheile der Welt darüber. Verzeichniß von

Schriften darüber, die ſich an die 200 belaufen. — Neigungen des Doppel-Prinzen fangen an zu keimen. Der Eine zeigt viel Hang zur Speculation und einem ſitzenden Leben, der andere zum activen. — Sonderbare Scenen die ſich daraus ſchon jetzt ergeben. — Aerzte und Schneider lachen, der Clerus und die Philoſophen weinen. — Doppelte Pagen, doppelte Kammerdiener und doppelte Hofmeiſter. Es will ſonſt nicht gehen. Hiermit ſchließt ſich der erſte Theil. — —

Indem ich zum zweyten Theil übergehen will, ſehe ich mit ſchriftſtelleriſchem Entſetzen, aus der Ueberſchrift dieſes Artikels, daß ich mich verloren habe, und fürchte faſt, daß die Verwünſchung die ſie enthält, über mich und meinen doppelten Prinzen von manchem Leſer möge ausgeſprochen worden ſeyn. Ich bitte um

Vergebung; es kam in meinem Eigenthum Feuer aus, da dieſes nun ſo ziemlich geborgen iſt, ſo habe ich die Ehre, verſprochener Maßen, aufzuwarten.

Alles folgende ſind die eigenen Worte meines in dem zweyten Vierthel dieſes Jahres (1798) leider! verſtorbenen Freundes. Die Anrede iſt an mich wie folgt:

Du weißt, mein Theuerſter, daß es ſeit jeher eines meiner Lieblings-Geſchäfte in müſſigen Stunden geweſen iſt, deutſche National-Flüche und Verwünſchungen zu ſammeln, um daraus gelegentlich einige zur endlichen Beſtimmung des National-Charakters nöthiger und noch fehlender Elemente durch Philoſophie zu ſcheiden. So wie Leibnitz ſchon geſagt hat, daß die Menſchen ſehr viel ſinnreicher in ihren Spielereyen als in ihren ernſten Geſchäften wären, ſo habe ich auch ge-

funden, daß, ohne deßwegen die Flüche unter die Spielereyen zu rechnen, der Menſch ſehr viel charakteriſtiſcher flucht als bethet, vielleicht, weil er meiſtens aus dunkelem Gefühl ſeines hohen Werthes flucht und verwünſcht, und aus einem ähnlichen Bewußtſeyn ſeines Unwerthes und ſeiner Abhängigkeit bethet. Um Etwas dieſer Art auszufinden, legte ich mich neulich mit meinem Dir bekannten Zettel zu Bette, in der Abſicht Etwas dieſer Art, vor dem Einſchlafen, auszufinden, was ich am Morgen in meine ſo genannte Noctes G . . . es (G . . . . ſche Nächte) eintragen könnte. Ich ſtieß ſehr bald auf die in manchen Gegenden Deutſchlands ſehr bekannte Verwünſchung: Daß du auf dem Blocksberge*) wärſt.

*) So heißt unſer Brocken in einem großen Theile von Deutſchland, und iſt unter dieſem

Ich weiß nicht, was mich eigentlich bey dieſer Zeile zum Stillſtand brachte, ich ruhete dabey aus und ſchlief ein. Sogleich ſaß ich in einem leichten Wagen mit Vieren, und fuhr in einer Nacht bey ſternen=hellem Himmel friſch zu. Ich kann nicht ſagen, daß mir die Fahrt ſehr

Nahmen ſelbſt Kindern, die 100 Meilen von ihm leben, bekannt. Man wünſcht oder verwünſcht gewöhnlich Dinge dahin, deren man in hohem Grade überdrüßig iſt. Die Verwünſchung verträgt ſich wirklich mehr, als irgend eine mit chriſtlicher Liebe; ſie thut nähmlich den Affect Genüge und hebt die Wiederkehr des Verwünſchten nicht auf, wodurch ſie ſich ſehr von andern unterſcheidet, die man, im chriſtlichen Deutſchland wenigſtens (denn von der deutſchen Türkey iſt hier noch nicht die Rede), und mit einem Anfangs=Buchſtaben und Puncten druckt. Wer eine ſehr merkwürdige, neuere Verwünſchung, auf den Blocksberg, leſen will, wird ſie im 2ten Hefte des IVten Bandes der neueſten Staats=Anzeigen S. 142. finden. Der Verwünſcher iſt ein rechtſchaffener Mann, der Franziskaner, Pater Guido Schultz.

gefallen hätte. Vermuthlich hatte ſich beym Einſchlafen Etwas von Walpurgis-Nacht auf meinen Traum-Apparat niedergeſchlagen, ſo daß ich mich bey meinem Poſtillion nicht viel beſſer befand als Bürgers Lenore gegen das Ende ihrer Reiſe bey ihrem Dragoner. Indeſſen ich faßte Herz. Schwager, fragte ich, was iſt das dort oben? Iſt das ein Nordlicht?

Schwager. Wo?

Ich. I! dort oben, ſieht er das Licht nicht?

Schw. O! Wiſſen Sie denn das nicht? Morgen iſt Neujahrs-Tag.

Ich. Das weiß ich wohl, aber was hat denn das Nordlicht mit dem Neujahrs-Tage zu thun?

Schw. (lachend) Ich führe doch wohl keinen Emigranten? Sie ſprechen gut Hochdeutſch.

Ich. (etwas auffahrend) Hanswurſt, ſey kein Narre, und ſage, was du willſt mit deinem Geſchwätze da.

Schw. Dank für ihr Du. Wiſſen Sie denn nicht, daß heute große Ausſtellung iſt.

Ich. Was für eine Ausſtellung?

Schw. Auf dem Blocksberge. Das iſt der Blocksberg dort mit dem Lichte. Mit Ihrem Nordlichte! Iſt denn dort Norden? (Der Kerl hatte Recht, das Licht lag gerade in Süd-Oſten, und dieſes Gefühl von Unrecht gab mir mein Blut wieder).

Ich. O! ſag er mir kurz und gut, lieber Freund, was er mir ſagen will, und am Ende auch ſagen wird: Was iſt das?

Er. Nun wenn Sie ſo befehlen, aber, ſagen Sie mir: haben Sie einen armen Schwager nicht zum Beſten?

Ich. Auf Ehre nicht! nur zu, frey heraus mit der Sprache. Ich verſtehe noch zur Zeit von Allem Nichts.

Er. Nun gut denn, wenn Sie es ſo haben wollen. Dieſe Nacht ſtehet auf dem Blocksberge Alles öffentlich aus, was in dem ganzen vergangenen Jahre hinauf iſt gewünſcht worden. Alles prächtig illuminirt, ſo helle wie am Tage.

Ich. O! lieber Herzens-Schwager, da laß uns hin, Das muß ich ſehen. Aber iſts nicht ſchon zu ſpät?

Er. Das nicht, aber haben Sie eine Frau? *)

*) Es thut dem Herausgeber Leid, daß er die Reden des Schwagers nicht in der plattdeutſchen Sprache des Originals herzuſetzen wagen darf. Die des Plattdeutſchen kundigen Leſer, können ſich indeſſen dieſen Verluſt leicht erſetzen. Für die übrigen kann man zwar den Sinn der Worte wiedergeben, und das iſt hier geſchehen, aber die unausſprechliche

Ich. Was iſt denn das nun wieder?

Er. O ich meinte nur, ob Sie verhei=rathet wären. (Dabey hörte ich ſo gar, daß er in den Bart lächelte).

Ich. Ja, ich bin verheirathet. Was nun weiter mit allem dem infamen Zaudern? Ich bin verheirathet.

Er. Lieber Herr, ich meine es gut, das können Sie glauben. Ich habe lange keinen ſo freundlichen Herrn gefahren.

Ich. Nun gut, gut, heraus mit der Sprache.

Naivität dieſer Aeußerungen, das Colorit des Sinnes zu empfinden, muß man unter dieſen Menſchen gelebt haben. Da, wo der gemeine Mann eine von der Sprache der höhern Stände verſchiedene Sprache redet, wird es dieſen leichter die Simplicität der Geſinnungen und Bemerkungen von jenen zu empfinden. Wo der gemeine Mann hingegen die Sprache der höhern Welt ſpricht, iſt der Coürs gegen ihn. Mit der Gemeinheit der Sprache, geht das Eigenthümliche der Empfindung verloren.

Er. J! wenn Sie es ſo haben wollen. Ich meine nur, (hier wieder gefälliges, hörbares Lächeln), es wäre möglich, daß Ihre liebe Frau Sie im vergangenen Jahre auf den Blocksberg gewünſcht hätte.

Ich. Und was denn da?

Er. Da würden Sie ſich Selbſt denn dort oben herum marſchiren ſehen, ſo wie Sie da in der Kutſche ſitzen, gerade ſo, Tracht und Alles, wie im Spiegel; vor ſo was graut einem.

Ich. (laut lachend) Ehrlicher Teufel. Alſo das meinteſt du? O! wenn es weiter nichts iſt, guter Kerl, habe keine Sorge. Geſetzt ich ſähe mich auch da, muß es denn gerade meine Frau ſeyn, die mich dahin gewünſcht hat; das könnten ja andere Leute ſeyn. Ich kenne Ihrer eine Menge, die mich

auf den Blocksberg wünſchen. Das weiß ich und mache mir eine Ehre daraus. Jeder rechtſchaffene Mann in dieſer Welt zählt Ihrer leicht ein Dutzend, eben weil er ein rechtſchaffener Mann iſt.

Er. Gut, lieber Herr, das weiß ich wohl, aber wenn der Zettel nicht wäre.

Ich. Was für ein Zettel?

Er. J! der Zettel auf dem Rücken.

Ich. Ich bitte Dich ums Himmels willen, ſprich fort, wir kommen ſonſt um die Hochzeit. Was ſind denn das für Zettel?

Er. Ein jeder trägt da einen Zettel auf dem Rücken, darauf ſteht mit feurigen (hier eine Pauſe), mit feurigen, feurigen Buchſtaben geſchrieben.

Ich. Was denn?

Er. Von wem man herauf gewünſcht worden iſt, und wie viele Mahle.

(Hier eine Pauſe von meiner Seite. In der That wurde mir doch hierbey nicht ganz recht zu Muthe. Denn man kann in einer ſehr vergnügten Ehe leben, und dann doch zuweilen auf den Blocksberg gewünſcht werden. Es war mir um die Leute zu thun. Ich dachte nach, und erinnerte mich einiger kleinen Vorfälle, dieſes merkte der Schwager).

Er. Schlafen Sie? Sie ſind ja ſo ſtille?

Ich. Wer wird ſchlafen, bey einer ſolchen Reiſe mit einem ſo angenehmen Schwager? Aber höre Er. Geſetzt ich fände nun meine Frau auch da, würde Sie mich kennen?

Er. Nein! Als bloßen Paſſagier und Zuſchauer nicht. Die ſind unſichtbar für

die Verwünſchten. Aber die Verwünſchten ſelbſt ſehen einander. Die bloßen Paſſagiere ſehen Alles, ohne geſehen zu werden. Erblicken Sie alſo Ihre liebe Frau oben, ſo werden Sie es am beſten wiſſen, was das ſagen will. Erblicken Sie ſich Selbſt und Ihre Frau Arm in Arm, ſo hat dieſes nichts zu bedeuten. Das können immer gute Ehen ſeyn. Nur auf den Kopfputz kömmt alsdann viel an.

Ich. Ich ſehe, der Schwager iſt ſehr informirt.

Er. O! Ich müßte ein Dummkopf ſeyn, wenn ich es nicht verſtände. Ich habe Hunderte hinauf gefahren, auch wieder herunter, wenn ſie ſich nicht — — Sie verſtehen mich wohl.

Ich. Nein, lieber Schwager, ich verſtehe es nicht.

Er. O doch.

Ich. Nein wahrlich nicht.

Er. Ich meine, wenn ſie ſich nicht droben erhenkt haben.

Ich. Alſo haben ſich wirklich Paſſagiere droben erhenkt?

Er. O! mehr als einmahl.

Ich. Und weßwegen denn?

Er. Von wegen des Kopfputzes, von dem ich vorher geredet habe.

Ich. Kopfputz? Gibt es denn einen zum Erhenken?

Er. O ja.

Ich. Was für einen?

Er. Wenn Sie nicht wollen für ungut nehmen — Hörner.

Ich. Kannſt Du mich, lieber Schwager, wohl in einer Stunde hinführen?

Er. O! in — in — einer Minute. Ich ſehe Sie wiſſen nicht wer Sie fährt.

Ich habe meine geheimen Verbindungen hier, bin aber Ihr guter Engel, fürchten Sie nichts.

In dieſem Augenblicke fühlte ich mich weit über alles erhoben was die Welt Chauſſeen nennt. Ich ſchwamm, wie an einem Luftballon hängend, ſanft dem Nordlicht entgegen. Alles, was noch in mir wog und zog, waren einige ſchwere Gedanken über die Folgen dieſer Aufklärung, über wichtige Puncte des vergangenen ſo wohl als künftigen Lebens, der ich jetzt entgegen ging, und die der Himmel ſo weislich in Dunkel hüllt. Ich tadelte im Grunde meiner Seele nunmehr meine Verwegenheit, denn mein ganzes Leben zielte gar nicht auf einen ſolchen Ueberfall hin. Wer hätte auch ſo was denken ſollen? Nach wenigen Minuten ſanken wir auf den kleinen Brocken nieder, mechaniſch ſanft,

aber für mich, mit einer Art von elektri-
ſchem Stoße aus dem Boden der Weiſſa-
gung, der durch alle Glieder ging. In die-
ſem Augenblicke war mir der Brocken heilig.

Man kann ſich keinen himmliſchern An-
blick denken, der ganze höhere Gipfel des
Brockens, der nunmehr vor uns lag, ſtand
wie im Feuer. Alles noch etwas fern.
Mein Poſtillion, der, wie ich nun deutlich
ſah, weder die braunſchweigiſche noch die
kaiſerliche Montur trug, faßte mich bey
der Hand, ſchüttelte ſie lächelnd. Ich bin
noch immer der alte Schwager im Thale.
Sie denken nach; haben Sie keine Sorge,
und (ſetzte er, Gottlob! lächelnd, hinzu)
zum Erhenken iſt immer Zeit. Nun
ging ich mit Muth dem Berge zu.

Himmliſcher Anblick überall. Ueberall
wie Junius Licht an einem heitern Mit-
tage. Aber ſelbſt in der Allee, der wir

uns näherten, erſchien keine Spur von Schatten. Was iſt das? fragte ich meinen Führer, ſind das Harz-Tannen? I! mein Himmel, Sie wiſſen nicht, wo Sie ſind, verſetzte er, das Licht blendet Sie. Das ſind Bäume, die Deutſchland hierher gewünſcht hat. In dem Augenblick ſah ich, daß es Freyheitsbäume waren, roth, blau und weiß geſtreift; oben Bänder von gleicher Farbe. Bravo, meine lieben Landsleute, dachte ich, und nun fing ich an zu verſtehen. So viel kömmt auf einen guten Wink an. Trotz meines Unterrichts im Thale, hielt ich Alles hier für ein Paradies, und hatte gänzlich vergeſſen, daß ich mich unter lauter Verwünſchten Dingen befand. — Der Glanz hatte alle Schuld. An den Bäumen wehten Flaggen mit Zahlen. Was ſoll die Zahl da? fragte ich meinen Führer. Das

iſt die Zahl der Verwünſchungen, ſagte er. Nun dachte ich, willſt du doch Eine wenigſtens behalten. Es war ein herrlich gehobelter und verzierter Baum, oben mit vier Schilden, nach den vier Weltgegenden, mit Inſchriften, die ich nicht leſen mochte. Es war mir mehr um die Zahlen zu thun, woraus ſich auf die Inſchriften ſchließen ließ. Es war zum Erſtaunen: voran ſtand eine Eins, und, dafür ſtehe ich, hinter her zum aller wenigſten fünf Nullen. Alſo war dieſer Baum wenigſtens hundert tauſend Mahl verwünſcht worden. Das dachte ich wohl, ſagte ich zu mir ſelbſt, ſo mußte es kommen. Unter den Bäumen ſpazierten einige Officiere mit geſtickter Uniform Arm in Arm mit Leuten, die nicht in Uniform waren. Es wurde viel Franzöſiſch geſprochen, aber von Einigen ſo ſchlecht und

breit, daß man wohl hören konnte, es waren Deutſche, die es erſt in ſpäteren Jahren aus öconomiſcher Deſperation gelernt hatten. Was iſt denn das für ein Trupp dort unter jenen Freyheits-Tannen, der keine Uniform trägt? fragte ich. Das ſind Lieferanten an ſich, antwortete mein Führer. Hierbey konnte ich mich kaum des herzlichſten Lachens enthalten, über meine eigne Ideen-Verbindung, verſteht ſich. Mir fielen dabey die Dinge an ſich der neuen Philoſophie ein, und ſo gewann der Ausdruck, im Munde eines Poſtillions, alſo eigentlich des Mundſtücks zum Mundſtücke des Poſthorns, ein etwas drolliges Anſehen. Der gute Kerl, der ſich meinen Schutzengel nannte, war ganz unſchuldig dabey. Er verſtand unter Lieferanten an ſich, eine ſehr bekannte Species von Lieferanten,

die bloß an ſich ſelbſt liefern, und dieſes Ungeziefer, deutſches und franzöſiſches auf dem Blocksberge zu finden, war nicht unerwartet. Wer würde dieſe Strichvögel nicht lieber in der Halsſchlinge ſehen, als hier im Freyen ſtreichend?

Gleich hinter der Freyheits-Tanne erblickte ich eine Menge Buden mit Kleidern; alle waren weiß, braun und ſchwarz. Ich glaubte in Monmouth-ſtreet *) in London zu ſeyn. Als ich etwas näher trat, ſah ich aus der Ueberſchrift, daß es lauter Ordenshabite waren, vorzüglich Habite junger Nonnen; ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Sammlung auf

*) Eine Straße, worin nicht ſowohl vor Alter geſtorbene Kleider, als vielmehr ſolche, die die Peſt der Mode oft in der Blüthe ihrer Jahre hingerafft hat, ihre Auferſtehung erwarten, die denn auch nicht ausbleibt; wenn man die Erlaubniß, in den Provinzen und im Auslande zu ſpüken, Auferſtehung nennen kann.

5000 ſchätze. Sie waren ſyſtematiſch aufgehängt, zwiſchen einem Paare Nonnenkleidern hingen immer einige Mönchshabite. Capuciner, Franciskaner und die von La Trappe konnte ich deutlich erkennen. Sie ſchienen ſich wie zu umarmen. Jetzt fing ich an dieſen Tag zu preiſen, der meine Theorie vom Menſchen ſo ſehr beſtätigte. Leid that es mir, als ich in denſelben Buden einige proteſtantiſche Krägelchen, ſchwarzen Rock und Mantel und ſchwarz gebundene Bücher mit vergoldetem Schnitt erblickte. Wie iſt das in aller Welt möglich? ſagte ich ganz laut. Was möglich! verſetzte mein Führer, es iſt alles möglich, fort, fort, wir haben keine Zeit. Es wird beſſer kommen. Das nächſte war ein kaum überſehbares Gehäge, worin es von wilden Schweinen, Hirſchen, Rehböcken

und Haſen wimmelte. In der Mitte glänzte auf einer erhöhten Tafel in feuriger Schrift:

Von den ſämmtlichen Unterthanen.

Was Henker, fragte ich, haben denn die wilden Schweine in Deutſchland Unterthanen? — Hier nicht viel gefragt. Sehen Sie, ſehen Sie dort die herrlichen Equipagen! Es war zum Entzücken. Zum wenigſten zehn ſechsſpännige Wagen von einer Leichtigkeit, daß Ein Pferd ihrer ſechs gezogen hätte, rennten unter Begleitung von menſchlichen Rennthieren, ſchön wie Engel, in ihrem Silber-Geſchirr *), vorüber. Ich kannte keinen von den Herrn darin, doch glaube ich, vier bis fünf Tonſuren bemerkt zu haben, zwey fuhren rückwärts, und vorwärts ſaßen Damen. Nonnen waren es nicht.

*) Vermuthlich Läufer.

O! da hätte ich die Kehrſeite ſehen mögen, rief ich. Geſchwind, geſchwind! Sehen Sie, da ſtehts auf den Kutſchen hinten, rief mein Führer. Es war nicht zu verkennen. Die Flammen-Schrift hieß:

Von den ſämmtlichen Unterthanen.

Das haben wir ſchon einmahl gehabt, ſagte ich. Nun öffnete ſich der Schauplatz immer mehr. Gänge, gedrängt wie die Börſe zu Amſterdam um Mittag, zeigten ſich zu beyden Seiten. Es war nicht auszukommen, der Geiſt ermüdete. Ich laß bloß einige Aufſchriften. Z. B. *Gang der alten Tanten. Gang der Ehemänner.* Allgemeine Rücken-Deviſe: *Von der Frau. Promenade der Hofmeiſter.* Hier erkannte ich zwey oder drey. Ganz voran ſtand unſer lieber N. mit ſeinem abgeſpannten Paſſions-Geſichte. Er hatte ſeinen kleinen Dollond in der

Hand, und ſah gerade nach mir. Ich wollte ihn grüßen, als mir einfiel, daß ich unſichtbar für ihn wäre. Ich ſah mich alſo in der Richtung ſeines Fernglaſes um, und ſiehe, da ſtand der junge Schurke hinter mir, der gewiß dieſe gute Seele, zum Dank für ihre weiſe und väterliche Leitung, tauſend Mahl herauf gewünſcht hatte. Ich ſuchte den Revers des Buben zu gewinnen, um zu ſehen, wem er ſeine Brocken-Reiſe zu verdanken hätte. Das Zettelchen glühte ganz fein: *von ſeinem ewig treuen Engel, Signora Caſſandra, an dem Tage da Monſieur aufhörte zu zahlen.* Recht ſo, dachte ich. Vielleicht zielte der kleine Dollond nach dieſer Inſcription. Indem ich noch dieſem infamen Geſchöpfe meine tiefſte Verachtung durch Freude bezeigen

wollte *), ſtieß mich mein Führer faſt et-
was unſanft an. Ums Himmels willen
erſchrecken Sie nicht! — Was, was iſt
denn? — Sehen Sie denn nicht dort den
Herrn? — Wo, wo? J, dort! Sie ken-
nen doch auch wahrlich alle Menſchen,
und ſich Selbſt nicht. — Wie ein Don-
nerſchlag ging es mir durch alle Glieder,
nicht was mein Führer ſagte (das wußte
ich längſt), ſondern der Anblick von mei-
nem Ich, nicht Ich, zum erſten Mahle
in der Welt, außerhalb des Spiegels,
und mit Bewegungen, die mit den mei-
nigen gar nicht in katoptriſcher Harmonia
praeſtabilita ſtanden. Ich ſtand, wie eine

*) Hieraus können manche Leſer lernen, was
Dictate reiner practiſcher Vernunft ſind. Ich
wußte, daß mich der Kerl nicht ſah, und
daß ihn meine Freude weder verwunden noch
heilen konnte. Deſſen ungeachtet machte ich
das ganze Exercitium an ihm durch, wie an
einer Glieder-Puppe.

Bildſäule verſteinert, da; Ich nicht Ich hingegen war ſehr munter, ſchaute umher, und ſchien ſehr viel vergnügter, als ſein Er nicht Er. Offenbar mußte Etwas zwiſchen Uns ſeyn, was weder Er noch Ich war, und wovon keiner von uns Etwas wußte. — Es war ein unbeſchreiblicher Anblick, Sich Selbſt ſo, ohne Sich Selbſt, gehen zu ſehen, wo man bey jedem Tritt der Abbildung zu erblicken fürchtet, was man nicht ſieht, wenn man ihn Selbſt thut. — Aufrichtig zu reden, ſo gefiel ich mir nicht ſonderlich. Ich würde den Hut anders geſetzt, den Stock anders getragen, und mich nicht ſo oft umgeſehen haben, wie Ich nicht Ich. Indeß dachte ich: es iſt Alles ſonſt ſo genau und richtig, alſo vermuthlich auch das, was du nicht für ſo genau hältſt. Nun wohlan, ſagte ich zu mir ſelbſt, das

ſoll mir der Keim zu einer Theorie des Schauſpiels ſeyn. Dieſes war eine kleine Autor-Regung, ein Intermezzo, das der Kopf der Autoren ihrem Herzen oft zum Beſten gibt, wenn er etwas beſſeres geben könnte oder ſollte. Nun kam der Menſch in mir wieder. — Mir gefiel in Wahrheit der Hut mit dem hohen Deckel, den Ich nicht Ich trug, nicht ſo ganz, ob Ich gleich Selbſt einen ſolchen auf hatte. Mir fiel der Kopfputz ein. Meine Unruhe und meine Neugierde war unglaublich. Ich hätte einen Fürſtenhut darum gegeben, dieſen Filz abheben zu können. Auf einmahl begegnete meinem Repräſentanten ein alter guter Freund von uns, den vermuthlich ſeine Haushälterinn mit ihrem verlobten Exſpeckanten hierher gewünſcht hatte. Mein Echo-Weſen zog den Hut ab. Gerechter Himmel! Was für ein

Anblick! Wenn dir je, theuerſter Leſer, an dem zweyten oder dritten Abend deiner erſten Liebe, der aufgehende Vollmond durch das Blüthen-Gitter deiner Laube in dein begeiſtertes Auge geblickt hat, ſo haſt du den Vollmond ganz mit dem Wonne-Gefühl geſehen, mit dem ich durch ein Gedränge von Bändern, Federn und andern wehenden und nicht wehenden Kopfzierden, meinen kahlen Scheitel erblickte. Er war es völlig, ſo wie ich ihn noch dieſen Morgen vor dem Spiegel geſehen hatte; glatt freylich, aber auch ohne alle Spur von jenem kleinen aber ſolideren Sprößlingen, die oft der bloße geheime Wunſch des Weibes ſchon keimen machen ſoll. Alſo nicht einmahl ein Spießer*)

*) Ein junger Hirſch, der das erſte Mahl aufſetzt, und daher nur Spieße ſtatt des Gehörnes hat. Adelung.

biſt du, dachte ich. Eigentliches Gehörn hatte ich nie gefürchtet. Dieſes erfüllte mich mit einem Muthe. — O! ich glaube, ich wäre dem Leidigen ſelbſt entgegen gegangen.

Ich. Komm, komm, guter Freund, geſchwind, ſagte ich zu meinem Führer.

Er. Was denn, was wollen Sie denn?

Ich. Ich muß die Inſcription leſen.

Er. Was für Inſpection?

Ich. Guter Tropf, ich will wiſſen, wer mich auf den Blocksberg gewünſcht hat.

Er. O thun Sie das nicht. Es wäre doch wohl möglich.

Ich. Was möglich. Ich fürchte keine Möglichkeit. Komm, komm.

Wir eilten. Ich laß den Zettel, und lächelte. Es war nichts Neues. Ich erblickte zwey Nahmen. Der eine war der von einem ſonſt ſcheinbar guten Schlucker,

der eine entfernte Anwartſchaft auf mein Amt hat, der mir immer zum neuen Jahre gratulirt, und des Monaths wenigſtens Ein Mahl bey mir ſpeiſt. Der andere, der von einem Bedienten, der nicht mehr allein in Keller gehen darf. — Ich gratulire, gratulire aus ihrem Geſichte, lieber Herr, ſagte mein Führer, indem er mir die Hand drückte. — Auf einmahl ſah er ſich um und ſtutzte — Wat — die — ſchwere — — rief er, indem er meine Hand wegwarf und lief. Ich wußte in der Welt nicht, was dem guten Kerl angekommen war. — Auf einmahl löſte ſich das Räthſel. Ich ſah nähmlich das Ich nicht Ich meines treuen Führers einher ſchreiten, nicht als Spießer, ſondern mit dem vollkommenſten Gehörn, das ich in meinem Leben geſehen habe, und von Aſt zu Aſt glänzte die Inſchrift: *von*

ſeiner lieben Ehefrau. Die Worte galten bloß die Verwünſchung, das Gehörne bedurfte keiner Inſchrift. Ich muß bekennen, weil der Kerl rüſtig, jung und ſchön war, und ich einige Urſache hatte zu glauben, daß *ſeine liebe Ehefrau* auch hier irgendwo noch in gleichem Putz ſpüke, ſo konnte ich mich des herzlichen Lachens nicht enthalten. Nach dem Gehäge mit ihm, nach dem Gehäge, rief ein Gedränge von Menſchen, worunter ſelbſt einige Spießer waren. Meine Bewegung über dieſen ſonderbaren Vorfall wurde immer heftiger und ſo — erwachte ich. — — Das, was aber von meinem eigentlichen Ich wieder zuerſt recht wieder zu ſich kam, war doch wieder der Autor. Ich dachte an meine neue Theorie vom Schauſpiele, und fand nun wachend zu meinem nicht geringen Verdruß,

daß das Alles längſt bekannte Sachen waren; längſt gedachte und geſagte, wenigſtens aber zum erſten Mahl lebhaft empfunden. Das iſt doch immer etwas werth. Ich kam hierbey auf deinen alten Satz, lieber Freund. Du ſagteſt einmahl bey dem Sprichworte: hierüber muß ich mich beſchlafen, es gelte bey verwickelten Angelegenheiten des Lebens, wo es gewöhnlich gebraucht werde, nicht vom Schlaf, ſondern vom Wachen im Bette, und hauptſächlich dem Erwachen am Morgen; von Gegenſtänden der ſchönen Künſte hingegen, in mehr eigentlichem Verſtande, doch ſollte man da lieber ſagen: hierüber muß ich mich beträumen. Die größten Dichter und Künſtler ſeyen immer Menſchen geweſen, die dieſes wachend gekonnt, und immer in deſto höherem Grade, je weniger ſie

ſich auf das obige Beſchlafen verſtanden hätten. — Schade nur, lieber Freund, daß deine Regel den traurigen Umſtand mit dem beſten gemein hat, daß ſie der, der ſie verſteht und fühlt, nicht nöthig hat, und der, der ſie nöthig hätte, vice verſa u. ſ. w.

25.

Miſcellaneen.

1) Leuchtende Kartoffeln.

Es gibt Leute, die glauben, daß ſich aus Kartoffeln alles machen laſſe, was der Menſch zur Nothdurft gebraucht, und das meiſte von dem, was er zum Ueberfluß, alſo eigentlich zum Unnöthigen nöthig hat. Freylich, wenn man etwa die verſchiedenen Zeuge zu Kleidern und manchen Geräthſchaften, die zu dieſer Metamorphoſirung der Kartoffeln nöthig ſind, ausnähme, ſo hätten dieſe Leute ſo gar unrecht eben nicht: Selbſt bey Kleidungsſtücken ließen ſich noch hier und da Auswege finden. Daß man z. B. wo nicht Schuhe doch Holſchen aus Kar=

toffeln machen könne, wird niemand be- zweifeln, der weiß, daß man die elegan- teſten Doſen und Spiegelrahmen aus ihnen macht; ja ſelbſt für die Perücken ſehe ich ſchon eine Möglichkeit, ſeit dem ich gehört habe, daß ein Genie die küh- nen Gedanken gehabt habe, Perücken aus Papier maché zu machen und aus Gyps zu gießen, die des Puders eben ſo wenig bedürfen als ſie es vertragen. Was ich zur Beſtärkung jener Leute in ihrem Glauben eigentlich hier beybringen wollte, iſt, daß man nun wohl künftig auch ein- mahl ohne weiteres Zuthun bey Kartoffel- ſchein im Dunkeln wird leſen und ſchrei- ben können. Meine Hoffnung iſt Scherz, aber folgendes Factum iſt Ernſt. Am 7. Jänner dieſes Jahrs (1790) ging ein Officier zu Strasburg des Abends um 11 Uhr an den Caſernen vorbey und be-

merkte in einem Zimmer der gemeinen Soldaten noch Licht. Da dieſes den Leuten ſcharf verbothen iſt und alſo Feuer zu vermuthen war, ſo verfügte er ſich ſogleich nach dem Zimmer. Als er hinein trat, fand er die Leute im Bette ſitzend und voller Vergnügen über leuchtende Körper mit denen ſie auf der Decke ihr Spiel trieben: Auf Befragen, was das ſey, hörte er, daß es Stücke einer rohen Kartoffel wären, die ſie, als ſie welche für die morgende Suppe geſchälet, beym Anſchneiden untauglich befunden und weggeworfen, nachher aber leuchten geſehen und wieder aufgenommen hätten. Der Officier ließ ſich einige Scheiben geben, um ſie zu unterſuchen, und fand, daß ſie von einer Kartoffel waren, die bereits in die Keimungs = Gährung übergegangen war. Sie leuchtete ſo ſtark, daß man bequem

dabey leſen konnte. Am Tage unterſucht, fand er ſie wenig mehlig, mit weißen Adern durchlaufen und mit einer Menge dem bloßen Auge kaum ſichtbarer Theilchen beſäet, die einen faſt metalliſchen Glanz hatten; ſie hatten den friſchen Champignon-Geruch, den man auch beym leuchtenden faulen Holze bemerkt. Am 8ten Jänner leuchteten ſie noch, aber ſchwächer; den 9ten noch ſchwächer, am 10ten war alles Licht verſchwunden. Merkwürdig iſt doch hierbey, daß man dieſes Phänomen nicht öfter bemerkt, da die Kartoffeln ſo häufig aus dunkeln Kellern geholt werden müſſen: vielleicht iſt es aber auch nöthig, daß man ſie durchſchneidet. Bekäme man den Prozeß, Kartoffeln leuchtend zu machen, und zwar durch bloßes keimen laſſen in ſeine Gewalt, ſo würden ſie unſtreitig einen neuen

Vortheil, zumahl den Armen, bey manchen Verrichtungen gewähren. Noch muß ich anmerken, daß der bekannte Hr. Valmont de Bomare ein Sendſchreiben dieſes Officiers über dieſe merkwürdige Erſcheinung in der Königl. Geſellſchaft zur Beförderung des Ackerbaues vorgeleſen hat.

---

2) Lieutenant Riou.

Vielleicht erinnern ſich unſere Leſer noch einer Geſchichte aus den Zeitungen, vom Frühjahr 1790, die vieles Aufſehen in England machte: daß nähmlich ein gewiſſer Schiffs-Lieut. Riou, der ein Schiff the Guardian commandirte, in einer Entfernung vom Cap, wo ſo etwas gar nicht zu erwarten war, auf eine Eiſinſel ſtieß, wodurch ſein Schiff einen ſolchen Leck

bekam, daß man die Bothe ausſetzte und ein Theil des Volks das Schiff verließ; daß aber Lieut. Riou es nicht verließ, und zwar nicht etwa aus Verwirrung, oder ſonſt zufälligen Urſachen, ſondern mit kaltem Blute ſich dazu entſchloß, und ſogar noch dem Sekretär der Admiralität mit wenigen Worten ſeinen Entſchluß in einem Billet meldete, das er den Flüchtenden mitgab; daß dieſer Lieut. Riou aber endlich wohlbehalten am Cap mit ſeinem baufälligen Schiffe ankam ꝛc. *). Bey Leſung dieſer Geſchichte fielen mir einige Gedanken des großen Franklin wieder ein, die er in einem Schreiben an Hrn. Le Roy zu Paris äußerte, und die von Commandeuren ſowohl als Eigenthümern von Schiffen nie genug beherzigt

*) Man hat dieſe Begebenheit ſogar auf das Theater gebracht.

werden können: Ich leſe nun, (ſchrieb der philoſophiſche Greis im Auguſt 1785, und zwar auf der See am Bord des Londonſchen Packetboths) faſt ſiebzig ganzer Jahre Zeitungen, und wenige Jahre gingen vorbey, daß ich nicht Nachrichten geleſen hätte von Schiffen, die man ohne eine Seele am Bord, und mit Waſſer im Raum herumſchwimmend angetroffen hätte, oder von andern, die in gleichem Zuſtand ans Land geworfen worden wären. Die Beſatzung hatte nähmlich in dieſen Fällen das Schiff verlaſſen, war vielleicht glücklich angekommen, vielleicht aber auch nicht. Die Nachricht, die dergleichen Leute von ihrem Unfall geben, lautet gewöhnlich ſo: Das Schiff hätte ein Leck bekommen, ſie hätten lange gepumpt, da aber das Waſſer immer mehr gewonnen, ſo haben ſie ſich in das Both geworfen u. ſ. w. Daß

dieſes ſehr oft viel zu voreilig geſchehe, iſt Hrn. Franklin ſehr wahrſcheinlich, und er gibt folgendes als Urſachen an, die den Muth der Leute ohne Noth zu ſehr niederſchlagen. Das Schiff iſt nach unten zu viel enger als oben, alſo ein Leck, der von Anfang ſchnell zu füllen ſcheint, wird nachlaſſen, wenn das Waſſer höher kömmt; ferner wenn der Leck unten iſt, ſo füllt ſich auch deßwegen das Schiff ſchneller, weil die äußern Waſſerſäulen durch ihre Höhe ſtärker drucken, allein ſo wie ſich das Schiff füllt, und die innern Waſſerſäulen ſich der Gleichheit mit den äußern nähern, ſo verlieren die äußern ihre Gewalt, das Waſſer in das Schiff zu treiben, immer mehr. — Allein, ſo wie das Waſſer im Schiffe ſteigt, ſo erreicht es nach und nach eine Menge leichter Körper, z. B. leere Kiſten und

hauptſächlich leere Waſſerfäſſer, die, wenn ſie befeſtigt ſind, daß ſie nicht frey ſchwimmen können, nun das Schiff ſehr mächtig zu unterſtützen anfangen. Auch beſteht die Ladung der Schiffe ſelbſt oft aus einer Menge von Dingen, die ſpecifiſch leichter ſind als das Waſſer, die, ſo lange ſie über Waſſer ſind, das Schiff beläſtigen, ſo bald ſie aber in das Waſſer zu liegen kommen, das Schiff heben helfen, Salz und Zucker, die ſpecifiſch ſchwerer ſind als Waſſer, ſchmelzen, fließen fort und erleichtern das Schiff ꝛc. Alle dieſe Umſtände wird niemand unbedeutend finden, der bedenkt, daß es von dem Gewicht einer Unze abhängen kann, ob ein Schiff flott bleiben oder ſinken ſoll. Franklin iſt überzeugt, daß manches Kriegsſchiff, wo wegen der Größe der Conſumtion die Zahl der leeren Waſſerfäſſer ſehr beträcht-

lich ſeyn muß, in der Schlacht noch vom Sinken hätte gerettet werden können, wenn man es zur beſtändigen Regel gemacht hätte, die ausgetrunkenen Fäſſer jedesmahl feſt zuzuſchlagen, und an ſolche Orte in Verwahrung zu bringen, wo ſie nicht frey ſchwimmen können. Er billigt daher das Verfahren der Schineſen ſehr, die den Schiffsraum in eine Menge kleiner Cammern abtheilen, die alle waſſerdicht verſchloſſen werden können, ſo daß, wenn ein Leck ſpringt, immer nur eine davon gefüllt wird, wodurch das Schiff, wenn ſie ſich auch bis zur Waſſerlinie füllte, nicht zum Sinken gebracht werden kann. Wir haben, ſagt er, dieſen Gebrauch nicht nachgeahmt, vielleicht weil man an Packraum verliert; allein dieſes meint er, ließe ſich wieder durch die geringere Aſſecuranz und ein höheres Geld, das der Paſſagier be=

zahlte, der ſich gewiß bey großen Reiſen, lieber einem ſolchen Schiff anvertrauen würde, als einem andern, wieder gewinnen. Unſere Seeleute, fährt er fort, ſind aber ein unerſchrockenes Volk, das dergleichen Vorſchläge bloß aus der Furcht verwirft, man möchte ſie für Memmen halten, es kennt keine andre Furcht, als die, für furchtſam gehalten zu werden.

---

3) Wie weit manche Vögel zählen können.

Ich hatte eine Nachtigall, der ich des Tages zweymahl, jedesmahl drey von den Larven des Mehlwurms zu eſſen gab. Dabey hielten wir es ſo: Ich öffnete die Thüre, die an der ſchmalen Seite ihres länglich viereckigen Cabinetts war, da ſie

denn, die meine Abſicht kannte, ſogleich auf die Stange zunächſt der Thüre ſprang, mich mit ihren großen Augen anſah und die Speiſe erwartete. Sobald ſie einen Wurm empfangen hatte, hüpfte ſie mit demſelben auf die entfernteſte Stange, gar nicht aus Furcht, denn ſie ließ mich ſonſt oft Minuten lang bey offenem Thürchen ihr ganz nahe in die Augen ſehen, ſondern vermuthlich weil es bey Nachtigallen ſo der Gebrauch iſt. Dort wendete ſie ihn einige Mahl im Schnabel herum und verſchlang ihn alsdann ganz und auf einmahl. Hierauf ſprang ſie wieder an die Thüre um den zweyten zu empfangen, mit dem ſie es eben ſo machte, und eben ſo empfing ſie auch den dritten, allein nie kam ſie wieder hervor nachdem ſie dieſen empfangen hatte, ob ich gleich immer in der Stellung ſtehen blieb, und ſie

unmöglich bemerken konnte, daß keine Würmer mehr da waren. Um genau zu wiſſen, ob dieſes wirklich Anlage zur Rechenkunſt in dem Vogel war, oder bloß Sättigung, ſo wurde ihr, wiewohl ſelten, ein vierter Wurm angebothen, da ſie denn ſogleich mit Begierde hervorſprang. Meine Nachtigall konnte alſo bis auf drey zählen. Gern hätte ich verſucht ſie bis zur Zahl vier zu bringen, allein das wäre dem guten Thier ſchädlich geweſen, und ich wußte damahls ſchon aus eigener Erfahrung daß es im Ganzen ein ſehr ſchnöder Gewinn im Leben iſt, den Kopf auf Koſten des Magens zu bereichern. Nachher hörte ich, daß man bey einer Eule etwas ähnliches bemerkt hatte. Drey Freunde pflegten des Abends öfters nach einer Felſenhöhle ſpazieren zu gehen, in welcher eine Eule geniſtet hatte.

Wenn dieſe den Beſuch kommen hörte, pflegte ſie heraus zu fliegen und ſich nicht weit von dem Eingange hin zu ſetzen, und ſogleich wieder hinein zu fliegen, wenn dieſe alle drey wieder heraus waren, allein nie flog ſie hinein, ſo lange ſie nur zwey außen bemerkte. Dieſes ſieht auch aus wie zählen, jedoch da 3 Menſchen ein anderer Haufe ſind als 2, und das Ganze anders ausſieht, ſo iſt die Sache leichter als bey der Nachtigall, indeſſen will ich auch nicht entſcheiden durch was für eine Art von Anſchauung die Nachtigall zu jenem Begriff gelangt ſeyn möge. Alſo vom Vogel der Liebe (wenigſtens verdiente die Nachtigall es zu ſeyn, ſo gut als die Taube oder der — Sperling), und dem Vogel der Weisheit wiſſen wir, daß ſie wenigſtens auf 3 zählen können, vom Vogel der Juno, alſo der

Macht, dem Pfau, habe ich nie ſo etwas gehört, er iſt auch viel zu ſtolz und zu ſchön geputzt, als daß ſich von Seiten des Geiſtes viel von ihm erwarten ließe.

---

4) Von einer in dieſer Kaffehzeit ſeltenen weiblichen Erſcheinung.

Unter den vielen Aehnlichkeiten, die das reine Waſſer mit der Tugend hat, iſt gewiß die keine von den geringſten, daß es viel gelobt und wenig geachtet wird. So wie dieſe wird es in ſeiner reinſten Form, wie es vom Himmel ſtrömt, am wenigſten geſchätzt; man verlangt bey beyden immer etwas von Beymiſchung deſſen, was bey der einen keine eigentliche Tugend und beym andern kein eigentliches Waſſer mehr iſt. Man leitet es daher, um es trinkbar zu machen, in

unzählige Töpfe, Keſſel und Schalen, um ſich in denſelben mit fremden Stoffen zu verbinden, oder läßt es von der Sonne durch die Fibern von tauſend Wurzeln, Hölzern und Stängeln treiben, da man es dann mannigfaltig gewürzt, entweder aus Früchten ſaugt oder zu Wein geadelt mit Wohlbehagen trinkt. Ja im letzten Fall zählt man ſogar die Jahre ſeiner Erhebung über das verächtliche Regenwaſſer wie Ahnen, und ſchätzt den, ſo wie in den weiſeſten Staaten die Menſchen, am meiſten, der ihrer die meiſten zählt. Es darf da nichts wäſſeriges in der Compoſition ſeyn; Rhein- und Moſelweine werden immer deſto mehr geſucht, je weniger von dem Rhein und der Moſel ſelbſt unmittelbar hinein gelaufen iſt. Da nun wegen der faſt allgemeinen Gleichgültigkeit der Menſchen gegen die Tugend, immer

diejenigen die eine beſondere Parteylichkeit gegen dieſelbe geäußert haben von den Geſchichtſchreibern, wenn nähmlich Platz dazu war, einiges Andenkens gewürdigt worden ſind, ſo können wir aus einem ähnlichen Grunde einer exemplariſchen Waſſertrinkerinn in unſern kleinen Annalen unmöglich eine Stelle verſagen. Hier iſt Raum genug, und wir zeichnen uns dadurch gar ſehr von den eben erwähnten Geſchichtſchreibern aus, bey denen, mut. mut. die Waſſertrinker, vor der Menge von Weinſäufern, Kaffehſchweſtern und Schnappsbrüdern gar nicht zukommen können.

Katharina Bonſergent wurde wegen ihres außerordentlichen Durſtes ſchon in ihrer früheſten Kindheit merkwürdig, und zog die Aufmerkſamkeit ſorgfältiger Beobachter auf ſich. Bis in ihr

drittes Jahr hatten ſie ihre Aeltern andern Leuten übergeben, am Ende desſelben nahmen ſie ſie aber zu ſich ins Haus. Hier bemerkten ſie bald, daß eine ungewöhnliche Menge Waſſer im Hauſe aufging, und fanden endlich, daß ihre kleine Tochter täglich ungefähr zwey Eimer voll zu ſich nahm. Im Anfange glaubten ſie, ſie ſey bloß verwöhnt. Sie ſuchten ſie daher durch Liebkoſungen und endlich durch Drohungen vom Trinken abzuhalten. Man verſagte ihr das Waſſer, verkleinerte die Portionen, aber alles war umſonſt. Sie ſahen mit Erſtaunen, wie liſtig ſie ſich heimlich Waſſer zu verſchaffen wußte. Im Sommer trank ſie das erſte das beſte, was ihr vorkam, und im Winter nahm ſie ihre Zuflucht zu Eis und Schnee. Beſonders trug ſie Sorge, ſich jedes Mahl für die Nacht einen reichlichen

Vorrath zu erſparen. Als ihr aber end=lich doch ihr ſeltſamer Hang üble Begeg=nung von ihren Aeltern zuzog, entlief ſie und kam nach Paris, wo ſie ſich als Magd vermiethete, und eine beſſere Auf=nahme fand. Ihrer übrigen guten Auf=führung wegen überſah man ihr dieſe kleine Schwelgerey; denn man muß ſich erinnern, daß in Paris das Waſſer Geld koſtet, nähmlich eine Tracht, zu zwey Eimern gerechnet, sechs Sols. Bald darauf in ihrem zwey und zwanzigſten Jahre verheirathete ſie ſich an einen Schuhflicker Nahmens Fery. Dieſem verſchwieg ſie ihre ſonderbare Capacität bis nach der Hochzeit, da denn der arme Teufel öfters die Folgen davon ſehr bit=ter empfand. Er verdiente nicht ſelten des Tages kaum ſo viel, als nöthig war, den Durſt ſeiner lieben Ehehälfte zu ſtil=

len (vom Waſſer abſtrahirt), gerade ſo wie bey uns. Indeſſen müſſen ſie ſich doch gut vertragen haben, denn mit dieſem Manne hat ſie eilf Kinder gehabt. Merkwürdig iſt, daß ſie, während ihrer Wochen, da man denken ſollte, daß ſie vielleicht Verlangen nach ſtärkenden Getränken haben würde, das Waſſer allen andern vorzieht. Ja ihr Durſt darnach iſt alsdann weit ſtärker, und ſie trinkt gewöhnlich vier Quartier ohne abzuſetzen. In dem kalten Winter 1788, da ſie mit dem zehnten Kinde ſchwanger war, trank ſie täglich vier geſtrichene Eimer voll. Dieſes viel dem Hrn. Fery ſehr ſchwer, er nahm daher ſeine Zuflucht zum Schnee, den er von den Dächern kratzte. Daß man doch die Kaffehbohnen bey uns nicht auch von den Dächern kratzen kann! Sie trinkt übrigens nichts als Waſſer, keinen

Kaffeh!! keinen Branntwein und keinen Wein. Ein einziges Glas des letztern iſt im Stande ihr Ohnmachten zuzuziehen. Sie ſpuckt nie aus, iſt nicht waſſerſüchtig, liebt geſalzene Sachen nicht, auch trinkt ſie im Sommer nicht mehr als im Winter. So bald ſie ſich übel befindet, läßt der Durſt nach. Sie iſt von mittlerer Statur, von feiner zarter Haut, etwas ſommerfleckig und von röthlicher Geſichtsfarbe, übrigens eher fett als mager, doch ſind ihre Arme verhältnißmäßig etwas magerer als der übrige Körper. Die Unterlippe iſt etwas dick, ſpringt öfters auf und ſchmerzt alsdann. Von den eilf Kindern hat ſie indeſſen nur zwey aufgebracht, wovon das älteſte mit einem Ausſchlag behaftet iſt. Von den Urſachen, die eine ſo ſeltſame Diſpoſition hätten bewirken können, hat ſich nichts gefun-

den, als daß die Großmutter, bey welcher ſie ſich vor ihrem dritten Jahre aufhielt, den Wein liebte, und dem kleinen Kinde öfters welchen gegeben haben ſoll. — Der Raum des Taſchenbuchs verſtattet nicht, die Beweiſe von der Wahrheit dieſer Geſchichte beyzubringen. Sie iſt aber außer allen Zweifel. Wer ſich davon ſelbſt überzeugen will, kann die umſtändliche Erzählung in den Medical Facts des Dr. Simmons Nro 68. nachſehen.

---

5) Hupazoli und Cornaro, oder: Thue es ihnen nach wer kann.

Ich glaube kaum, daß Hupazoli, wenn man alles zuſammen nimmt, je ſeines gleichen gehabt hat, wenigſtens in der Zeit des neuen Teſtaments nicht. Er ward den 15ten März 1587 zu Caſale

geboren, und ſtarb den 27ſten Jänner 1702 in ſeinem 115ten Jahr. Er lebte alſo in drey Jahrhunderten, ein Glück, das ſelbſt der 169 jährige Henry Jenkins, wiewohl nur um zwey Jahre verfehlte: er wurde nähmlich 1501 geboren und ſtarb 1670 *). Er heirathete fünf Frauen, mit denen er vier und zwanzig Kinder zeugte, und außerdem zählte er noch fünf und zwanzig Baſtarde. Er trank nie etwas anderes als Waſſer, rauchte keinen Tabak, aß wenig aber gut, beſonders Wildpret und Früchte, und weil er glaubte, daß ihn dieſe hinlänglich mit Feuchtigkeit verſähen, ſo trank er öfters ganze Monathe hindurch nichts als den Saft der

*) Der berühmte Thomas Parre war hierin bey ſeinem geringeren Alter glücklicher: er wurde 1583 geboren, und ſtarb 1735, wurde alſo 152 Jahr alt, und lebte in drey Jahrhunderten.

Skorzonerwurzel *). Er wohnte nie einem Schmauſe bey, um allzeit früh zu Abend eſſen und eine halbe Stunde nachher zu Bette gehen zu können. Er ließ nie zur Ader und brauchte keine Arzeney als ſeine Diät (dieſes Wort klingt neben den neun und vierzig Kindern ein wenig ſonderbar, indeſſen iſt auch nur die Rede von Seiner Diät). Im 100ſten Jahre wurden ſeine grauen Haare wieder ſchwarz; im 109ten verlor er die Zähne, und im 111ten bekam er wieder zwey neue. Er hinterließ zwey und zwanzig Bände, worin alles aufgeſchrieben war, was er in ſeinem Leben verrichtet hatte. Ich ent=

*) Dieſes iſt nicht ſehr präcis geſprochen: Er trank nie etwas anders als Waſſer — und weil er Feuchtigkeit genug hatte, ſo trank er ꝛc. Vermüthlich gebrauchte er den Skorzonerſaft nicht als regelmäßiges Getränk, ſondern nur zuweilen in kleinen Doſen, oder man muß dieſen Trank mit zu dem Saft aus Früchten rechnen.

lehne dieſe Geſchichte, deren Wahrheit ich weiter nicht verbürgen kann, aus dem Hannöverſchen Magazin (1787. St. 38.), in welches ſie aus dem Berliner Intelligenzblatt gekommen iſt. Man wird da noch mehrere Umſtände aufgezeichnet finden. — Ob dieſer Mann noch etwas außer Seiner Diät in der Welt getrieben hat, weiß ich nicht. Weiter nachzuſuchen verſtattet mir jetzt die Zeit nicht. Im Jöcher, den ich bey der Hand habe, habe ich ihn vergeblich geſucht, und freylich, wenn er weiter nichts geſchrieben hat, als ſeine zwey und zwanzig Bände, ſo geben ihm dieſe ſo wenig ein Recht auf eine Stelle in jenem Werk, als ſeine fünf und zwanzig Baſtarde. Obwohl dieſe Bände irgendwo vorhanden ſeyn mögen? Ein merkwürdiges Manuſcript wäre es allemahl, und ich möchte wohl lieber ein=

mahl einen Blick in dasſelbe thun, als in irgend ein gedrucktes Opus von ſo vielen Bänden das ich kenne. Strenge und ununterbrochene Mäßigkeit in Eſſen und Trinken, die nach dem gewöhnlichen Maßſtabe geſchätzt, faſt an Mangelleiden gränzt, durch dauerhafte Geſundheit und ein hohes und kraftvolles Alter belohnt zu ſehen, hat etwas ſehr angenehmes und zu Nachahmung reitzendes, und das Leſen ſolcher Geſchichten iſt daher ſehr am Geburts- oder Neujahrstage zu empfehlen. Freylich taugt dazu Hupazoli's Geſchichte weniger, als die des bekannteren Cornaro, weil bey erſterem die offenbare Parteylichkeit der Natur bey der Ausſteuer ſeines Körpers eher niederſchlagend als aufmunternd iſt. Die Geſchichte des Letzteren hingegen wird man nicht ohne lebhaftes Vergnügen in einem vortreff-

lichen Aufſatz des Herrn Hofmed. Hufeland in Weimar (deutſch. Mercur 1792. St. 3. S. 256) über die Verlängerung des Lebens leſen. Man ſieht da deutlicher, welches Urſache und welches Wirkung iſt. Er führte bis in ſein vierzigſtes Jahr ein ſehr ſchwelgeriſches Leben, und zog ſich dadurch eine fürchterliche Krankheit zu. Die Aerzte gaben ihn nicht bloß auf, ſondern beſtimmten ihm ſo zu ſagen ſchon die Stunde ſeines unvermeidlichen Todes. Indeſſen er genaß, (vielleicht weil ihn die Aerzte verlaſſen hatten), und unterwarf ſich nun einer Diät und hielt ſie mit einer Präciſion, die freylich von ungewöhnlicher Seelenſtärke und Macht über ſich ſelbſt zeugt. Wo ich nicht irre, ſo waren es nicht viele Unzen, was er täglich aß, und ſo brachte er ſein Leben über hundert Jahre hinaus. O! wenn man doch alle

die Gewichte und Gegengewichte kennte, wodurch der groſse Mann einen ſo ſchweren Entſchluſs auf einer ſo feinen und zerbrechlichen Spitze über ein halbes Jahrhundert durch ſo weg balancirte, ohne auch nur zu wanken, als hätte alles auf der gleichen Erde geſtanden! Liebe zum Leben oder zu körperlichem Wohlbehagen war es ſchwerlich allein. Vielleicht Gefallen an der Sache ſelbſt, Ehrgeitz, hohe überſpannte Begriffe von der Würde des Menſchen, religiöſe Büſsung oder ſonſt etwas, das man nicht erfahren hat. Der Himmel führt ſeine Heiligen wunderlich. — Ich bin überzeugt, daſs die Hälfte des menſchlichen Geſchlechts, wenigſtens des zahmen Theils desſelben, den man den geſitteten nennt, über die Hälfte zu viel iſst, denn was man, zumahl unter den höhern Claſſen, Hunger nennt, iſt mei-

ſtens mehr ein Appetit nach Hunger, als der eigentliche Bedürfnißhunger ſelbſt. Was müßte nicht ein allgemeines Eſſen à la Cornaro bewirken, in den Körpern und in den — Finanzen! Ich ſagte ſo eben, daß man bey Cornaro's Geſchichte deutlicher ſähe, was Urſache und was Wirkung hierin ſey. Ich glaube nähmlich, daß in mancher von dergleichen Geſchichtserzählungen beyde verwechſelt worden ſind. Ich habe mehr alte Leute gekannt, die einen großen Theil ihrer Zeit damit hinbrachten, das Logbuch bey ihrer unintereſſanten Reiſe über das leidige Mare mortuum des Lebens mit großer Pünctlichkeit zu führen, ſo wie Hupazoli. Sie waren überhaupt pünctlich. Die ſogenannten Leute nach der Uhr werden gewöhnlich alt. Das Handeln nach der Uhr aber ſetzt innere uhrmäßige An-

lage voraus, wovon erſteres nur die Fortſetzung und Sichtbarmachung iſt. Alles, was man treibt vt apes Geometriam, führt gewiß zum Zweck der Natur. Umgekehrt könnte Zwang, auch wenn ihn die Vernunft gut hieße, zuweilen wenigſtens eben ſo wirken, wie Mangel an Diät, und es auch in manchen Fällen wirklich ſeyn. Nun — ſo eben bemerke ich erſt, daß ich bey der beſten Abſicht Mäßigkeit und ein Leben à la Cornaro zu empfehlen, unvermerkt Gefahr laufe, der Vertheidiger des Gegentheils zu ſcheinen. Einen kräftigeren Wink für einen Schriftſteller, abzubrechen, gibt es wohl in der Welt nicht. Alſo kein Wort weiter.

6) Vom Würfel.

Der geometriſche Würfel iſt derjenige reguläre Körper, der von ſechs Quadraten begränzt wird. Weitere Beſtimmungen ſeiner Eigenſchaften ſind für unſere gegenwärtige Betrachtung unnütz. Was die Betrachtung desſelben hierher bringt, iſt die wirklich beſondere Unbeſtimmtheit, womit man ſich im gemeinen Leben ausdrückt, wenn man von ihm ſpricht, und die vielleicht den Pſychologen wichtig werden kann. Nichts iſt gemeiner als den Würfel viereckt zu nennen. Ein junger Engländer, den ich unterrichtete, nannte ihn zum Erſten Mahl a ſolid ſquare, ein ſolides Quadrat, und ein berühmter deutſcher Schriftſteller von ſonſt großen Verdienſten in der Naturgeſchichte, ſpricht ſehr deutlich von den

vier Seiten eines Würfels, und meint unſtreitig damit alle. Auch wurde in den Relationen von dem Schwediſchen Königsmord in vielen Blättern von viereckigen Kugeln geſprochen, das iſt nun freylich arg. Was dieſe ganze Würfelgeſchichte dem Philoſophen aber noch beſonders merkwürdig machen muß, iſt der Umſtand, daß unter allen regulären Körpern, der Würfel gerade der einzige iſt, der in allen Läden mit numerirten Seiten verkauft wird. Die Seiten desſelben werden Eins, zwey, drey bis ſechs allen Menſchen vorgezählt, man würfelt, gewinnt und verliert damit, und wenn man davon, als einem Körper, überhaupt ſpricht, ſo iſt das viereckige und vierſeitige immer wieder da. Am ganzen Würfel iſt ſchlechterdings nichts, was etwas von vieren an ſich hätte,

als die Seite des Quadrats, deren ſechs er zu Gränzen hat. Der Würfel hat ſechs Seiten, jede ein Quadrat; er hat acht Ecken, ſolide Winkel, deren jeder von drey rechten ebenen Winkeln, und zwölf Eckſeiten, deren jede durch den Durchſchnitt zweyer auf einander ſenkrecht ſtehenden Ebenen formirt wird, und endlich die vier und zwanzig ebenen rechten Winkel ſeiner ſechs Seitenflächen. Alſo hier haben wir deutlich, ſechs, acht, zwölf, und vier und zwanzig, was den ganzen Körper angeht, aber etwas, das nur vier Mahl vorkäme, bloß bey einzelnen Seitenflächen. Alſo den Würfel viereckt nennen, heiße ich doch wirklich ein ſehr ſolides Weſen, ja den Maßſtab der Solidität ſelbſt, ſehr ſuperficiell und ſehr einſeitig im ſtrengſten Verſtande des Worts betrach-

ten. Man hat ihn, wo ich nicht irre, bisher als Emblem der Dauer und Beſtändigkeit gebraucht, weil er ſchwer zu wälzen iſt, und eher rutſcht als überſchlägt. Es iſt die Frage, ob man ihn nicht, wo nicht als Sinnbild, doch als eclatantes Beyſpiel der Einſeitigkeit und Superficialität anführen könnte, wenn man ihre Folgen in wiſſenſchaftlichen Dingen beleuchten will. Doch jede Wiſſenſchaft hat ihre eigenen ſoliden Quadrate und viereckte Würfel, die ſich bequemer dazu gebrauchen laſſen. Vielleicht haben an dieſer ſehr gemeinen falſchen Vorſtellungsart, oder eigentlich an dem falſchen Ausdruck unſere Wohnzimmer Schuld. Man ſagt, zwiſchen ſeinen vier Wänden ſitzen, und nennt überhaupt ein Zimmer viereckt, wenn es vier Wände hat. Allein da iſt auch der Ausdruck ganz

richtig, weil das Wort **Wand** weder von dem Fußboden, noch von der Decke eigentlich gebraucht werden kann.

---

7) Von Makulatur-Bleichen.

Ich habe ſchon oft den Verſuch gehägt, daß man doch **Maculatur-Bleichen** haben möchte, um das Papier noch einmahl wieder bedrucken zu können, wenn die Deſſeins darauf aus der Mode kommen, oder eigentlich gar nicht recht Mode werden wollen! Ich ſehe gar nicht ein, warum man gleich jeden Wiſch eines Anfängers mit eben der **permanenten** Farbe druckt, mit welcher die Werke der Meiſterhand gedruckt werden. Denn ſo gering auch immer die Dauer des Wiſches ſeyn mag, ſo dauert er doch immer ſo lange als das Papier worauf er gedruckt iſt, und das iſt viel zu lange. Nun aber

erfordert unſer Durſt nach Wiſſenſchaft von der einen Seite immer mehr Papier, und von der andern unſer Freyheitsſinn immer mehr Lumpen zu Bandagen und Charpie. Wo will das am Ende hinaus? Da wäre nun mein unmaßgeblicher Vorſchlag Druckerfarbe von verſchiedener Dauer zu erfinden, wenigſtens noch eine außer der jetzigen. Dieſe müßte ſo beſchaffen ſeyn, daß man ſie in einer einzigen Nacht wieder wegbleichen könnte. Geſchähe dieſes durch einen wohlfeilen Zuſatz zum Waſſer, ſo riskirte man nicht, bey dem gewöhnlichen Gebrauch in der Haushaltung etwas von dem Buche durch Waſſer zu verlieren. Wäre nun der Werth des Buches entſchieden, ſo druckte man die folgenden Auflagen, oder wäre es der Werth des Mannes, gleich die erſte auf die jetzige Weiſe. Was das für eine

Freude für einen jungen Schriftſteller ſeyn müßte, wenn er nun zum erſten Mahl mit ſtehenbleibenden Buchſtaben gedruckt würde! Es wäre eine Art von literariſcher Majorennität. Freylich müßte, wenn die Sache Eingang finden ſollte, kein Spötter darüber kommen und gewiſſe Schriftſteller alsdann etwa Gens de Couleur nennen, oder gar anfangen von Mulatten zu ſprechen, das würde den ganzen Handel verderben. Allein ganz im Ernſt: ich ſehe nicht ein, warum man unſerm Druck eine ſo ungeheure Feſtigkeit gibt, daß man ihn faſt durch keine Kunſt wegbringen kann. Etwas weniger Feſtigkeit würde der Hauptabſicht gar nicht ſchaden, und in mancher Rückſicht z. B. auch bey der Verarbeitung gedruckter Bücher zu Papiermaſſe von beträchtlichem Nutzen ſeyn.

8) Urnen und Aſchenkrüge von einer neuen Art.

Wenn man von dem Scheitel ſeiner Silhouette durch die Mitte des Halſes eine gerade Linie zieht, wodurch alſo der Schatten des Kopfes in zwey Theile getheilt wird, und nunmehr diejenige Hälfte, die das Geſicht enthält, ſich um dieſe Linie drehen läßt, bis ſie wieder in die erſte Lage kommt, ſo beſchreibt jeder Punct des Umriſſes einen Kreis, auf deſſen Ebene jene Linie (die Achſe) ſenkrecht ſteht, und das Silhouetten-Stück ſelbſt wird einen Körper beſchreiben, der in den meiſten Fällen, zumahl wenn die Lage der Achſe gut gewählt wird, einer gewöhnlichen Urne nicht unähnlich iſt. Zuweilen entſtehen ſo gar herrliche hetruſciſche Formen, und gemeiniglich geben

die ſchönſten Frauenzimmerköpfe die ſchön-
ſten Urnen. Fallen ſie etwas breit und
nicht ſchlank genug aus, ſo darf man
nur die Achſe der Umdrehung etwas mehr
nach vorn zu nehmen; der Anfang der
erhabenen Bruſt gibt immer ein gutes Fuß-
geſtell. Die Lage der Achſe auch gegen
den Anfang der Friſur und die Form
dieſes Anfangs ſelbſt tragen oft etwas
zur Verſchönerung bey. Wer verſuchen
will, was für eine Urne ſein Schattenriß
gibt, kann ſich davon vorläufig auf fol-
gende Weiſe leicht überzeugen. Man falzt
ein Blättchen Papier zuſammen, öffnet es
wieder und zeichnet das Vordertheil der
Silhouette mit Bleyſtift ſo hinein, daß
der Bruch des Papiers die Achſe der Um-
drehung vorſtellt, alsdann fährt man den
Zügen ſchnell mit Tinte nach, und falzt
während die Tinte noch naß iſt, die an-

dere Hälfte des Blättchens wieder darauf, ſo druckt ſich die Zeichnung auch darauf ab, und beyde Geſichter ſtellen nun einen Janus-Kopf vor, der zugleich den Umriß der Urne darſtellt, wonach denn die Urne ſelbſt leicht verfertigt werden kann. Vermuthlich werden unſere Leſer ſchon ſolche Stockknöpfchen, oder andere Knöpfchen, die hier und da zu Handhaben kleiner Deckel dienen könnten, geſehen haben, deren Profile Silhouetten vorſtellen. Ich habe unter andern ein ſolches Knöpfchen geſehen, das die Silhouette Ludwig des XVI. vorſtellte, das ſehr gut gearbeitet war. Ich glaube aber, es iſt eben nicht gerade das ſchmeichelhafteſte Denkmahl, das man geliebten Perſonen in ſeiner Haushaltung ſtiftet, wenn man ihre Köpfe zu Stockknöpfen oder zu Handhaben an Deckeln von Rauchtabacks-

doſen gebraucht. Ich denke, wenn man ja ſolche, leicht zu verfertigende und dabey in eine nicht unangenehme Myſtik gehüllte Denkmähler nun doch einmahl haben will, ſo wähle man lieber dazu die Urne. Ich bin überzeugt, daß manche ſolche Urnen ſelbſt geſchmackvolle Grabmähler nicht verunzieren würden, und ein geringer Verſtoß gegen die Schönheit, würde ja wohl durch die Erinnerung zugedeckt, daß das Gefäß zugleich den Profil des Verſtorbenen enthalte. Daß aber ſchöne und zumahl jugendliche Geſichter gehörig behandelt, auch ſchöne, geſchmackvolle Urnen geben, hätte ich gern mit einer Zeichnung bewieſen, wenn die Zeit nicht zu kurz geweſen wäre. Freylich iſt der Welt mit ſolchen Urnen auf Grabmählern, ſo wie überhaupt mit ſolchen jugendlichen Köpfen auf Kirchhöfen wenig

gedient. — Geometriſchen Leſern braucht man übrigens nicht zu ſagen, daß nicht alle Geſichter zu ſolchen Urnen taugen, nähmlich diejenigen nicht, bey denen ein Perpendikel aus irgend einem Punct des Umriſſes auf die Achſe, den Umriß noch einmahl oder zweymahl ſchneidet. Dahin gehören z. B. die Geſichter mit den über-hängenden Habichts-Naſen u. ſ. w., wovon man den Beweis leicht ſelbſt finden wird.

---

9) Ein Wort über das Alter der Guillotine.

Der Lyoner Arzt Jean Baptiſte Guillotin wird gewöhnlich, und wie ich glaube, mit Recht, für den Erfinder der berüchtigten Maſchine gehalten, durch die er ſelbſt am 14. März 1794, weil er ei-

ner verdächtigen Correſpondenz mit Turin beſchuldigt wurde, ſein Leben endigen mußte. Des Mannes Abſicht war gut, denn, wenn doch einmahl Köpfe abgeſchlagen werden ſollen, ſo iſt nicht leicht eine vollkommnere Maſchine zu dieſer Abſicht möglich, als die Guillotine. Sie wird indeſſen nunmehr das ſo unſichere Schwert oder das nicht viel zuverläſſigere Beil bey uns nicht mehr verdrängen, ſeitdem die Hunnen des achtzehnten Jahrhunderts ſie zu einer Abſicht genützt haben, die mit ihrer eigentlichen erſten Beſtimmung faſt eben einen ſolchen Contraſt macht, als Herrn Guillotins Vornahme (Johannes der Täufer) mit Herrn Guillotins Erfindung ſelbſt. Man hat darüber geſpottet, daß ein Arzt eine Köpfmaſchine erfunden habe; gerade als wenn es ſo etwas Seltenes wäre, daß

Aerzte Mittel erfänden, die Menſchen geſchwind aus der Welt zu ſchaffen. Es iſt noch eine groſse Frage, durch welche Erfindung mehr Menſchen gefallen ſind: durch die Guillotine, oder durch die beliebten Pülverchen des Hrn. Doctor Ailhaud.

Man hat bisher in verſchiedenen Blättern Nachrichten über das Alter dieſer Erfindung geliefert, wovon mir vermuthlich die wenigſten zu Geſicht gekommen ſind, weil ich überhaupt nicht darnach geſucht, ſondern mir nur angemerkt habe, was ich in Schriften fand, die ich ohnehin würde geleſen haben. So wird in dem European Magazine, January 1794 S. 7 die Erfindung auf das Jahr 1590 zurückgeführt; im Gentleman's Magazine, January 1794 S. 40 bis auf 1553. In den Hamburger Addreß-Contor-Nachrichten 1794 Nro. 65 bis auf 1552. In allen dieſen Nachrich-

ten wird ſich auf Abbildungen bezogen. Die älteſte mir vorgekommene Nachricht von einem Werkzeuge, das ſich hierherziehen läßt, befindet ſich aber in einem Werke, deſſen man, wo ich nicht irre, einmahl in der Jenaiſchen Literatur-Zeitung zu gleichem Zweck gedacht hat, das mir aber vor ſchon geraumer Zeit, von unſerm Herrn Bibliothekar Reuß aus hieſiger Bibliothek mitgetheilt worden iſt. Ich ſetze den Titel her: Catalogus Sanctorum et geſtorum eorum ex diverſis voluminibus collectus etc. a. Dom. Petro de Natalibus de Venetiis, Dei gratia Epiſcopo Equilino. Impreſſum Lugduni per *Jacobum Saccon.* Anno 1514. In dieſem Werke, deſſen nicht ſehr elegante Holzſchnitte die Inſpection aller derer verdienen, die einmahl Willens ſind neue Marter-Maſchinen zu erdenken, befindet

ſich auch Fol. 16, 18, 85, 89 eine ſolche Maſchine abgebildet. Nähmlich ein ſchweres Beil, das, wie der Block einer Ramme, zwiſchen Rahmen aufgezogen, auf den Hals des Opfers herabfällt, und ihn, auf einen Klotz gelehnt, abhackt. Dieſes Allein beweiſen alle dieſe antiquariſchen Unterſuchungen. Aber das iſt keine Guillotine. Alle dieſe Anſtalten, ſo weit man ſie aus den Abbildungen beurtheilen kann, ſind ſo ſehr von der Guillotine unterſchieden, als das Hackemeſſer von dem Krauthobel. Das herabfallende ſchwere Beil hackt den Kopf ab, aber die Guillotine ſchneidet ihn ab. Das iſt doch offenbar zweyerley, und, wo ich mich recht erinnere, hat auch Hr. Guillotin hierauf einen beſondern Accent gelegt. Es iſt ein ſehr großer Unterſchied zwiſchen abhacken und ab-

ſchneiden. Die Unterſcheidung findet ſich ja ſchon ſo gar in der Sprache, wenigſtens in der unſrigen. Bey allen den alten Köpfmaſchinen, die man für Guillotinen ausgibt, fällt die Schneide des Meſſers oder Beils horizontal herab, faßt alſo alle Fibern des Halſes nach der Breite auf Ein Mahl, und bleibt, nachdem der Kopf (wenn der Himmel will) ab iſt, auf dem Klotze liegen. Auch iſt von der ganzen Schneide des Beils, nur ein geringer Theil wirkſam, nähmlich gerade ſo viel davon, als die Breite des Halſes beträgt. Bey der Guillotine hingegen iſt die Schneide ſtark gegen den Horizont geneigt, das fallende Meſſer greift alſo nur anfangs wenige Fibern des Halſes an, und bahnt ſich ſo unvermerkt den Weg zu dem ſtärkern Theil. Daher auch der Hals bey der

Guillotine in einer Aushöhlung, oder gar in einer Art von Halsband, das durch Breter formirt wird, liegen muß, um bey dem erſten Anfall nicht von der Seite auszuweichen, und das Meſſer bleibt nicht auf einem Block liegen, ſondern geht an den Bretern ganz vorbey, über den abgeſchnittenen Hals hinaus, wie der Hobel. Der wirkſame Theil der fallenden Schneide iſt hier ſehr viel größer, als bey dem hackenden Beil, und richtet ſich nach dem Neigungswinkel der Schneide gegen den Horizont. Wird nun übrigens dafür geſorgt, daß die Zeit des Durchgangs des Meſſers durch den Hals nicht größer iſt, als die zum Abhacken nöthige, ſo wird auch dieſer kleine Zeitraum bey der Guillotine minde rempfindlich ſeyn, als bey dem fallenden Beil. Die Sache iſt einer mathematiſchen Darſtellung

fähig, womit ich aber unſere Leſer ver=ſchonen will. Ich habe gehört, daß das Meſſer der Guillotine einen Fall von 32 Fußen haben ſoll. Das Gewicht deſſelben iſt mir unbekannt. Das Beil klemmt zu=gleich indem es ſchneidet, ſo wie die Schere, und iſt ſchmerzhaft, weil die Muskelfibern der ſenkrecht auf ihre Länge eindringenden Schneide den größtmögli=chen Widerſtand leiſten, und ohne Klem=mung des Ganzen nicht getrennt werden können. Der Leidende ſtirbt freylich in beyden Fällen (wenn die Maſchine kräftig genug iſt) in einem Augenblick; aber die Schmerzen dieſes Augenblicks haben ihre Grade, wo nicht immer für den Leidenden ſelbſt von Dauer, doch für die Zurückge=bliebenen, die ſich dieſen Punct mit Recht, in ſeinem Nahmen, zu Minuten ausdehnen. Aber auch was der Leidende

in dem critiſchen Punct in welchem er leidet, von Zeit zu wenig für die Empfindung hat, das hat er ſehr oft im Vorauswiſſen zu viel. Wer da weiß, daß er unter dem Beil ſterben muß, in einem Augenblick, betrachtet dieſen Augenblick durch ein Vergrößerungsmittel. Unter ſolchen Umſtänden, glaube ich, iſt es Pflicht, ſelbſt für die practiſche Mechanik, jene ſchwere Paſſage nach allen Kräften zu erleichtern.

Wenn ich anders recht geſehen habe, ſo verbindet ſchon das Schwert ſelbſt, Beil und Guillotine. Die Spitze des Schwerts beſchreibt beym Abhauen nicht durchaus einen Kreis, ſondern der erſte Einhieb iſt ein Abhacken, und der zweyte Theil ein Schnitt, wobey das Schwert von dem Scharfrichter angezogen wird. Aus dieſen wenigen Betrachtungen

mit Jedes eigner Erfahrung im Leben bey Verwundungen, zuſammen gehalten, wird leicht erhellen: Daß die Guillotine mit langer Schneide, großem Gewicht, und hohem Falle, das ſanfteſte Mittel iſt, den Kopf vom Rumpf zu trennen; ſie allein ſchneidet, im eigentlichen Verſtande; das Beil hackt und klemmt; das Schwert hackt und ſchneidet, und klemmt alſo auch, weil es hackt; die Schere klemmt und ſchneidet; die Säge, das ſchmerzhafteſte Werkzeug unter allen, zerreißt durch Dehnung und ſchneidet. Wenn alſo nichts Näheres über die fallenden Meſſer der Alten bekannt wird, ſo iſt und bleibt die Erfindung der Guillotine eine Erfindung des Herrn Jean Baptiſte Guillotin zu Lyon. Denn wenn man einmahl in der Geſchichte der Erfindungen nicht ſubtiler diſtinguiren

wollte, als hierbey bisher geſchehen iſt, ſo wäre offenbar der Erfinder der Holz-axt auch der vom Aderlaß-Schnepper.

Zum Beſchluß füge ich, gewiſſer Leſer wegen, ein Paar Anmerkungen bey, aus welchen die übrigen machen können, was ſie unmaßgeblich wollen.

In Herrn Hofrath Richter's chirurgiſchen Bibliothek finde ich im IXten Bande S. 178, die Nachricht, daß die vier Aerzte, denen der unglückliche König im Jahr 1782 die Unterſuchung von Mesmers Magnetismus übertrug, waren: Bortin, Sallin, d'Arcet und Guillotin. War dieſes wohl der Erfinder der Maſchine? Das wäre die erſte Bemerkung. Die zweyte iſt kürzer. Des unglücklichen und guten Königs Amme hieß Guillot. Die Sache iſt, wenn man Zeitungen trauen darf, gewiß. Ich

habe es in mehreren bemerkt gefunden. Deſſen ungeachtet könnte ein lügenhafter Franzos leicht das Ammen-Hiſtörchen hingeworfen haben, ein Sinngedichtchen darauf zu pflanzen. Ich habe aber wenigſtens das Pflänzchen nicht geſehen.

---

10) Neuer Gebrauch der Hunde.

Unter den vielen Gegenſtänden der Natur, die unſere Bewunderung verdienen, aber ſelten im Ernſt damit beehrt werden, gehören die Hundsnaſen gewiß nicht unter die letzten. Man findet die erſtaunliche Unterſcheidungskraft, die in der Naſe dieſes häuslichen Thieres liegt, nicht außerordentlich, weil ſie etwas Alltägliches iſt. Aber etwas Alltägliches in einem Sinne des Worts, kann in einem andern etwas ſehr Ungemeines ſeyn, und in dieſe

Claſſe gehört nahmentlich die Erſcheinung, von der wir hier reden. Der Hund findet das Schnupftuch ſeines Herrn, das er in das Feld geworfen hat, wieder, nach einer Entfernung von Tauſenden von Schritten und weiter. Er findet ſo gar unter einer Menge Geld die Münze aus, die ſein Herr darunter geſteckt hat, und ihn ſelbſt in dem Gedränge, wo ſich die Gerüche von unzähligen Herrn, wovon jeder der ſeinige ſeyn könnte, wie Lichtſtrahlen durchkreuzen. Daß ihn zwar hier das Geſicht zuweilen unterſtützen mag, iſt wahrſcheinlich, aber was unterſtützt ihn bey der Fährte des entfernten Wildes oder bey der tief verborgenen Trüffel? Die Frage iſt alſo: hat man wohl von der Naſe dieſes nützlichen Thieres ſchon allen den Gebrauch gemacht, den man von ihr machen kann. Ich für mein

Theil glaube es gar nicht. Nur einige Beyſpiele. Es iſt bekannt, daß die Aerzte ſich bey manchen Krankheiten im Anfange in großer Verlegenheit finden, wenn ſie ausmachen ſollen, welcher Natur ſie ſey, gallichter oder inflammatoriſcher, ob Brechmittel oder Aderlaß den Anfang machen müſſe. Ich glaube, ein im Hoſpital gut abgerichteter Hund würde dieſes in einem Augenblick entſcheiden. Er würde z. B. den Schwanz hängen laſſen, und die rechte Vorderpfote aufheben, wenn die Krankheit gallicht, oder ihn ausſtrecken und die linke lüften, wenn ſie inflammatoriſch wäre. Man lächelt vielleicht hierüber, zumahl, wenn man ſich den Arzt denkt, wie er mit ſeiner Kuppel von Dachshunden, Pudel, Spitzen und Hühnerhunden begleitet, einmarſchirt. Aber hier iſt für-

wahr nichts zu lachen. Lächeln würde man mit Recht, wenn man die Reihe falſcher, verführeriſcher Hypotheſen ſehen könnte, mit denen er nach dem Tode des Patienten ausmarſchirt, und wie ſie alle den Schwanz hängen laſſen, und nun zu Hauſe privatim durchgeprügelt werden. — Worüber die jetzige Welt lächelt, lächelt deßwegen die Nachwelt noch nicht, und Kalender haben ein Recht auf die Nachwelt. Und nun gar die Chemie mit ihren reagentibus! Man hat eine bekannte, alte, luſtige Bemerkung: Das, was in der Apotheke, wenn man hineinkomme, zuerſt rieche, ſey die Naſe. Hier iſt alſo der Hund recht zu Hauſe. Mich dünkt, es müßten ſich Hunde für das Oxygen, das Hydrogen, das Phlogiſton und den Kohlenſtoff abrichten laſſen, ſo gut als für die Trüffel. — Wozu

nun alles das? Antwort: dafür: In unſerer Stadt genießen die Hunde eines nicht gemeinen Schutzes; ſie heulen und bellen auf den Straßen die ganze Nacht. Ich tadle dieſes keineswegs, eben weil ich es für nichts weiter anſehe, als für dringende Bitte um Brot und Beförderung bey unläugbarem Verdienſt, und folglich für ein Getöſe, das ſich auf Recht gründet, und ſo hat es durch eine Vorſtellung gedämpft, nicht Widriges für mich. So und in ſolchen Fällen iſt es verſtattet, ſich ſelbſt zu helfen, wenn ſonſt niemand helfen kann oder will.

11) Wie die Schineſen ihr großes Papier verfertigen.

Wer das Papier der Schineſen bloß aus ihren Büchern kennt, kann ſich kaum einen Begriff von der Schönheit deßjenigen machen, das ſie zu ihren großen Zeichnungen verfertigen. Es kömmt an Weiſſe, Stärke und Dicke dem beſten Franzöſiſchen gleich. Was es aber ganz vor allen Europäiſchen Papieren auszeichnet, iſt, daß ſie Bogen von acht bis neun Fußen in der Länge und von verhältnißmäßiger Breite ganz aus einem Stücke zu machen verſtehen. Was den letzten Umſtand, nähmlich die Größe der Bogen betrifft, ſo hat uns Franklin gelehrt, wie ſie dabey zu Werke gehen. In der Mitte zwiſchen zwey Wannen, eigentlich aus Backſteinen mit einem Cement ver-

ſtrichenen waſſerdichten Trögen, die etwas größer ſind als der Bogen Papier werden ſoll, ſteht ein niedriger Ofen, eben ſo lang als die Tröge, aber breiter, mit einem etwas niedrigen Dache. Die beyden Ebenen, die das Dach des Ofens formiren, ſind gegen die Tröge zu geneigt, und jede dieſer Ebenen iſt ungefähr der Größe des zu verfertigenden Papiers gleich. Hieraus, und aus der Neigung der Ebenen, die nur gering zu ſeyn braucht, ergibt ſich die Breite des Ofens. Dieſe Abdachungen des Ofens verfertigen ſie aus einer Art von Stukko, das eine gute Politur annimmt. In den Trögen befindet ſich die Papiermaſſe zum Ausſchöpfen bereitet. Das Sieb, womit der Bogen geſchöpft wird, erhält ſeine Steifigkeit gerade ſo, wie unſere gewöhnlichen Siebe, durch einen dünnen und hohen, und daher

zugleich ſtarken und doch leichten Rand. Dieſes Schöpf=Sieb iſt, um die Arbeit noch mehr zu erleichtern, an beyden ſchmalen Enden durch Gewichte balancirt, die an Schnüren hängen, welche man über Rollen an der Decke des Zimmers führt, ſo daß alſo die beyden Arbeiter, die das Schöpfen verrichten, von dem Gewichte des Siebes faſt nichts zu tragen haben, und folglich zu den übrigen dabey nöthigen Operationen die freye Kraft ihrer Arme gebrauchen können. Iſt nun der Bogen geſchöpft, wobey, wie es ſich wohl von ſelbſt verſteht, der Rand des Siebes nach unten gekehrt ſeyn muß, ſo wird er, nachdem das Waſſer abgelaufen iſt, auf die zunächſt befindliche gehörig erwärmte Abdachung des Ofens angedrückt. Hier erhält er ſehr bald Trockenheit genug, daß ihn ein Knabe davon durch Aufrollen

abnehmen kann. Eben dieſes geſchieht durch zwey andere Arbeiter und einen andern Knaben an der andern Seite des Ofens. Um dem Papier den nöthigen Leim zu geben, vermiſchen ſie bloß ein Decoct von Reis mit der Maſſe deſſelben.

---

12) Ueber Bücher-Formate.

Da hier von Papier-Form die Rede war, ſo ſtehen wohl einige Bemerkungen über unſere Bücher-Formate hintendrein nicht ganz am unrechten Orte. Sollte dieſer kleine Artikel manchen Leſerinnen etwas zu mathematiſch ſcheinen, ſo müſſen wir ihnen zu bedenken geben, daß dieſes Verfahren ganz *à l'Angloiſe* iſt, eine Mode, die ſie ſonſt ſo ſehr ſchätzen. Man hat bekanntlich in England ein *Gentleman's Magazine* und ein *Lady's*

Magazine *), alſo eins für den Mann von Stand und eins für die Dame. Der Inhalt dieſer beyden Monathsſchriften ſteht nicht ſelten in einer Verhältniß, die gerade die umgekehrte von derjenigen iſt, in welcher, nach der irrigen Meinung einiger Herrn, die Fähigkeiten von Herrn und Damen ſtehen ſollen. Um das erſtere leſen zu können, iſt bloß nöthig, daß man wacht und die Augen des Leibes aufthut; die Abbildungen von alten Klöſtern und halb verweſten Grabſteinen fallen alsdann von ſelbſt hinein. Hingegen iſt es mit den Wurzelzeichen und geometriſchen Figuren des andern nicht alſo, da muß noch mehr aufgethan werden — die Augen des Geiſtes. Eine ſo große Anſtalt iſt nun bey unſerer Betrachtung nicht nöthig, ſie wäre, ein kleines Wur-

*) Bey Wilkie, auf St. Pauls Kirchhof.

zelzeichen abgerechnet, faſt ganz für das *Gentleman's Magazine.* — Die Papier-Sorten, worauf unſere Bücher gedruckt werden, haben die Form von Rechtecken, in welchen die Verhältniſſe der Seiten ſehr variiren, einige nähern ſich der Gleichheit ſehr, indeſſen iſt mir wenigſtens noch kein Druck- oder Schreibpapier vorgekommen, das ganz gleichſeitig geweſen wäre. In hieſiger Gegend wird aber ſchon ein Conceptpapier verfertigt, worin die beyden Seiten des ganzen Bogens ſich verhalten wie 6:7, dieſes giebt ein langes, unangenehmes Folio von einer Seitenverhältniß von 7:12, worauf denn das Quarto wiederum 6:7 und Octavo wieder 7:12 bekömmt, vorausgeſetzt, daß, bey jedem Bruch des Bogens, allemahl die größere Seite gebrochen wird, welches auch gemeiniglich geſchieht. Nennen wir

alſo bey unſerm Papier die beyden Seiten a und b, wo wir b größer ſetzen wollen als a, ſo ſind die Verhältniſſe der Seiten in den gewöhnlichen Formaten dieſe:

Patent-Form.	$a:b = a:b$
Folio	$\frac{1}{2}b:a = b:2a$
Quart	$\frac{1}{2}a:\frac{1}{2}b = a:b$
Octav	$\frac{1}{4}b:\frac{1}{2}a = b:2a$
Sedez	$\frac{1}{4}a:\frac{1}{4}b = a:b$

Aus dem Anblick der letzten Columne erhellet, daß ſich die Formate immer abwechſelnd ähnlich werden, und daß das verächtliche Sedez mit dem majeſtätiſchen Patent einerley Verhältniſſe bekömmt. Bricht man immer bloß die kürzere Seite, ſo erhält man zuerſt ein langes Folio, und dann ein verhältnißmäßig noch längeres Quarto u. ſ. w. Die Stammtafel dieſer Formate iſt: $\frac{1}{2}a:b$; $\frac{1}{4}a:b$; $\frac{1}{8}a:b$ ꝛc. Hiervon ſind die erſten noch zu gebrauchen,

und kommen in Rechnungsbüchern, Muſterkarten, allerley Arten von Liſten, als Demokraten-Liſten u. ſ. w. hier und da vor. Sehr weit geht es indeſſen mit dieſer Reihe nicht, für Bücher wenigſtens; ſie verlieren ſich bald in Schuſter- und Schneider-Maße und Unterlagen für die Paſtetenbäcker. Ein Schickſal, das freylich auch manchen andern Büchern droht, aber nicht des Formats wegen. Bricht man abwechſelnd erſt nach der langen Seite, und dann nach der kurzen, ſo ſieht das Geſchlecht ſo aus $\frac{1}{2}b : a$; $\frac{1}{4}b : a$; $\frac{1}{4}b : \frac{1}{2}a$; $\frac{1}{8}b : \frac{1}{2}a$ . . . ꝛc. In dieſer Reihe kommen einige nicht unangenehme längliche Formate im kleinen vor, die man hier und da zu Spruchbüchern, Beichtbüchern, manchen Tabellen, und überhaupt ſolchen Hülfsbüchelchen zu nutzen pflegt, die man wie

Terzerollen bey ſich trägt. — Hier entſteht nun die Frage: 1) könnte man nicht dem Papier eine ſolche Form geben, daß alle Formate einander ähnlich würden? und 2) wäre ein ſolches Format bequem und ſchön? Die erſte Frage wird jeder Anfänger in der Algebra beantworten können. Wir wollen die Auflöſung herſetzen. Weil hier immer eine Seite des Bogens ſo groß angenommen werden kann, als man will, ſo wollen wir die kleinere wiederum a, die größere aber, die geſucht wird, x nennen, ſo wäre alſo bey dieſem Papier,

die Patentform $a : x$ und folglich, x gebrochen, gäbe für das

Folio . . $\frac{1}{2}x : a = x : 2a$, wie oben. Weil nun aber dieſe Formate einander ähnlich ſeyn ſollen, ſo iſt $a : x = x : 2a$; alſo $x^2 = 2a^2$ und $x = a\sqrt{2}$.

So wäre alſo dieſe Verhältniß der Sei-
ten bey der

Patentform $= a : a\sqrt{2} = 1 : \sqrt{2}$

bey Folio $= \frac{\sqrt{2}}{2} : 1 = 1 : \sqrt{2}$

u. ſ. w. ins Unendliche. Da nun bekannt-
lich die Verhältniß von $1 : \sqrt{2}$ die Ver-
hältniß der Seite des Quadrats zu deſſen
Diagonale iſt: ſo kann ſich jedermann
ſogleich ein Blatt von dieſer Form ſchnei-
den. Vielleicht ergeht es ihm alsdann
wie mir vor mehreren Jahren, da ich
unvermuthet gewahr ward, daß der Bo-
gen Papier, den ich für das Beyſpiel
zuſchneiden wollte, ſchon die Form hatte,
die ich ihm zu geben willens war. Unſer
gewöhnliches Schreibpapier in klein Folio
hat nähmlich hier zu Lande wirklich dieſe
Form ſchon, und es war mir angenehm,
zu finden, daß irgend jemand ſchon bey

der erſten Bildung des Papiers, ſo gar die Figur desſelben eines Gedankens gewürdigt hatte, alſo einer Ehre, die ihm nachher im Dienſte ſelbſt, bald beym Schreiben, bald beym Leſen nicht ſelten verſagt wird. Wer dieſes Papier kennt, oder ſich die Mühe nehmen will, ein ſolches Blatt zu ſchneiden, wird finden, daß es ein ſehr gefälliges und bequemes Format iſt. So viel zur Beantwortung der beyden Fragen, und nun zum Beſchluß noch ein Paar Bemerkungen. Das Beſchneiden des Papiers beym Binden der Bücher ſetzt freylich der genauen Anwendung dieſer Theorie große Schwierigkeiten entgegen. Denn man ſieht leicht, daß, wenn die Verhältniß der Seiten nun auch beym beſchnittenen Buche noch Statt finden ſoll, worauf es hier hauptſächlich ankömmt, die beyden

Dimenſionen der Blätter beym Beſchnei=
den auch in eben der Verhältniß vermin=
dert werden müßten, in der ſie ſelbſt
ſtehen. Indeſſen trifft hier der Umſtand
ein, daß ſie nach der kleineren Dimenſion
nur eine, hingegen nach der längeren
zwey Verkürzungen erleiden, die einander
nicht ganz gleich ſind. Dieſes, und daß
das Auge geringe Abweichungen von
der Regel nicht bemerken kann, trägt
zuſammen dazu bey, daß, wie wir aus
der Erfahrung wiſſen, das Gefällige die=
ſer Verhältniß durch dieſe Buchbinder=
Operation nicht verloren geht, und alle
Formate ſich ſehr ähnlich ſehen. Wenig=
ſtens wird dadurch dem unangenehmen
Sprung von einem langen Format zu
einem faſt quadratförmigen, wie dieſes
der Fall bey manchem Folio und Quart
iſt, ſehr gut vorgebeugt. Auch würde

man bey etwas größerm Papier nicht nöthig haben, zwiſchen Octav und Sedez noch eine halbe Staffel, ein Duodez, einzuſchalten, ſo wenig als man, um längliche Formate zu gewinnen, jetzt zwiſchen Folio und Quart noch eine Terz einſchaltet. Denn das Sedez, das ſich bey dem gewöhnlichen Papier dem Quadrat ſehr nähert, welches die unangenehmſte Figur iſt, die ein kleines Format haben kann, würde nun in linea recta deſcendente, die angenehme Bildung ſeiner Vorgänger erben.

---

13) Zero.

Ich bin zuweilen gefragt worden, wo das Franzöſiſche Wort *Zero*, das eine Nulle bedeutet, herkomme? Unſtreitig iſt es einerley mit *cyphra* und *cypher*,

die im Lateiniſchen und Engliſchen noch jetzt Nullen bedeuten, und die man am beſten von dem Hebräiſchen *ſaphar*, zählen, und *ſephar*, Zählung, herleitet. Menage (Les origines de la langue françoiſe, art *chifre* ſagt: Les Eſpagnols ont premièrement emprunté ce mot des Arabes. Das wäre *Zefro*. Wer nun überdieß weiß, wie oft die Spanier das f mit h vertauſchen, wird *Zehro* und *Zero* nicht unnatürlich finden.

---

14) Vom bibliopoliſchen Jahre.

Dieſes wichtige, aber wenig bemerkte, Jahr fängt ſich gewöhnlich ſechs, bisweilen acht Wochen vor dem ſo genannten Kirchenjahre an, und ein ganzes Viertel vor unſerer gewöhnlichen Zeitrechnung. Bücher im Auguſtmonath 1795

gedruckt, erhalten die Jahrzahl 1796, als wären es Kalender. Sie ſollen nähmlich auf der Oſtermeſſe des künftigen Jahres noch immer als friſche — Häringe erſcheinen. Die Abſicht iſt gut, und kein Mann von Gefühl wird etwas darwider haben, wenn auch nur das kümmerliche Schmetterlingsleben eines einzigen armen Buchs dadurch nur ein Paar Monathe hingehalten wird. Sterben müſſen doch alle! Allein, wie alle wohlthätige Anſtalten, hat auch dieſe ihre großen Nachtheile, zumahl hier, wo die Herrn Directoren nicht immer Einſicht genug beſitzen, zu beurtheilen, ob nicht ihre wohlgemeinte Vorſicht dem Liebling am Ende ſchade. Ich erinnere mich ſehr wohl einer gewiſſen Schrift, worin von Witterungsprophezeihungen die Rede war. Der Verfaſſer hatte darin, vielleicht bloß durch einen

glücklichen Griff, wirklich einen kalten Winter ein Vierteljahr voraus geſagt. Das Buch erſchien um Michaelis mit der Jahrzahl des folgenden Jahres auf dem Titel. Hierdurch riskirte der Verfaſſer ganz um die Ehre ſelbſt des glücklichen Griffs zu kommen, wenn der zweyte Winter warm geweſen wäre. Indeſſen überſehen iſt ihm ſein Verdienſt nicht worden. Der Göttingiſche Recenſent hat den Umſtand bemerkt, und nachdem die Prophezeihung eingetroffen war, dem Verfaſſer die ſo verdienten Honneurs gemacht. — Dieſes erinnert uns im Vorbeygehen an eine Vorſicht, die denen ſehr zu empfehlen iſt, die die Engliſche Geſchichte des vierten Decenniums dieſes Jahrhunderts aus gedruckten Urkunden bearbeiten wollen, da herrſcht oft ein wahres Babel in den Zeitangaben. Folgendes

Beyſpiel wird die Sache erläutern. Im Februar 1735, nach unſerer Art zu zählen, kamen in London an demſelben Tage Zeitungen heraus, die das Jahr 1734 hatten, obgleich denſelben Monath, weil ſie nähmlich ihr neues Jahr, der alten Gewohnheit nach, erſt mit Lady-Day (25. März) des unſrigen anfingen, und dieſes erzeugte folgende allerdings merkwürdige Verwirrung: In derſelben Woche erſchien in London die Rede des Königs mit dem Datum 1732 — 3; die Addreſſe des Oberhauſes wegen dieſer Rede, mit 1732, und die der Gemeinen mit 1733.

15) Troſt bey trauriger politiſcher Ausſicht.

Dieſen Troſt habe ich in einem Buche gefunden, das wenig geleſen wird, wovon ich aber jetzt, nachdem ich es ausgefunden habe, Woche für Woche einige Blätter leſe — und dieſes iſt: der Band politiſcher Zeitungen vom vorigen Jahre. Man muß den Verſuch ſelbſt machen, um ſich zu überzeugen, was das für eine Unterhaltung iſt. Natürlich lieſt man allemahl nur die Blätter daraus, die praeter propter dasſelbe Datum mit dem heutigen Tage führen. Betrachtungen in hundertfacher Form ſtrömen einem alsdann ſo zu, daß man ſich ihrer kaum erwehren kann. Bald ruht man nachdenkend aus, bald lächelt man und bald lacht man, und wie unſchuldig

iſt nicht dieſe Beſchäftigung? Freylich leiden die heutigen Zeitungen ein wenig, wenn man ſie neben jenen lieſt. Es iſt kaum möglich, nicht an das hodie mihi cras tibi zu gedenken: Heute an mir, morgen an dir; was ich war, biſt du jetzt, und wirſt dereinſt ſeyn, was ich bin.

16) Etwas Stoff zu Montags-Andachten.

1) Alle einander gleich zu ſeyn, erwarten wir erſt im Himmel gewiß. Es iſt viel darüber geſtritten worden, ob ſich dieſer Zuſtand früher erwarten ließe oder nicht. Allein die ſtreitenden Parteyen, wenigſtens die beſten unter ihnen, ſind nicht ſo verſchieden als man glaubt. Die Gleichheit der einen möchte wohl nichts anders ſeyn als

die Ungleichheit der andern. Die Gleichheit, die der Menſch hier verlangen kann, iſt ſicherlich: der erträglichſte Grad der Ungleichheit. Schade, daß dieſes Gleichgewicht ſich nur durch Druck und Gegendruck erhalten läßt, und daß ſich die zuletzt anordnende Partey immer, zur Sicherheit für die Zukunft einen kleinen Ausſchlag vorbehält, und vorbehalten wird.

2) Das Geſetz ehrt und fürchtet man, aber lieben im eigentlichen Verſtande kann man es nicht. Was für ein großer Gedanke daher, ihm einen Repräſentanten zu geben, den man nicht bloß ehren und fürchten, ſondern auch lieben kann, einen guten Regenten. Die Welt würde ſich dem Himmel nähern, wenn dieſes von beyden Seiten anerkannt würde. Ohne etwas

Anthropomorphismus läßt ſich ſelbſt Gott bloß fürchten und ehren, aber nicht lieben. Der Grund hiervon liegt ſehr tief in unſrer Natur, aber ſicher und unabänderlich. Verehrung von Tyrannen und Anbethung der Heiligen ſind bloße Abartungen des Triebes, zeugen aber immer von der Realität der Art. Hierbey werden wir wohl ruhen müſſen. Noch hat keine Götter-Demokratie eine Welt erſchaffen und erhalten, oder ſie alle waren Eins, und was heißt das?

3) Lord Shaftesbury ſprach einmahl mit einem Freunde über Religion. In derſelben Stube befand ſich ein Frauenzimmer, die ſich, um die Unterredung nicht zu ſtören, mit ihrer Arbeit in einen entfernten Winkel geſetzt hatte. Shaftesbury ſagte: Verſchiedenheit

der Meinungen in Religionsſachen, fän- den ſich nur unter Menſchen von mit- telmäßigen Fähigkeiten und Kenntniſſen; Leute von Geiſt hätten durchaus nur Eine Religion. Und was iſt das für eine, Mylord, fragte das Frauen- zimmer, begierig auffahrend. Das ſagen Leute von Geiſt nicht, war die Antwort.

4) Furcht, ſagt Lucrez, hat die Göt- ter geſchaffen, aber wer ſchuf dieſe allmächtige Furcht?

If fear *Gods*, who made *al-*
mighty fear?

5) "Sie wollen keinen Herrn; Selbſt Herrn ſeyn wollen Sie."

Biѕhops they would not have,
bat they would be.

6) Da die Handlungen eines jeden Men- ſchen ſich nothwendig ungleich ſeyn

müſſen: ſo frage dich: welches iſt die ſchlechteſte, die du in deinem Leben begangen haſt. Die Antwort pflegt guten Menſchen bald einzufallen. Dieſe Frage kann auch am Sonntage gethan werden, und deſto ſicherer ohne Schaden, da die Antwort außer uns ſelbſt, nur noch von einem Einzigen gehört wird.

7) Du dringſt auf Preßfreyheit. Recht gut. Nur frage ich dich: würdeſt du ſie auch alsdann verſtatten, wenn dein von dir gekränktes, hülfloſes Weib, dein von dir tyranniſirtes Geſinde, dein hingehaltener Gläubiger, und vor allen Dingen der Mann anfangen wollte, von dir drucken zu laſſen, der durch ſeine höhere Einſicht dich mit deinem ganzen Compilator-Ruhm, durch einen

Federſtrich vielleicht, in Staub ver-
wandeln könnte?

8) Die große und untrügliche Kunſt, ſich in Geſellſchaft allgemein lieben, ja ſelbſt verehren zu machen, iſt ſicherlich nicht die, eignen Witz, Verſtand und Kenntniſſe an den Tag zu legen, ſondern: ohne Zudringlichkeit und als brächte es die Natur der Unterredung ſo mit ſich, jedem der Gegenwärtigen, wo möglich, Gelegenheit zu geben, zu zeigen, daß Er Witz oder Verſtand oder Kenntniſſe beſitze. Jedem nach ſeiner Art. Wenn doch dieſes beherzigt würde, was würde nicht aus den Geſellſchaften werden? Dieſe große, aber freylich etwas ſeltene Gabe, die immer in dem Subjecte, Menſchenliebe und Weltkenntniß, und überdieß beſcheidenes Gefühl von eigenem aner-

kannten Werth vorausſetzt, wird nicht leicht jemand in einem höhern Grade beſitzen können, als ſie unſer unſterblicher Möſer beſeſſen hat. Wahrlich, ſagte einmahl ein Mann von Geiſt zu uns, wenn man mit Möſern oft in Geſellſchaft kömmt, ſo fängt man an zu glauben, man wiſſe etwas und ſey etwas.

---

17) Kohlengruben unter der See, und Etwas von negativen Brücken.

Daß es in Schottland Steinkohlengruben gibt, die ſich weit unter der See weg erſtrecken, iſt eine bekannte Sache. Ich bringe dieſes auch nicht ſeiner Sonderbarkeit oder gar Neuheit, ſondern einer artig ausgedrückten Betrachtung wegen hierher, die Faujas St. Fond in ſei-

ner Reiſe durch England und Schottland dabey anſtellt, und hoffentlich vielen unſerer Leſerinnen und Leſer nicht unwillkommen ſeyn wird. Sie ſteht im erſten Theile S. 155. 156. der Wiedemanniſchen Ueberſetzung dieſes Werks: "Wir kamen, heißt es, nach Alva, Clackmannan und Kulroß, wo ein ſtarker Bau auf ſehr ſchönen Kohlengruben getrieben wird. — Sehr merkwürdig iſt es, daß dieſe ſo reichen Steinkohlenlager ſich auf eine ziemlich beträchtliche Strecke unter das Bette des Meeres fortſetzen, und daß die Arbeiter in dieſen Gruben, wo ſie gegen einiges Durchſintern durch Dampfmaſchinen geſichert ſind, welche das Waſſer aus den Schachten heben, mit Sicherheit fortarbeiten, ohne ſich über die ungeheuren Waſſermaſſen, welche über ihren Köpfen ſchweben, zu beunruhigen.

Während alſo dieſe unermüdeten, kühnen Gruben-Arbeiter, ſchwach beleuchtet von dem traurigen Schimmer ihres Lämpchens, dieſe tiefen Höhlen von den Schlägen ihrer Hacken wiederhallen machen, gehen Schiffe, von günſtigen Winden getrieben, mit vollen Segeln über ihren Köpfen hin, und die Matroſen drücken, über das heitere Wetter erfreut, ihre Zufriedenheit durch frohe Lieder aus; zu einer andern Zeit aber zieht ein Wetter auf, der Horizont ſteht in Flammen, der Donner brüllt, das Meer tobt wüthig, alles iſt in Beſtürzung, die ganze Mannſchaft zittert; dann ſingen die Gruben-Arbeiter, unbewußt deſſen, was zu dieſer Zeit vorgeht, froh und zufrieden im Chore mit Freuden ihre Luſt und ihre Liebe, während das Schiff über ihren Köpfen zu Trümmern geht und verſinkt: Leider das

zu treffende Bild des täglichen Wechſels im menſchlichen Leben!" So weit Faujas St. Fond. — Was würde, kann man wohl hier fragen, Horaz geſagt haben, wenn man ihm, als er ſein berühmtes: *Illi robur et aes triplex* etc. niederſchrieb, von Menſchen geredet hätte, die es dereinſt mit glücklichem Erfolg wagen würden, hoch über ſeinem zerbrechlichen Schiff und den Wogen ſeines tückiſchen Meeres dahin zu ſchweben; ſich auf dem Boden eben dieſes Meeres Stunden lang aufzuhalten, und mit dem zerbrechlichen Schiffchen ruhig herauf zu correſpondiren *), und endlich andern, die von oben herab gezählt, ſogar in einer vierten Etage unter allen dieſen, nach Steinkohlen wühlen würden? Mit ſeinem *Nil admirari*, mit dem einem zuweilen

*) Dieſes hat der große Halley gethan.

bey ſolchen Gelegenheiten begegnet wird, hätte der große Mann gewiß nicht geantwortet, denn er verſtand ſeinen Horaz beſſer, als manche Neuere den ſo genannten ihrigen; er bewundert ja den erſten Schiffer ſelbſt. Vielleicht hätte er geſagt: es iſt Nichts unmöglich, ſo wie der Schwager, der meinen Freund nach dem Blocksberge fuhr, und da hätte er Recht gehabt, wie bey ſeinem *Nil admirari*; nur muß dort erklärt werden, was für ein Unmögliches verſtanden wird, ſo wie hier was für ein Bewundern. Da es ſich denn finden wird, daß, ſo wie der letzte Satz eine der größten moraliſchen Wahrheiten, ſo der erſte eine der größeſten Aufmunterungen für den menſchlichen Geiſt zu Muth und Thätigkeit enthält. Nun das Fernere von negativen Brücken.

Wenn man ſich den Durchſchnitt eines Strombettes als einen Zirkel-Abſchnitt gedenkt, deſſen Chorde die Waſſerlinie vorſtellte, ſo heißt hier eine poſitive Brücke ein zuſammenhängender Weg von einem Ende an das andere, oberhalb dieſer Linie, trockenen Fußes zu gelangen; eine negative hingegen eben ein ſolcher Weg, auf welchem aber dieſer Zweck unterhalb dieſer Linie erreicht würde. Hier gibt es aber, wie bey den chemiſchen Auflöſungen, zwey Fälle, einen naſſen und einen trockenen Weg. Von dem letzten iſt hier nur allein die Rede. Eine negative Brücke wäre alſo ein Weg, der unter dem Strombette weg, von einem Ufer nach dem andern ginge, ſo wie die ſchottiſchen Kohlengruben und Stollen unter der See. Ein ſolcher Gang könnte

gewölbt und mit Laternen erleuchtet werden. So lächerlich dieſer Gedanke, flüchtig angeſehen, ſcheint, ſo wäre doch wohl ein Fall gedenkbar, wo die negative Brücke weniger koſtete, als die poſitive. Denn die poſitiven müſſen 1) des Tageslichts wegen und wegen ihrer Anſichten aus der Nähe und Ferne, oft vielen unnützen architectoniſchen Staat machen, den die negativen füglich ſparen können; 2) hindern erſtere die freye Fahrt bemaſteter Fahrzeuge, und ſolcher, die von Menſchen oder Pferden gezogen werden müſſen, ſehr; 3) der Eisgang macht öftere, koſtbare Reparaturen bey ihnen nöthig; 4) beengen ſie ferner den Strom, welches, bey ſtarkem Zufluß des Waſſers, den Benachbarten ſehr gefährlich werden kann. Alles dieſes fällt bey letztern weg.

Hierzu kömmt noch, daß gerade an ſol-
chen Stellen, wo das höchſte Intereſſe der einander gegenüber Wohnenden eine poſitive Brücke nöthig machte, das Intereſſe anderer, zumahl der Schiffer, ſolches verbiethet, und Gerechtſame Statt haben, die nicht verletzt werden dürfen. Ein ſolcher Fall mag wohl Urſache ſeyn, daß man, wie ich höre, aber bis jetzt noch nicht verbürgen kann, willens iſt, ein Paar Grafſchaften in England auf dieſem trockenen Wege unter der Themſe weg, mit einander zu verbinden. Wer die Werke Brindley's und des Herzogs von Bridgewater und engliſche Indüſtrie kennt, wird an der Ausführung nicht zweifeln; es iſt bey dieſem Volk hierzu nichts weiter nöthig, als die Ueberzeugung, daß es nöthig iſt,

und höchſtens die Freude, einem auf den Buchſtaben ſeiner Rechte ſich ſtützenden, hartnäckigen Opponenten einen unvermutheten Streich über oder unter dieſem Buchſtaben weg zu ſpielen, und alſo auch von der Seite zu triumphiren.

---

18) Jüdiſche Indüſtrie neben holländiſcher Frugalität.

Stedman erzählt in ſeinem bekannten Buche *) allerley Wunder, die er in Surinam angetroffen hat, von großen halbſchwarzen idealiſchen Schönheiten, großen Schlangen, neuen Affen, neuen giftigen Inſecten, alten Chriſten, die ihre

*) Narrative of a five years expedition againſt the Negroes of Surinam. II voll. 4to. London 1796. Mit 80 Kupfertafeln. (Deutſch überſetzt im Auszuge. Hamb. 1797. 8.)

Knechte leichter Vergehungen wegen zu Tode peitſchen laſſen; einer holländiſchen chriſtlichen Schönen, die das Kind ihrer Sclavinn, weil deſſen Schreyen ihren zarten Ohren läſtig fiel, ins Waſſer werfen ließ, und dergleichen mehr. Unter allen aber hat mir am beſten gefallen, was er im zweyten Bande S. 198 erzählt, nähmlich, daß er zu Paramaibo bey einem gewiſſen Herrn Reynsdorp, einem Pflanzer, einen Juden angetroffen habe, der deſſen Kinder in der chriſtlichen Religion unterrichtete, also im eigentlichen Verſtande einen Chriſtlichen-Religions-Sprachmeiſter von angeborner jüdiſcher Religion. Iſt das nicht herrlich? Es geht doch nichts über die Juden. Man will es nur nicht immer recht erkennen. Man erlaube uns hier-

bey nur die einzige Frage: würde wohl Herr Reynsdorp, wenn er ein Liebhaber von Mettwürſten geweſen wäre, die Verfertigung derſelben in ſeinem Hauſe einem Juden anvertrauet haben, geſetzt auch, der Jude habe ſich, nach einem gegebenen Recept, damit befangen wollen? — Allein hier erfordert es denn doch Humanität ſo wohl als Wahrheitsliebe zu Herrn Reynsdorps, und folglich ſeines Juden, Ehre, anzuzeigen, daß Herr Stedman an einem andern Orte von Herrn Reynsdorp ſagt: "auf ſeinen Kaffeh-Plantagen herrſche Friede, Milde und wahrhaft menſchliches Verfahren gegen die Sclaven, keine Klagen, keine Banden u. ſ. w., und ein Mann von ſolchen Geſinnungen übergibt ſeine Kinder einem Juden zum Unterricht in der chriſtlichen Reli-

gion? Hier ſcheint etwas zu fehlen, wel=ches auszumitteln Herr Stedman, ein ſonſt braver Soldat, nicht Philoſoph genug war. Ich habe in der Ueberſchrift dieſes Verfahrens Herrn Reynsdorps Fru=galität zugeſchrieben. Ich brauche wohl nicht zu erinnern, daß Geitz von Frugalität unterſchieden iſt, wie Hunger=leiden von weiſer Diät. Wie wenn der Holländer bey ſeinem Erziehungs = Plan nicht ſo wohl Geld= als Geiſtes=Ausga=ben zu erſparen geſucht, und etwa ſeinen Juden genauer gekannt hätte, als ſich aus dem bloßen Wort ſchließen läßt. Getauft war er nicht, ſonſt wäre wohl die ganze Geſchichte keiner Aufzeichnung werth geweſen, aber er war ein portu=gieſiſcher Jude, das ändert die Sache ſchon etwas. Wäre der Herr ein berli=

niſcher aus Mendelſohn's Schul- geweſen, ſo getraue ich mir nicht allein Hrn. Reynsdorps Charakter, ſon- dern die ganze peitſchen- und banden- freye Haushaltung auf deſſen Plantagen daraus zu entziffern, auch wohl über die Bedeutung der Worte Chriſt und Jude in dieſer Stelle einige Auskunft zu geben.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Lichtenberg, Georg Christoph, / Lichtenberg, Ludwig Christian, / Kries, Friedrich Christian,

Georg Christian Lichtenberg's vermischte Schriften

Bd.: Fünfter Band

Göttingen 1803

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 1362 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11252081-5
VD18 15443760-001